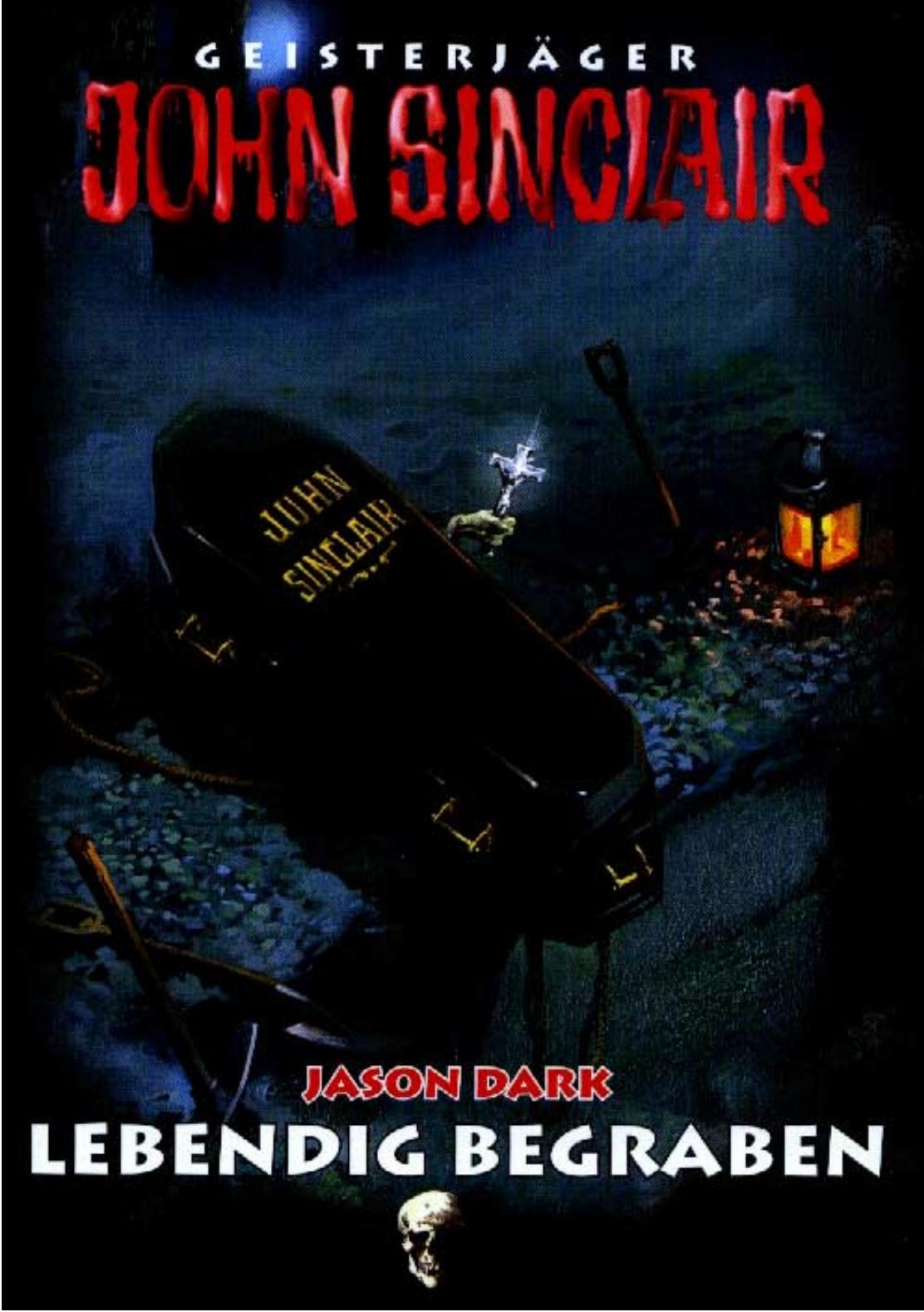


GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR



JOHN  
SINCLAIR

JASON DARK

# LEBENDIG BEGRABEN



## **JOHN SINCLAIR 05 - Lebendig begraben**

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

## **Liebe Leserin, lieber Leser!**

In den bereits erschienen ersten vier Bänden der WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR haben Sie mit Superintendent James Powell, Glenda Perkins, Bill und Sheila Conolly, Jane Collins, Suko und Will Mallmann bereits die wichtigsten Mitglieder des Sindair-Teams kennengelernt. Diese Romane sind sämtlich als Erstauflage in der Reihe GESPENSTER-KRMI im Bastei-Verlag erschienen, bevor im Januar 1973 die eigenständige Serie JOHN SINCLAIR startete. Die Romane schrieb ich noch in der 3. Person. »Schach mit dem Dämon«, der erste Roman des Bandes 5, den Sie gerade in den Händen halten, ist auch der erste, den ich in der Serie in der Ich-Form schrieb. Ich habe damals lange überlegt, ob ich die Erzählart wechseln sollte. Heute bin ich froh darüber, es getan zu haben. Auf diese Weise fühlte ich mich meinem Helden noch näher und glaube, daß sich seitdem auch die Leser noch mehr mit John Sinclair identifizieren können.

In dem Roman »Schach mit dem Dämon« spielen die Conollys die Hauptrolle. Bill erfährt von Sheila in einer Situation, da sie dem Tode sehr nahe sind, daß er Vater wird.

Die weiteren Romane »Der Irre mit der Teufelsgeige« und »Lebendig begraben« sind ein Zweiteiler, der damals Furore machte, weil John Sinclair zum erstenmal in einer Dimension des Schreckens gelandet war, wo er sich gegen entsetzliche Horrorwesen behaupten mußte und schließlich nur mit Glück einen Weg zurück auf die Erde fand. In diesen Romanen hat der Schwarze Tod als Teufelsgeiger Zarcadi einen seiner ersten Auftritte in der Serie, und es zeichnet sich bereits ab, daß er in der nächsten Zeit zu John Sinclairs Todfeind Nummer 1 werden wird ...

Liebe Leserin, lieber Leser, tauchen Sie auch diesmal wieder mit mir ein in die Welt des Unheimlichen und bestehen Sie Seite an Seite mit John Sinclair und seinen Freunden die haarsträubendsten Abenteuer gegen Feinde, denen man sonst nur in seinen Alpträumen begegnet ...

Jason Dark

## SCHACH MIT DEM DÄMON

Es fing alles so harmlos an.

Die Schatten der Dämmerung hatten einen strahlenden Herbsttag abgelöst. Doch jetzt, gegen Abend, kam schon die Nachtkühle auf. Über den Wiesen tanzten die Mücken, während der Wind bereits die ersten gelben Blätter von den Bäumen wehte.

Bill Conolly, früher Starreporter und heute nur noch gelegentlich für die großen Magazine in aller Welt tätig, betrat seinen großen Wohnraum. Er hatte Holz geholt und wollte mit seiner Frau Sheila einen gemütlichen Abend am Kamin verbringen, im Schaukelstuhl, bei knisterndem Feuer und einem guten Buch. Seit Bill verheiratet war, führte er das Leben eines normalen Ehemannes, wenn er auch manchmal aus dem Alltag ausbrach und mit seinem besten Freund John Sinclair auf Dämonenjagd ging. Doch das geschah selten, dafür sorgte schon Sheila, dieses blonde, liebevolle Wesen, das Bills Herz in Flammen gesetzt hatte.

Bill Conolly stapelte die Holzscheite in einen Eisenkorb und wischte sich die Hände sauber. Aus den Lautsprechern der Stereoanlage erklang leichte Musik. Schlager, die gerade >in< waren.

Bill ging in die Knie und legte einige Holzstücke fachmännisch auf den Kaminrost. Eine Gasanlage sorgte dafür, daß sie sich schnell entzündeten.

Schon bald prasselten die Flammen. Ihr zuckender Schein tauchte das Zimmer in gemütliches Licht. Bill knipste noch zwei Wandleuchten an, zog sich den Schaukelstuhl ein Stück näher an den Kamin und begann zu lesen. Er vertiefte sich in einen Reisebericht, den ein deutscher Forscher über die Osterinseln geschrieben hatte. Das Buch fesselte den hochgewachsenen Mann so sehr, daß er die Schritte nicht hörte, die sich ihm näherten. Er schlug soeben eine Seite um, da legten sich zwei Hände über seine Augen. Bill ließ das Buch sinken. »Wer ist da?« fragte er gespielt überrascht.

»Rate mal«, erklang jene weiche, weibliche Stimme.

»Keine Ahnung!« Bill mußte grinsen. Er schwang seine Arme über den Kopf, legte beide Hände auf eine schmale Wespentaille und fühlte unter seinen Fingern die Seide eines Kleides.

»Wenn mich nicht alles täuscht, steht hinter mir meine Herrin und Gebieterin und Bettgespielin in einer Person«, sagte Bill

»Schuft!« Die Hände verschwanden von Bills Augen. »Mich so zu bezeichnen. Bettgespielin, wie sich das anhört.« Sheila Conolly trat um den Stuhl herum und setzte sich zu ihrem Mann auf den Schoß.

Bill legte seine Hände um Sheilas Körper. Das Buch rutschte zu Boden. Es war ihm egal. Dicht vor seinen Augen schimmerten Sheilas verlockende Lippen. Obwohl Bill nun schon einige Jahre verheiratet war, übte Sheila noch immer die Faszination auf ihn aus wie am Tag der Hochzeit. Sie war eine Frau, von der viele Männer nur träumen konnten.

Das lange Haar hatte eine blonde Farbe und erinnerte an reifen Kansas-Weizen. Es fiel bis auf die Schultern und legte sich dort in eine Außenrolle. Sheila hatte ein feingeschnittenes Gesicht, an dem die Kosmetikindustrie mit ihren Cremes und Wässerchen höchstens etwas verschlammern konnte, und volle, naturrote Lippen. Ihre Figur konnte sich ebenfalls sehen lassen. Sheila Conolly war ein Typ, der in alten Jeans und T-Shirt ebenso sexy wirkte wie im weit ausgeschnittenen Abendkleid.

Bill war stolz auf seine Frau, und Sheila war stolz auf ihn.

An diesem Abend trug sie ein langes Hauskleid im Country Look. Der Rock war bunt, von der Taille ab geschwungen und nicht angekräuselt. Das Oberteil schmiegte sich eng an den Körper. Die kurzen, wie aufgebläht wirkenden Ärmel standen im krassen Widerspruch dazu.

Sheilas Zeigefinger fuhr über Bills Lippen. »Es wird ein wunderbarer Abend«, flüsterte sie. »Nur wir beide. Ich habe mich schon seit Stunden darauf gefreut.«

Bill verzog das Gesicht. Dabei legte sich seine Denkerstirn in Falten. Es sah lustig aus. »Du vergißt den Knilch, der uns heute noch das Geschenk bringen soll«, sagte er. »Der Knabe läßt sich verdammt viel Zeit.« Bill blickte auf seine Uhr. »Schon sieben

durch. Wenn er in einer Stunde noch nicht hier war, rufe ich an« Sheila lächelte. »Er wird schon noch kommen.« »Hoffentlich.«

Das Geschenk, von dem Bill Conolly gesprochen hatte, war etwas ganz Besonderes. Sheila hatte es zufällig in einem Antiquitätenladen gesehen und war sofort hingerissen gewesen. Bei diesem Geschenk handelte es sich um ein Schachspiel aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Figuren waren aus kostbarem Elfenbein geschnitzt und kosteten ein kleines Vermögen. Sheila hatte das Spiel trotzdem gekauft. Sie und Bill brauchten auf den Shilling nicht zu schauen. Sheila hatte von ihrem Vater mehrere chemische Fabriken geerbt. Sie selbst hatte sich aus dem Geschäft zurückgezogen und überließ das Management erfahrenen Fachleuten. Mit Erfolg, wie Sheila an den Gewinnspannen merkte.

Das Schachspiel war nicht für sie, sondern für John Sinclair. Er hatte am nächsten Tag Geburtstag, und da John ein Freund des königlichen Spiels war, würde ihm dieses Geschenk sicherlich eine riesige Freude bereiten.

Die Feier sollte in Johns Apartment stattfinden, und geladen waren all seine Freunde. Männer und Frauen, auf die sich der Geisterjäger hundertprozentig verlassen konnte, die er selbst aber auch niemals im Stich lassen würde.

Bill Conolly zündete sich eine Zigarette an. Gelassen blies er den Rauch in die knisternden Flammen, während Sheilas Kopf an seiner linken Schulter ruhte.

»Ich wollte, es wäre immer so«, sagte sie leise.

»Wie meinst du das?«

»Ich liebe diese Abende, das ruhige gemütliche Leben und wünsche mir, daß es immer so bleiben wird.«

»Aber warum soll sich daran etwas ändern?«

Sheila nahm den Kopf hoch. »Du lügst, ohne rot zu werden, Bill«, sagte sie. »Denk mal an die schrecklichen Auseinandersetzungen, die hinter dir liegen. Die Kämpfe mit Dämonen und was weiß ich für Höllenpack. Das ist noch längst nicht vorbei.«

Bill drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. »Was kann ich dafür?«

»Du darfst dich eben gar nicht erst mit solchen Dingen beschäftigen«, erwiderte Sheila mit bestechender weiblicher Logik. Der Türgong unterbrach das Gespräch.

»Das wird der Knabe sein«, vermutete Bill und schob Sheila sanft von seinem Schoß. »Ich mache auf.«

Mit langen Schritten durchquerte der Reporter den großen Raum und die Diele, dann stand er vor der Haustür. Durch die Sprechanlage erkundigte er sich, wer draußen war.

Es war tatsächlich der Mann mit dem Geschenk.

»Sie können hereinkommen«, sagte Bill und drückte auf einen Knopf. Das Eingangstor zu seinem Grundstück glitt automatisch zur Seite.

Bill erwartete den Überbringer vor der Haustür. Der Mann mußte erst noch den großen Vorgarten durchqueren, in dem bereits die Laternen brannten und um deren helle Lichtinseln Hunderte von Mücken ihre seltsamen Tanzspiele aufführten. Der Besitzer des Geschäftes überbrachte persönlich das Geschenk.

Der Mann hieß Octavio und war für Bills Geschmack ein unsympathischer Bursche. Er trug einen schwarzen Mantel, der ihm fast bis zu den Knöcheln reichte. Der Schädel war eiförmig, und nur den Hinterkopf schmückten noch einige hellgraue Haare. Octavio ging leicht vornübergeneigt. Hart stach die Raubvogelnase aus seinem Gesicht hervor. Augenbrauen hatte der Mann keine mehr aufzuweisen, dafür aber einen sichelförmigen Bart, der rechts und links der Mundwinkel herabhing und nur die schmale Unterlippe zu erkennen gab.

Mr. Octavio hatte die Arme ausgestreckt. Das wertvolle Geschenk trug er auf beiden Händen. Es war wohl verpackt. »Bitte sehr, Mr. Conolly«, sagte der Händler und ließ sich das Paket von Bill abnehmen.

Bill faßte es behutsam und stellte es in der geräumigen Eingangsdiele auf einen kleinen Tisch. Dann nahm er den schon vorbereiteten Scheck und überreichte ihn dem Händler.

Octavio steckte das Papier ein, ohne überhaupt einen Blick darauf zu werfen. Er sah nur Bill an, und der Reporter glaubte, ein wissendes Lächeln um die Mundwinkel des Gegenübers spielen zu sehen.

»Ist noch etwas?« fragte Bill.

»Eigentlich nicht.«

»Sondern?«

»Ich wünsche Ihnen nur viel Spaß beim königlichen Spiel«, sagte der Mann mit einem Unterton in der Stimme, der Bill stutzig werden ließ. Der Reporter entgegnete jedoch nichts, auch nicht, als sich Octavio umdrehte und grußlos dem Tor entgegenging.

Bill wartete, bis er den Mann nicht mehr sehen konnte. Dann kehrte er zurück ins Haus.

Sheila erwartete ihn bereits. Da sie mit dem Rücken zum Kamin stand, warf der Widerschein der Flammen kupferfarbene Reflexe auf ihre goldblonde Außenrolle. Sie sah bezaubernd aus. Bill stellte das Paket ab.

Sheilas Lächeln gerann, als sie in das Gesicht ihres Mannes blickte. »Ist etwas geschehen?«

Bill winkte ab. »Dieser Octavio ist ein komischer Kerl. Der hat mich angesehen, als wollte er mich fressen. Und dazu hat er noch gebrinst. Seltsam.«

Sheila trat auf ihren Mann zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Mein lieber Bill, du siehst mal wieder Gespenster. Jeder Mensch ist anders. Das müßtest du doch eigentlich am besten wissen.«

Bill hob die Schultern. »Schon - aber ...«

»Kein aber, mein Schatz.« Sheila Conolly zog ihren Mann mit sanfter Gewalt zu dem Fell. Sie hatte es auf den Boden gelegt und darauf mehrere Kissen. Bill sah, daß an Sheilas Kleid schon einige Knöpfe offenstanden, und er wußte Bescheid.

Das, was ihn jetzt erwartete, ließ ihn das Schachspiel vergessen ...

Beinahe lautlos rollte das Tor über die Schiene und glitt hinter Octavio ins Schloß.

Der Händler drehte sich um, verstaute beide Hände in seinen Manteltaschen und lächelte. Es war ein böses, wissendes und teuflisches Lächeln zugleich. Denn er, Octavio, hatte dem Reporter eine Bombe ins Haus gebracht.

Eine magische Bombe allerdings, deren Wirkung jedoch nicht minder schrecklich sein würde als die einer von herkömmlicher Bauart.

Der Händler ging nicht sofort zu seinem Wagen. Er warf noch einen Blick durch die armdicken Gitterstäbe des Tores auf das Haus.

Octavio sah Licht durch die Büsche schimmern, sehr schwach nur, und bald wurde es völlig finster.

Erst jetzt wandte sich der Händler ab.

Mit gemessenen Schritten ging er durch die ruhige Villenstraße. Niemand beobachtete ihn, kein Mensch befand sich um diese Zeit auf dem Bürgersteig. Die Villen - sie lagen meist innerhalb parkähnlicher Grundstücke - waren von der Straße her kaum zu sehen. Mauern und wuchtige Bäume bildeten einen richtigen Schutzwall.

Doch Octavio war das egal. Er kümmerte sich um andere Sachen, hatte viel größere Pläne.

Er erreichte seinen Wagen. Es war eines dieser altmodischen hochrädrigen Taxis, die - schon ausgemustert - zu Liebhaberpreisen verkauft wurden. Octavio hatte seinen Wagen ersteigert. Er fühlte sich nur in solch einem Gefährt wohl.

Der Händler selbst fuhr nicht. Er hatte einen Diener eingestellt. Der Mann hieß Malko, war Fahrer, Leibwächter und Putzfrau in einer Person. Er hatte Octavio im Innenspiegel gesehen und öffnete ihm die Tür.

Der Händler stieg ein. Zufrieden grinsend ließ er sich auf den Beifahrersitz sinken.

Malko drehte den Kopf. »Hat alles geklappt?« fragte er. Seine Stimme klang nicht lauter als ein Flüstern, obwohl er normal sprach. Malko hatte einen Stimmbandschaden. Überhaupt war er

ein seltsamer Typ. Auf seiner Stirn befand sich eine schlecht verheilte, fingerdicke Narbe. Sie zog sich waagerecht von einer Stirnseite zur anderen. Die Augen versteckte Malko hinter einer dunklen Brille, die Nase war flach und sah aus wie ein Kieselstein. Der große Malko hatte ein fliehendes Kinn und einen kleinen, fast runden Mund. Er hielt sich stets gebeugt, und so entstand der Eindruck, daß die Natur Malko auch noch mit einem Buckel versehen hatte.

Octavio warf die Tür ins Schloß. »Fahr los«, sagte er. Malko startete. Er war kein besonders guter Fahrer, und der Wagen ruckte beim Start an.

Der Händler wurde nach vorn geworfen und fluchte. »Paß doch auf, du Idiot!« zischte er.

Malko entschuldigte sich.

Er steuerte das hochrädrige Taxi durch das abendliche London auf den Stadtteil Chelsea zu. Während der Fahrt sprach keiner der Männer ein Wort.

Erst als sie das Geschäft erreicht hatten, erkundigte sich Malko: »Haben Sie noch Arbeit für mich?«

»Nein!«

Malko ließ seinen Boß aussteigen und lenkte den Wagen dann in eine Garage. Die Einfahrt befand sich im Erdgeschöß des Nachbarhauses, direkt neben dem Antiquitätenladen.

Octavio schloß die gut gesicherte Tür auf. Unter dem Holz verbarg sich eine Panzerplatte, und auch das Schloß war so gut wie einbruchssicher.

Im Dunkeln betrat der Händler sein Geschäft. Die kleine Glocke, die normalerweise den Besuch eines Kunden ankündigte, hatte er abgestellt.

Es war nicht völlig ruhig in dem Geschäft. Irgendwo knackte und knarrte immer etwas. Die Bohlen des Fußbodens ächzten unter Octavios Gewicht.

Durch eine Tür hinter dem breiten, aber ziemlich kurzen Holztresen verschwand der Händler in einem Nebenzimmer, das als Büro eingerichtet war.

Octavio machte Licht. Der Widerschein spiegelte sich auf

einem alten Stahlschrank. Der Schreibtisch hätte ebenfalls schon in ein Museum gehört, und der Stuhl mit den hohen Armlehnen auch. Nur das Telefon war neu.

Der Händler ließ sich in den Sessel fallen. Beide Hände legte er auf den Schreibtisch und schloß die Augen. Er war zufrieden mit sich. Die Weichen waren gestellt, um John Sinclair und dessen Freunde ein für alle mal von dieser Welt verschwinden zu lassen ...

Zigarettenrauch kräuselte der Decke entgegen. Das Feuer im Kamin war fast heruntergebrannt. Nur noch ein paar sparsame Flammen flackerten auf. Hin und wieder zerplatzte ein Holzspan, und glühende Funken flogen der Kaminöffnung entgegen.

Bill saß im Schaukelstuhl. Er nippte an seinem Bourbon. Ab und zu warf er einen Blick auf Sheila, die es sich auf dem Fell bequem gemacht hatte. Ein flauschiger blauweißer Morgenmantel hüllte ihren Körper ein.

Bill trank in langsamem Schlucken. Eiswürfel schlugen mit melodischem Klingeln gegeneinander.

»Schon elf Uhr«, sagte Sheila. »Ich glaube, es wird Zeit.« Sie räkelte sich und kuschelte sich dann enger in den Bademantel. Bill lächelte. Er hob dabei die Schultern. »Was soll's? Uns treibt doch niemand.«

»Trotzdem, ich bin müde.« Sheila setzte sich. Der Mantel klaffte auseinander und gab zwei makellose Beine frei.

»Und das Paket?« fragte Bill.

Sheila runzelte die Stirn.

»Johns Geschenk«, hakte der Reporter nach. »Du wolltest es mir noch zeigen und dann in Geschenkpapier einwickeln. Du hast es mir selbst gesagt.«

Sheila zog einen Flunsch. »Ehrlich gesagt, dazu bin ich zu müde. Ich zeige es dir morgen.«

»Faulpelz.« Bill stimmte sich aus seinem Stuhl. »Dann werde ich die Figuren eben selbst auspacken.«

»Tu das. Ich gehe schon ins Bett.« Sheila begann zu gähnen. Sie ließ sich von Bill hochziehen, hauchte ihm einen Kuß auf den Mund und flüsterte: »Es war schön, Darling.«

»Das ist es doch immer.«

»Aber heute besonders.« Sheila löste sich von ihm und verließ das Zimmer.

Bill trank sein Glas leer. Die Zigarette war im Ascher verqualmt. Der Reporter holte eine Schere und begann die Kordeln, die um das Papier gewickelt waren, aufzuschneiden.

Zum Vorschein kam ein graubrauner Karton. Er hatte die Form eines großen Würfels. Bill öffnete die beiden oberen Papphälften und holte das hölzerne Schachbrett hervor.

Die schwarzen und weißen Felder schimmerten mit einem matt Glanz. Bei näherem Hinsehen erkannte Bill Motive, die in die Felder eingearbeitet worden waren.

Der Reporter runzelte die Stirn. Solch ein Schachbrett hatte er noch nie gesehen. Normalerweise waren die Felder glatt und ohne irgendwelche Zeichen. Aber hier ...

Bill war zu müde, um sich noch genauer mit dem Schachbrett zu beschäftigen. Er holte statt dessen die kleine Kiste mit den Figuren aus dem Karton hervor.

Die Kiste war mit Samt ausgeschlagen. Die schwarzen und weißen Spielfiguren - aus Elfenbein geschnitzt - lagen nach Farben getrennt.

Bill fiel zuerst der weiße König in die Hand. Er war etwa so groß wie eine Männerhand, trug eine Krone auf dem Kopf und hatte ein so kunstvoll geschnitztes Gesicht, daß Bill das Gefühl hatte, die Figur würde leben.

Er strich mit dem Finger darüber. Die Figur fühlte sich seltsam warm und weich an. Nachgiebig.

Bill legte sie beiseite, nahm die Dame in die Hand.

Bei ihr hatte er das gleiche Gefühl. Während der König ein Zepter in der Hand hielt, trug die Dame um den Hals eine Holzkette mit winzigen, kaum zu erkennenden Diamant-splittern.

»Das ist ein Ding«, flüsterte Bill ehrfurchtsvoll, »so etwas habe

ich noch nie gesehen.« Er sah sich die Dame genau an. Der Künstler, der diese Figuren geschnitten hatte, war ein wahrer Meister seines Fachs. Er hatte ihnen Leben eingehaucht. Ja, Bill schien es, als würden die Figuren im Licht der Wandlampen ein regelrechtes Eigenleben entwickeln.

Der Reporter wischte sich über die Augen. »Ich glaube, ich brauche auch eine Mütze voll Schlaf«, murmelte er.

Dann nahm er die anderen Figuren zur Hand.

Die Türme. Sie sahen völlig normal aus. Zylinderförmig und mit einer Zinne versehen.

Die Läufer. Auch normal. Sie unterschieden sich in nichts von anderen Schachfiguren.

Die Springer! Hier hatte der Meister wieder seine Klasse bewiesen. Er hatte Tiere geschnitten, so echt und so lebensnah, als würden sich die Elfenbeinfiguren im Galopp befinden. Auf den Rücken der Pferde saßen Reiter und schwangen ihre Schwerter.

Bill legte die Figuren wieder in den Kasten.

Blieben noch die Bauern.

Bill Conolly nahm eine dieser kleinsten Figuren in die Hand, die nur halb so groß waren wie die anderen. Er drehte sie in den Fingern und stieß im nächsten Augenblick eine Verwünschung aus.

Die Bauern trugen Lanzen in den Händen, die vorn so spitz waren, daß sich der gute Bill die Haut unterhalb des Nagels aufgerissen hatte.

»Sind ja lebensgefährlich, die Dinger«, knurrte der Reporter. Er sah in das Gesicht der Figur. Hier waren Augen, Mund und Nase nur angedeutet. Der Schnitzer hatte sich nicht soviel Mühe gegeben. Aber es waren ja nur Bauern.

Bill Conolly packte die Figuren wieder ein.

»Kommst du, Bill?« hörte er Sheilas Stimme.

»Ja, gleich.« Der Reporter lutschte das Blut von seinem rechten Zeigefinger, klappte die Kiste wieder zu und verließ den Raum. Vorher löschte er noch das Licht und schritt die Wendeltreppe zum Schlafzimmer hoch.

Schlaf- und Waschräume lagen in der oberen Etage. Sheila hatte schon die Betten aufgeschlagen. Bill warf noch einen Blick in den Schlafräum und sagte lächelnd: »Ich gehe nur noch ins Bad.«

»Aber beeil dich, Darling. Ich will nicht ohne dich einschlafen!« Bill deutete einen Kuß an und verschwand. Der Finger blutete noch immer. Ein ziehender Schmerz pulste durch seine Hand. Bill wunderte sich, daß diese kleine Wunde so lange blutete. Das war ihm bei ähnlichen Verletzungen nicht passiert. Er hatte gutes >Heilfleisch<.

Im Bad fand Bill ein Pflaster und klebte es auf die >Wunde<. Dann stieg er noch kurz unter die Dusche. Er trocknete sich gar nicht richtig ab, sondern zog seinen dicken flauschigen Bademantel über.

Sheila schlief bereits, als er das gemeinsame Schlafzimmer betrat. Auch Bill legte sich hin.

Er löschte das Licht.

Jetzt, wo er abschalten konnte, fühlte er wieder das Ziehen im Finger. Bill meinte sogar, der Zeigefinger wäre etwas ange-schwollen.

Er dachte nicht mehr an die kleine Verletzung und versuchte zu schlafen.

Es gelang ihm nicht.

Unruhig wälzte er sich von einer Seite auf die andere. Neben ihm atmete Sheila tief und gleichmäßig. Er beneidete seine Frau um ihren gesunden Schlaf.

Bill hatte die Tür offengelassen. So war es nicht völlig finster. Der Reporter konnte Umrisse erahnen. Er begann das alte Spiel und zählte Schäfchen. Schlaf fand er trotzdem nicht.

Waren es zwei oder drei Stunden, die Bill wach gelegen hatte? Er vermochte es nicht zu sagen. Irgendwann fiel er dann in einen tiefen Schlummer, einen fast bewußtlosen Zustand, der Bill einen Traum bescherte und ihm den Schweiß aus den Körperföhlen trieb.

Bill sah sich als Schachfigur. Auf einem riesigen Brett. Von allen Seiten drangen sie auf ihn ein. Die Reiter auf ihren Pferden,

gefolgt von den Bauern. Der König und die Dame trieben ihre Vasallen an. Alle hatten nur ein Ziel.

Sie wollten Bill Conolly töten!

Die Bauern trieben ihn in die Enge. Lanzen flogen auf ihn zu. Bill wich aus, sprang zur Seite, doch es flogen immer mehr Lanzen heran. Er wurde an der linken Schulter getroffen, an der Hüfte. Eine Lanze streifte seinen Hals.

Bill fiel zu Boden.

Dann stand der König persönlich vor ihm. Sein Gesicht hatte sich verändert. Es war zu einer dämonischen Fratze geworden, mit glühenden Augen und einem riesigen Maul.

Der König hielt ein Schwert in der Hand. Hoch schwang er es über dem Kopf.

»Ich töte dich, Bill Conolly! Ich töte dich!«

Er schlug zu.

»Neiiinnn!« schrie Bill, setzte sich im Bett auf und war wach. Licht blendete ihn.

Sheila Conolly hatte es angeknipst. Besorgt blickte sie ihren Mann an. »Was ist, Bill? Was ist los? Warum hast du geschrien?« Bill schüttelte den Kopf und rieb sich über die schweißnasse Stirn. Er mußte sich erst wieder beruhigen. Seine Stimme klang heiser, als er sagte: »Ich hatte da einen Traum. Einen Alptraum. Grauenhaft.«

»Aber der ist jetzt vorbei«, erwiederte Sheila beruhigend. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

Bill atmete keuchend. Er mußte Sheila den Traum einfach erzählen. »Das Schachbrett«, flüsterte er.

»Was war damit?«

»Ich - ich war eine Schachfigur. Und die anderen Figuren lebten. Bauern, die Dame, der König. Sie alle liefen auf mich zu, wollten mich töten. Mein Gott.« Bill vergrub sein Gesicht in beide Hände.

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?« fragte Sheila fürsorglich.

»Nein, nein, nicht nötig. Danke.« Der Reporter ließ sich wieder zurückfallen. Ziellos starnte er gegen die Decke. Dann sagte er:

»Gebe Gott, daß dieser Traum niemals in Erfüllung geht ...«

Ich betrat das Bad und knipste Licht an. Augenblicklich sah ich mein Spiegelbild. Ein ziemlich mieses, muß ich ehrlich gestehen. Das ist er also, stellte ich fest. Der berühmte Geisterjäger, Feind aller Dämonen und finsternen Mächte.

Im Schlafanzug sehen alle Menschen irgendwie gleich aus. Auch ich, John Sinclair, jüngster Oberinspektor bei Scotland Yard, ziemlich groß, blond, blaue Augen.

Im Augenblick war ich müde. Ich streckte mir selbst die Zunge heraus. Sie war belegt. Ich gähnte und stellte mir vor, jetzt irgendwo auf einer einsamen Berghütte zu sein und die Nebelschwaden zu beobachten, die aus den Tälern stiegen.

Leider war ich es nicht, sondern befand mich in meiner Wohnung. Ich hatte Geburtstag. Jawohl, ich war mal wieder reif. Aus diesem Grund hatte ich auch einen Tag Urlaub genommen. Mit dem heutigen Freitag sollte es ein verlängertes Wochenende werden. Mit einer Feier am heutigen Abend.

Geburtstag! Wie sich das anhörte. Als Kind hatte ich mich darauf gefreut, aber wenn man das dreißigste Lebensjahr überschritten hat, dann beginnt man schon nachzudenken. Ich kenne Leute, die sagen kurz und knapp: Mit Dreißig ist der Lack ab! Ich gehöre nicht zu den Pessimisten, obwohl ich eigentlich dankbar sein mußte, daß ich diesen Geburtstag noch feiern konnte. Wenn ich so an die vergangenen Jahre denke, dann läuft mir nachträglich noch eine Gänsehaut über den Rücken.

Zuviel war auf mich eingestürmt. Ich hatte mich mit den schlimmsten Dämonen herumgeschlagen.

Ich scheuchte die trüben Gedanken fort und stieg aus meinem Schlafanzug.

Dann hüpfte ich unter die Dusche.

So etwas macht mich immer munter.

Zehn Minuten überließ ich meinen Körper den Wasserstrahlen, und gerade als ich aus der Kabine stieg, klingelte das Telefon. Der erste Gratulant?

Tropfnäß ging ich in den Livingroom. Beim fünften Klingeln hob ich ab.

»Sinclair!«

Die Männerstimme am anderen Ende der Leitung begann zu lachen. »Sie haben heute Geburtstag?«  
Mir schwante schon Böses. »Ja«, erwiderte ich. »Und?«  
»Es wird Ihr letzter Geburtstag sein, Sinclair. Noch heute werden Sie zur Hölle fahren. Es ist Schluß, vorbei!«  
Klick. Der Anrufer hatte eingehängt.

Ich starnte auf den Hörer. Wenn das kein Geburtstagsgruß war. Von meinen Haaren tropfte das Wasser. Es rann auf den Teppich und wurde dort aufgesaugt. Ich wischte mir über die Stirn und legte den Hörer auf die Gabel. Ich fühlte, wie die Spannung sich in meinem Körper breitmachte.

Okay, man wollte mich also wieder umlegen. Wer, wußte ich nicht. Aber die Unbekannten hatten einen Fehler gemacht. Sie hatten mich gewarnt, und so konnte ich meine Vorbereitungen treffen.

Ich begann mich anzuziehen. Ich versuchte so etwas wie ein freudiges Geburtstagsgefühl zu entwickeln, doch das war nicht drin. Zu deutlich war die Warnung gewesen.

Es schellte.

Das konnte eigentlich nur Suko sein.

Doch vorsichtig geworden, blinzelte ich durch den Spion.

Tatsächlich stand Suko vor der Tür. Er hatte sein breites Gesicht zu einem Lächeln verzogen, und als ich öffnete, gratulierte er mit einer Herzlichkeit, die ich dem alten Kämpfen gar nicht zugetraut hätte.

»Komm rein«, sagte ich und schloß die Tür. Wir hatten verabredet, gemeinsam zu frühstücken.

»Man hat mir schon einen Geburtstagsgruß geschickt«, klärte ich Suko auf.

»Wer hat denn angerufen? Jane?«

»Ich wollte, es wäre so. Nein, ein unbekannter Freund. Er hat versprochen, mich noch heute zur Hölle zu schicken.«

Suko erstarrte mitten in der Bewegung. »Stimmt das?«

»Ich mache keine Scherze.«

»Erzähl.«

Ich berichtete.

Sukos Gesicht hatte einen ungläubigen Ausdruck angenommen. »Wer kann das nur sein?« murmelte er.

Ich zuckte mit den Schultern. »Da braut sich irgendwas zusammen. Na ja, wir werden sehen. Aber laß uns erst mal frühstücken. Das haben wir uns verdient.«

Das Frühstück schmeckte mir nicht. Die Drohung des Anrufers hing wie ein unsichtbares Schwert über meinem Kopf. Auch Suko war der Appetit vergangen. Er trank nur zwei Tassen Kaffee und schob den Teller von sich.

»Ein toller Geburtstagsanfang«, stellte er fest.

»Nicht meine Schuld«, sagte ich und griff nach den Zigaretten. Ich gönnte mir das erste Stäbchen des Tages. Meine Gedanken kreisten immer noch um den Telefonanruf. Ganz plötzlich entschloß ich mich, ins Büro zu fahren.

Suko zog ein überraschtes Gesicht, als ich ihm meine Entscheidung mitteilte.

»Ich denke, du hast Urlaub«, sagte er nur.

»Ich bin in ein paar Stunden wieder zurück«, erwiderte ich.

»Aber ich will trotzdem die letzten Fälle noch einmal durchgehen. Vielleicht findet sich dort ein Anhaltspunkt.«

Suko grinste säuerlich. »Und was soll ich sagen, wenn jemand anruft und dir wirklich gratulieren will?«

»Sag ihm, ich wäre geplazt! «

»Okay, mach ich.«

Mit dem Lift fuhr ich in die Tiefgarage. Dort stand mein silbergrauer Bentley. Ein Klassewagen. Die Sitze waren aus schwarzem Leder, das Cockpit des Schlittens holzverkleidet.

Der Wagen sprang wie immer sofort an. Ich lenkte ihn die Einfahrt hoch und reihte mich in den Londoner Vormittagsverkehr ein.

Ich ließ mir Zeit. Als ich den Wagen auf dem Parkplatz abstellte, war es zehn Uhr. Ich fuhr hoch zu meinem Büro und traf eine überraschte Glenda Perkins an.

»Ihr Chinese sagte mir schon, daß Sie auf dem Weg hierher sind«, berichtete sie und hatte vor Aufregung rote Wangen. »Ich wollte es gar nicht glauben.«

»Dafür sehen Sie mich jetzt«, erwiderte ich.

Glenda war meine Sekretärin. Ein bildhübsches Girl, mit schwarzen Haaren und dunklen Augen.

Sie streckte die Hand aus. »Dann- dann darf ich Ihnen herzlich zum Geburtstag gratulieren, Mr. Sinclair«, stotterte sie ein wenig verlegen.

Ich nahm die Hand und zog Glenda näher. Dann bedankte ich mich mit zwei Küssen auf die Wangen.

Glenda und ich kannten uns schon eine Weile lang. Ich wußte, daß das schöne Girl in mich verliebt war.

Da wurde die Tür aufgerissen, und Superintendent Powell, mein direkter Vorgesetzter, betrat das Büro. Verblüfft blieb er stehen und runzelte die Stirn.

»Aha«, sagte er nur.

Glenda kiekste auf, ihr Kopf wurde noch roter, und sie verdrückte sich in eine Ecke.

Ich grinste. »Miss Perkins hat mir nur zum Geburtstag gratuliert«, erklärte ich meinem Chef. »Und ich habe mich bedankt. In allen Ehren, versteht sich.«

Auch Superintendent Powell gratulierte mir. Seine Augen hinter der dicken Brille strahlten. Selten habe ich ihn so menschlich gesehen. »Alles Gute«, wünschte er. »Und weiterhin viel Erfolg, John!«

»Danke, das kann ich brauchen.«

Powell war nicht nur ein hervorragender Strateg, sondern auch ein Menschenkenner. Er merkte sofort, daß etwas mit mir nicht stimmte. »Gehen wir in Ihr Büro«, schlug er vor.

Wir hatten uns bisher im Vorzimmer aufgehalten. Ich schloß hinter uns die Tür.

Powell setzte sich auf den Besucherstuhl, und ich nahm hinter meinem Schreibtisch Platz.

»Sie sind doch nicht aus purer Anhänglichkeit zum Yard herausgekommen«, sagte der alte Fuchs.

»Nein.« Ich legte die Hände gegeneinander. »Heute morgen habe ich einen besonders netten Geburtstagsgruß erhalten.« Ich erzählte von dem Anruf.

Powell zeigte sich beunruhigt. »Und?« fragte er. »Haben Sie eine Vermutung?«

»Ja, deswegen bin ich ja hier. Ich möchte noch einmal die Akten der letzten Fälle durchsehen. Vielleicht findet sich dort ein Anhaltspunkt.«

Powell verstand mich. Er forderte die Akten an.

Zwei Stunden verbrachte ich mit meinem Chef beim Studium der Papiere. Heraus kam dabei nichts.

Schließlich klappte ich den letzten Ordner zu. »Vielleicht hat sich auch nur jemand einen Scherz erlaubt«, sagte ich und versuchte ein Lächeln.

Das war mir wohl mißlungen, denn das Gesicht meines Gegenübers blieb ernst.

»Nein, John, das war kein Scherz. Soll ich Polizeischutz für Sie beantragen?«

Ich hob beide Hände. »Um Himmels willen, nein. Ich bin doch kein Politiker oder Industrieller.«

»Aber für unser Land ebenso wichtig.«

Ich grinste nur müde. »Themawechsel«, sagte ich. »Haben Sie es sich überlegt? Kommen Sie heute abend zur Geburtstagsfeier?«

»Nein, John. Ich habe eine unaufschiebbare Verabredung in meinem Club, da muß ich unbedingt hin. Falls es nicht zu spät wird, schaue ich noch vorbei.«

»Ich würde mich freuen.«

Superintendent Powell stand auf und verabschiedete sich von mir mit Handschlag. »Und geben Sie höllisch auf sich acht«, sagte er zum Abschied eindringlich.

»Ich werde mir eine kugelfeste Hornhaut wachsen lassen.«

»Spotten Sie nicht, John.« Powell verschwand.

Dafür betrat Glenda mein Büro. »Hat er noch was gesagt?« erkundigte sie sich aufgeregt.

»Ja«, erwiderte ich mit ernstem Gesicht.

»So, was denn?« Glendas Augen wurden groß.

»Er fragte, wann wir Hochzeit feiern. Er würde dann schon anfangen zu sammeln.«

Glenda holte tief Luft. Dabei hob sich ihr nicht unbeträchtlicher Busen. »Sie - Sie sind unmöglich«, rief sie und lief aus dem Büro. Die Tür knallte ins Schloß.

Kopfschüttelnd blickte ich der Kleinen nach. Und dann dachte ich daran, wie gut es doch war, nicht verheiratet zu sein.

Jane Collins kam am frühen Abend. Strahlend, sexy - eine Klasse für sich. Sie hielt einen überdimensionalen Blumenstrauß in der rechten und ein kleines Päckchen in der linken Hand.

Mit einem Geburtstagslied auf den Lippen betrat sie meine Wohnung.

»Happy birthday to you ...!«

Ich fühlte mich wie bestellt und nicht abgeholt und wurde tatsächlich rot.

Suko hielt sich im Hintergrund und schmunzelte.

Dann gratulierte mir Jane. Sie legte Blumen und das Päckchen ab und nahm mich in die Arme.

Warme Lippen preßten sich auf die meinen. Ich konnte spüren, daß Jane unter ihrem Kleid keinen BH trug. Ein prickelndes Gefühl durchströmte meine Adern.

Jane war eine phantastische Frau. Ihr blondes Haar hing glatt bis auf die Schultern und war in der Mitte gescheitelt. Sie hatte einen verlockenden Mund und einige Sommersprossen um die reizende Nase herum. Beim Betrachten ihrer Figur konnte es einem Mann schon schwindlig werden.

Wenn ich mal heirate, dann nur Jane Collins. Aber dazu müßte ich meinen gefährlichen Beruf aufgeben. Mit der Gefahr, daß meine Frau schnell zur Witwe wird, kann ich nicht leben.

Jane, die aussieht wie ein Fotomodell, ist die beste und cleverste Privatdetektivin, die ich kenne. Es gibt kaum einen Fall, den sie nicht gelöst hat.

Erst Sukos Räuspern trennte uns.

»Nun macht mal Pause, ihr Turteltauben!«, sagte er.

Etwas atemlos traten wir zurück. Jane schnappte sich die Blumen und ging auf die Suche nach einer geeigneten Vase.

»Pack schon mal aus«, bat sie und wies im Hinausgehen auf das Päckchen.

Jane hatte es in buntes Geschenkpapier eingewickelt.

Ich nahm das Päckchen und verzog mich in den Livingroom.

Es hatte ungefähr die Größe einer Zigarrenkiste, war nur etwas flacher.

Ich wickelte das Geschenk aus, und zum Vorschein kam eine dunkle Schatulle mit einem kleinen Hebel an der Vorderseite, den man hochdrücken mußte.

Ich schob ihn mit dem Daumen in die Höhe.

Der Deckel klappte nach oben.

Der Schock traf mich völlig unvorbereitet.

In der Schatulle lag ein Farbfoto. Mit brutaler Deutlichkeit zeigte das Bild eine blonde Frau, die von mehreren schrecklich aussehenden Gestalten festgehalten wurde. Und vor der Frau stand ein Dämon, der ein Schwert in der Hand hielt und ihr damit den Kopf abschlagen wollte.

Nicht das Motiv war es, das mich so erschreckte.

Nein, es war die Frau.

Ich kannte sie. Sehr gut sogar.

Es war keine andere als Jane Collins!

Scharf zog ich den Atem ein. Ich spürte den Schweiß auf meiner Stirn und sah, daß meine Hände zitterten.

Dieses Bild! Wie kam es in die Schatulle? Hatte Jane es dort hineingelegt?

Das konnte ich mir einfach nicht vorstellen.

»John! Was ist?« hörte ich die Stimme der blonden Privatdetektivin. »Kommst du nicht? Oder gefällt dir mein Geschenk nicht?«

»Doch, doch«, hörte ich mich sagen. »Es gefällt mir schon.«

»Das klingt aber gar nicht überzeugend.« Ich hörte Schritte und wandte den Kopf.

Jane trat auf mich zu. In der Hand hielt sie eine Vase mit einem Blumenstrauß. Es waren gelbe Rosen. Jane blieb neben mir

stehen. Ich roch ihr Parfüm. Yves Saint Laurent. Eine Duftmischung, die mir gefiel. Fruchtig und ein wenig herb.

»Die Münzen«, sagte Jane, »du kannst dir überhaupt nicht vorstellen, wie lange ich nach ihnen gesucht habe, und jetzt zeigst du nicht einmal eine Reaktion. Komisch finde ich das doch« Ich räusperte mich. »Und das Bild?« sagte ich.

»Welches Bild?«

»Das in der Schatulle!«

»Sag mal, spinnst du?« Jane faßte nach meinem Kopf und drehte ihn so, daß ich in die Schatulle hineinblicken konnte. Und dort lagen - drei Münzen!

Kein Foto.

Sekundenlang war ich sprachlos. Ich hörte das laute Trommeln meines eigenen Herzschlages. Er dröhnte mir direkt in den Ohren. Das Blut stieg mir zu Kopf,

»Ein Bild«, sagte ich mit schwerer Zunge. »Ich habe ein Bild in der Schatulle gesehen. Ein gestochen scharfes Hochglanzfoto. Es zeigte dich im Kreise von Dämonen, und der Anführer war dabei, dir den Kopf abzuschlagen.«

Jane Collins trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Mit gerunzelter Stirn blickte sie mich an. Wir kannten uns schon lange und wußten, was wir voneinander zu halten hatten. Jane war über meinen Job genau informiert, und sie wußte auch, daß ich bei all den schrecklichen Dingen, die ich erlebt hatte, mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen geblieben war. Ich war kein Phantast und kein finsterer Exorzist. Wenn ich Jane mitteilte, was ich gesehen hatte, dann glaubte sie mir das auch.

»Das Foto muß sich aufgelöst haben«, murmelte ich. »Vor Sekunden noch lag es auf den Münzen. Und jetzt ist es verschwunden.«

»Schwarze Magie?« warf Jane Collins fragend ein.

»Wahrscheinlich.« Ich griff nach den Zigaretten und bot der Detektivin ebenfalls ein Stäbchen an. Sie nahm es. Ich gab ihr Feuer.

Drei, vier Sekunden rauchten wir schweigend. Dann meinte Jane: »Man will dir an den Kragen, John!«

»So ist es.« Ich erzählte der Detektivin von dem Anruf am heutigen Morgen.

Jane wurde blaß. »Sei ja vorsichtig«, warnte sie. »Mit den Dingen ist nicht zu spaßen. Sie scheinen dich zu beobachten.« »Auch dich«, fügte ich schnell hinzu.

»Vielleicht. Anders kann ich mir das Foto nicht erklären. Ich hatte mir die Feier auch etwas anders vorgestellt.«

Ich legte beide Arme auf die Schultern des Mädchens.

»Trotzdem, Jane, wir wollen uns den Abend nicht verderben lassen. Entschuldige meine Reaktion vorhin, aber ich war ziemlich geschockt. Das kannst du dir ja vorstellen. Die Münzen sind übrigens eine Wucht.«

»Ach, hör auf, John.«

Ich führte sie zu meiner Sesselgruppe. »Komm, nimm erst einen Drink. Sag nur Suko nichts von der Sache.«

Jane nahm Platz. »Ich gebe dir mein Wort, John.«

»Was willst du trinken?« erkundigte ich mich.

»Martini.«

»Schon fertig«, rief Suko. Er kam aus der Küche, hielt ein Tablett mit beiden Händen und stellte es vor Jane auf den niedrigen Tisch. Der Martini war so, wie Jane ihn mochte. Trocken und mit einer Olive.

»Du bist der perfekte Gastgeber, Suko«, lobte die Detektivin den Chinesen.

»Danke für die Blumen.«

»Cheerio!« Jane hob das Glas.

Während sie sich mit Suko unterhielt, kippte ich mir einen Scotch ein.

Wir prosteten uns zu. Janes und meine Blicke trafen sich. Die Detektivin lächelte zwar, doch in ihren Augen las ich die stumme Angst.

Da schellte es.

»Das werden Sheila und Bill sein«, rief Jane, »und wie immer - zu spät.«

»Ich mache schon auf«, sagte ich, stellte das Glas ab und lief zur Tür meiner Apartmentwohnung.

Im Flur stand tatsächlich das Ehepaar Conolly. »John, du alter Henker!« rief mein Freund Bill und breitete die Arme aus. Er wollte mir regelrecht um den Hals fallen, doch das ließ Sheila nicht zu. »Augenblick mal, erst bin ich dran.«

Zum zweitenmal an diesem Abend spürte ich weiche Frauenlippen. Diesmal allerdings auf beiden Wangen. Ich schloß die Augen und flüsterte: »Sag mal, kannst du deinen Mann nicht wegschicken?«

»Lüstling!« knurrte Bill.

»Was höre ich da? Lüstling?« Jane Collins tauchte in der Tür auf. »Wer ist der wilde Knabe?«

Wir lachten und gingen in meine Wohnung.

»Rate mal, was wir dir mitgebracht haben!« rief Bill und schwenkte das Paket über seinem Kopf.

Ich hob die Schultern.

»Das rätst du nie. Wetten?«

»Pack schon aus!« forderte ich.

Bill und Sheila schüttelten die Köpfe. »Das mußt du selbst tun, mein lieber John,« sagte Sheila.

»Okay.« Abermals machte ich mich daran, ein Paket zu öffnen. Dabei konnte ich ein ungemütliches Ziehen in Höhe der Magengegend verspüren. Nach außen hin jedoch wirkte ich unbekümmert und lachte.

Atemlose Spannung. Die Blicke der Gäste starrten abwechselnd mich und das Paket an.

Und dann holte ich das Schachspiel hervor.

Im ersten Moment war ich baff. Noch nie hatte ich solch ein phantastisches Spiel gesehen. Es war beste handwerkliche Arbeit und mußte ein kleines Vermögen gekostet haben.

Sheila und Bill kannten meine heimliche Leidenschaft für das Schachspiel, auch wenn mir mein Job nicht immer die Zeit ließ, ein paar Partien durchzuspielen.

»Mensch,« sagte ich, »ihr seid verrückt, ihr beiden.«

Bill, der alte Haudegen, wurde verlegen. Er räusperte sich.

»Gefällt es dir denn wenigstens?«

»Da fragst du noch?«

Ich bedankte mich aus vollem Herzen für die wirklich gelungene Überraschung.

Dann nahmen wir einen Begrüßungsschluck. »Auf den Geisterjäger«, rief Bill Conolly. »Erzfeind aller Dämonen und finsternen Horrorwesen. Mögest du noch dreimal so alt werden und - Mensch, hab ich einen Durst«, lachte der Reporter.

Wir tranken.

Ich hatte ein kaltes Büfett kommen lassen und in der Küche aufgebaut.

Jane Collins und ich bedienten uns. Jane trug eine hellrote Bluse, einen passenden bunten Schal dazu und einen weiten, schwingenden Rock.

»Denkst du noch an das Bild?« fragte sie mich leise.

»Ja«, erwiederte ich und legte ein geräuchertes Forellenfilet auf den Teller.

Jane nahm von dem Salat. »Und? Hast du schon nach einer Erklärung gesucht?«

Ich häufte ein wenig Sahnemeerrettich auf den Teller. »Nein, noch nicht. Aber ich werde auf der Hut sein, darauf kannst du dich verlassen, mein Schatz.«

»Was tutet ihr denn hier herum?« Bill Conolly drängte sich zwischen uns. Er lachte und war in Form wie selten.

Ich blickte ihn grinsend an. »Sag mal, streikt deine Frau in der Küche?«

»Wieso?«

Ich deutete auf den Teller, den Bill in der Rechten hielt. »Der quillt bald über.«

»Ha, ha.« Bill lachte hämisch. »Ich muß mich ja schließlich satt essen. Außerdem brauche ich eine gute Unterlage. Ich habe mir nämlich vorgenommen, dir die Flaschen leerzutrinken.«

»Gut, daß ich nichts eingekauft habe.«

»Geizhals«, brummte Bill und verzog sich in den Livingroom. Suko hatte heute die Oberaufsicht. Mein chinesischer Freund stand am Kopfende des Büfetts, hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und grinste.

Ihm gefiel die Feier.

Mir eigentlich auch. Wenn da nur nicht die verdammte Sache mit dem Bild und dem Anruf gewesen wären.

Nicht im entferntesten ahnte ich, daß die magische Bombe ganz woanders tickte.

Mitternacht rückte näher. Die Stimmung wurde immer besser. Ich hatte meine Nachbarn schon gewarnt und konnte so die Musik etwas lauter drehen.

Bill war in Hochform.

Als die Abbas ihre Hits schmetterten, sang er lauthals mit.

Sheila, Jane, Suko und ich amüsierten uns köstlich über den angeheiternten Bill .

Noch zwanzig Minuten bis Mitternacht ...

»Bald ist dein Geburtstag vorbei«, klagte Jane und legte mir einen Arm auf die Schulter. Auch über ihren Pupillen lag schon ein leichter Schleier. Fahrtüchtig war sie auf keinen Fall mehr. Aber sie hatte sowieso vorgehabt, bei mir zu übernachten.

Es sollte das schönste Geburtstagsgeschenk für mich werden, hatte sie mir versprochen.

Ich hatte mich mit dem Trinken zurückgehalten. Immer wieder dachte ich an die Warnung, und je näher Mitternacht heranrückte, um so nervöser wurde ich.

Hin und wieder hatte ich mit Jane oder Sheila getanzt, doch ich war mit meinen Gedanken nie ganz bei der Sache.

Das merkte auch Suko. Er kam zu mir, als ich eine Schallplatte wechselte.

»Anscheinend bedrückt es dich, daß du ein Jahr älter wirst«, sagte er und nippte an seinem Orangensaft. Suko trank fast nie Alkohol.

Ich legte den Tonarm auf die Platte und hob den Kopf. »Das ist es nicht allein«, gab ich zurück.

»Der Anruf?«

»Ja.«

Suko spielte den Optimisten. »Bis jetzt ist ja nichts geschehen«, sagte er. »Vielleicht war das auch nur ein dummer Scherz.«

Ich mußte an das Foto denken und schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, es war kein Scherz.«

Bill gesellte sich zu uns. Sein Gesicht war gerötet, die Augen leuchteten. »He, ihr trüben Tassen, jagt euch mal ein paar Drinks durch die Gurgel. Hinterher heißt es wieder, der Conolly war als einziger blau.« Bill lachte lauthals. Dann wechselte er fast übergangslos das Thema. »Weißt du was, John, ich habe Lust, eine Partie Schach mit dir zu spielen. Komm, wir weihen das Spiel ein.«

»Aber nicht jetzt!«

Bill ließ nicht locker. Er faßte meinen Arm und zog mich zum Schachbrett hin.

Ich hatte es auf einen kleinen Tisch gestellt und die Figuren fein säuberlich aufgebaut. Es sah so harmlos aus, wie es da stand. Und ich merkte nichts. Kein sechster Sinn warnte mich. Ich nahm einen Springer in die Hand. »Eine sagenhafte Arbeit«, murmelte ich. »Wunderbar.«

»Ja, da hat Sheila einen guten Griff getan«, lobte Bill seine Frau.

»Allein die Zeichen auf den Feldern.«

Ich bückte mich.

Bill Conolly hatte recht. Die Felder waren tatsächlich mit sehr feinen Schnitzereien versehen. Das konnte nur ein wirklicher Künstler geschaffen haben.

Ich sah mir die Zeichen genauer an. Regelrechte Motive konnte ich nicht erkennen. Ich entdeckte ein Durcheinander von Linien und Strichen. Außerdem war die Beleuchtung nicht so gut, daß ich sämtliche Einzelheiten erkennen konnte.

Bill schlug mir auf die Schulter. »Ich merke schon, mein Lieber, du hast keine Lust.«

Ich stellte die Figur wieder auf das zugehörige Feld. »Du bist mir nicht böse, Bill?«

»Nein, heute an deinem Ehrentag lasse ich mir alles gefallen.«

Er blickte auf sein leeres Glas. »Teufel, ich brauche noch einen Drink.« Bill drehte sich um und rief nach seiner Frau. »Darling, reich mir die Flasche. Nach dir der einzige Halt in meinem Dasein!«

Ich mußte lachen. Der gute Bill war wieder in Form.  
Noch fünf Minuten bis zur Tageswende ...  
Ich kannte den Brauch. Um Mitternacht würden wir uns alle noch einmal zuprosten und auf den anstoßen, der den nächsten Geburtstag feierte. Es war warm in meiner Wohnung. Der Zigarettenrauch hing in Schleibern unter der Decke. Ich hatte mein Jackett inzwischen ausgezogen und auch die Krawatte in die Ecke gefeuert, schwitzte aber trotzdem.  
»Ich mache mich nur ein wenig frisch«, sagte ich zu Suko und ging zum Bad.

Jane Collins lächelte mir zu. Sie knabberte an einer Salzstange.  
»Denk an die Kalorien, Mädchen«, sagte ich und hob warnend den Zeigefinger.

Jane vollführte einen gekonnten Augenaufschlag und bog mit einer akrobatisch anmutenden Bewegung das Kreuz durch.  
»Muß ich wirklich aufpassen?« erkundigte sie sich mit einem verschmitzten Lächeln.

»Du darfst nicht alles so wörtlich nehmen, Darling!«  
Sie lachte, und ich verschwand in der kleinen Diele.  
Im Bad war es kühler. Ich schlüpfte aus meinem Oberhemd und drehte den Hahn des Waschbeckens auf.  
In einem fingerdicken Strahl strömte das Wasser aus der Öffnung. Ich ließ mir das eiskalte Naß über die Hände laufen und wusch mir flüchtig den Oberkörper.  
Zufällig fiel mein Blick auf die Uhr.  
Sechzig Sekunden vor Mitternacht ...  
Ich griff zum Handtuch, trocknete mich ab und sprühte noch etwas Achselspray. Dann zog ich das Hemd wieder über und wandte mich zur Tür.  
Da hörte ich den Schrei!  
Für Bruchteile von Sekunden stand ich starr. Dann schlug ich die Hand auf die Türklinke, wollte aus dem Bad stürmen und prallte gegen die Tür.  
Sie war verschlossen! Eine magische Sperre hinderte mich daran, das Bad zu verlassen ...

Superintendent Powell war der Prototyp eines Engländer. Er ließ nichts auf die Queen kommen, trug nur Anzüge aus schweren, teuren Stoffen und liebte vor allen Dingen das Clubleben.

In wie vielen Clubs er Mitglied war, konnte er selbst nicht einmal sagen, doch die wichtigsten, die hatte er behalten. Als ehemaliger Offizier traf er sich monatlich mit seinen alten Kameraden bei Whisky, Gin und dünnem Bier. Und da wichen selbst ein Mann wie Powell von seinen Prinzipien ab.

Er trank Alkohol.

Zwei Gläser am Abend. Ein Glas Bier und einen doppelsöckigen Scotch.

Drei Stunden hielt Powell es im Club aus. Es wurde über den Tod eines alten Kameraden gesprochen. Der ehemalige Colonel war vor acht Tagen gestorben und hatte noch in Indien gedient. Seine Orden waren in einer Glasvitrine des Clubs ausgestellt.

»War ein feiner Kerl, der alte McDonald«, sagte Powell und hob sein Glas.

Die Veteranen tranken auf ihren toten Kameraden.

Superintendent Powell hatte ein schlechtes Gewissen. Sein bester Mann feierte heute Geburtstag, und er, Powell, war nicht da. Der Superintendent entschloß sich, noch hinzufahren. Er hatte zwar nicht direkt zugesagt, aber er wollte John den Gefallenen doch tun.

Nach außen hin war Powell zwar ein alter Brummbär, aber unter der rauen Schale schlug ein weiches Herz. Vor allen Dingen für John Sinclair.

Powell stellte sein leeres Glas auf dem Tablett des Clubbutlers ab. »Ich werde gehen«, sagte er zu dem Mann. »Bitte holen Sie mir meinen Mantel, Charles!«

»Sehr wohl, Sir!«

Charles verschwand.

Einer von Powells Clubkameraden hatte die Worte des Superintendenten gehört. »Du willst tatsächlich schon weg?« erkundigte er sich.

»Ja, Will.«

Der schnauzbärtige William Patten grinste. »Hast du irgendwo eine kleine ...?«

Powell schüttelte den Kopf. »Nein, aus dem Alter bin ich heraus.«

Patten wiegte den Kopf. »Man kann nie wissen, alter Junge. Sieh mich an. Ich habe das auch gedacht. Aber dann bin ich eines Tages in meine alte Sauna gegangen, und siehe da, die hatten eine neue Besatzung. Girls aller Rassen und Hautfarben. Ich bin wieder richtig munter geworden. Wenn du willst, kann ich dir die Adresse geben. Sie ist ein Geheimtip.«

»Danke, Will, kein Bedarf.«

Patten schlug Powell auf die Schulter. »Mach's gut, alter Junge. Bis zum nächstenmal.«

Der Butler kam mit der Garderobe. Er half Powell in den Mantel und reichte ihm den Stockschirm. Danach begleitete er den Superintendenten zur Tür.

Ein Taxi stand vor dem Club immer bereit.

Powell winkte es heran. Er warf noch einen Blick auf die Uhr. Zwanzig Minuten vor Mitternacht. Wie er John kannte, war die Feier erst jetzt richtig im Gange.

Der Wagen kam. Kies spritzte unter den Reifen weg. Das Clubgebäude lag in einem kleinen Park. Zwei Laternen streuten vor dem Eingang ihr Licht in die Dunkelheit.

»Wohin, Sir?« fragte der Fahrer, als Powell eingestiegen war.

Der Superintendent gab John Sinclairs Adresse. Er ahnte nicht, was ihn dort erwartete ...

Der Tonarm des Plattenspielers schwang automatisch zurück. Die Musik verstummte.

Sheila Conolly stand aus ihrem Sessel auf. »Ich lege eine neue Platte auf«, sagte sie.

»Aber ein Stimmungslied«, rief Bill ihr zu. Er schwenkte sein Glas.

Sheila mußte auf ihrem Weg zum Plattenspieler an dem Schachbrett vorbei.

Plötzlich blieb sie stehen. Direkt neben dem Spiel. Ihre Augen wurden groß. Sie beugte den Kopf und wurde bleich.

Jane Collins hatte etwas bemerkt. »Was ist los?« fragte sie.

Sheila holte tief Luft. »Das Spiel - die - die Figuren«, flüsterte sie, »sie bewegen sich ...«

»Unmöglich!« Jane Collins raste los wie ein Sprinter aus den Startlöchern. Und auch Bill war mißtrauisch geworden.

Augenblicklich erinnerte er sich an seinen Traum. Das Gefühl einer drohenden, sich nähernden Gefahr beschlich ihn.

Er wollte die Frauen warnen, sich nicht mit dem Spiel zu beschäftigen, da war es schon zu spät.

Jane Collins stieß einen Schrei aus. Er klang erstickt, so als würde sie keine Luft mehr bekommen.

Die Detektivin wankte. Sie wollte sich gerade an Sheila festhalten. Im selben Augenblick puffte mitten aus dem Brett eine Rauchwolke hoch.

Die einzelnen Schachfiguren wurden durch die Luft gewirbelt, vergrößerten sich innerhalb von Sekundenbruchteilen. Schreckliche Fratzen schälten sich aus dem Nebel.

Bill Conolly sah eine Rauchwand auf sich zuschießen. Er wollte noch fliehen, doch da hatte ihn der Rauch schon eingehüllt.

Etwas Grauenhaftes, Unbegreifliches geschah.

Der Reporter schrumpfte, immer kleiner wurde er.

Gewaltige Kräfte preßten seinen Oberkörper zusammen.

Stechende Schmerzen rasten hinauf in sein Hirn und explodierten in einem furiosen Wirbel, Längst hatten Bills Füße den Kontakt mit dem Boden verloren. Er sah sich eingekesselt von einer Anzahl Schachfiguren. Die sonst so kleinen Bauern kamen ihm vor wie Ungeheuer. Wild schwangen sie ihre Lanzen.

Ein Springer ritt auf ihn zu.

Der Reporter schrie wie am Spieß. Er war jetzt nur noch so groß wie ein Männerarm. Verzweifelt drückte er sich in eine Sessecke. Das Whiskyglas kam ihm so groß vor wie ein Putzeimer.

Und Bill schrumpfte weiter.

Bis er so groß war wie eine Schachfigur. Verzweifelt rutschte der Reporter auf dem Sesselstoff herum. Vier Bauern verfolgten ihn. Sie kreisten ihn ein.

Drohend wiesen die Lanzenspitzen auf seine Brust. Bills Hilfeschreie waren zu einem Gewimmer abgeflacht. Er sah in die flachen Gesichter der lebenden Figuren. Augen glühten in dämonischem Feuer.

Das ist das Ende! schoß es dem Reporter durch den Kopf.  
Doch er irrte sich.

Urplötzlich tauchte eine riesige Gestalt vor dem Sessel auf. Bill sah einen schwarzen langen Mantel, ein zu einer triumphierenden Grimasse erstarrtes Gesicht, zwei kalte Augen und einen Mund, der sich zu einem widerlichen Grinsen verzogen hatte.  
Octavio!

Der Antiquitätenhändler war zurückgekehrt, um Rache zu üben.

Jetzt streckte er die Hand aus. Sie war beinahe so groß wie Bill Conolly, drohend schwebte sie über seinen Kopf.

Ein Befehl. In einer Sprache gesprochen, die Bill noch nie gehört hatte.

Die Bauern traten zurück. Die Lanzenspitzen verschwanden aus Bill Conollys Nähe.

Abermals ein Befehl

Im selben Augenblick durchfuhr ein gewaltiger Orkan das Zimmer. Jedenfalls hatte Bill das Gefühl.

Der Wind erfaßte den Reporter, riß ihn hoch und schleuderte ihn gegen eine riesige Wand, die ihn aufsaugte wie ein trockener Schwamm das Wasser.

Bill Conolly war durch ein Dimensionstor verschwunden.

Genau wie seine Frau Sheila, die Detektivin Jane Collins, Suko, der Chinese, und das höllische Schachspiel.

Teil eins des grausamen Planes hatte geklappt!

Ich warf mich gegen die Tür!

Immer wieder prallte ich gegen das Holz. Mit dem Erfolg, daß ich mir eine Schulterprellung zuzog. Ich hörte die Schreie. Biß mir vor Wut die Lippen blutig, weil ich so hilflos war und nichts tun konnte.

Ich wußte nicht, was mit meinen Freunden geschah, mir war nur klar, daß sie sich in höchster Lebensgefahr befanden.

Wieder rüttelte ich an der Klinke. Ich mußte einfach etwas tun, ich konnte nicht ruhig stehenbleiben und abwarten.

Erfolglos!

Ich war dazu verdammt, auf eine Rettung zu warten. Auf eine Person, die den magischen Ring brach.

Ich selbst hatte kein magisches Amulett bei mir oder irgend einen Gegenstand, mit dem ich den dämonischen Kräften entgegentreten konnte.

Man hatte mich ja gewarnt. Ich hätte vorsichtiger sein müssen, hätte meine Wohnung absichern sollen.

Hätte - hätte ...

Damit war mir auch nicht geholfen. Vor allen Dingen nicht mit Vorwürfen.

Wieder rüttelte ich an der Klinke und warf mich gegen das Holz.

Wie katapultiert flog ich in die Diele, konnte mich nicht mehr fangen, verlor das Gleichgewicht und stürzte.

Eine Wand stoppte mich. Sofort sprang ich wieder auf die Füße. Die Tür zum Livingroom war zugefallen. Ich hetzte darauf zu, riß sie auf und erstarrte.

Der Raum war leer!

Sheila, Jane, Bill und Sukö - sie waren verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt.

Ich spürte, wie meine Knie zitterten. Vom Magen her stieg ein dicker Kloß hoch und setzte sich in meiner Kehle fest. Ich sagte irgend etwas, verstand jedoch die krächzenden Laute selbst nicht.

Was war geschehen?

Langsam ging ich in mein Wohnzimmer. Im Ascher qualmte

noch eine Kippe. Die Stille zerrte an meinen Nerven. Schritt für Schritt durchwanderte ich den Raum.

Wo waren meine Freunde?

Ich sah sogar in meiner Verzweiflung unter der Couch nach, obwohl es sinnlos war, so etwas zu tun. Aber die anderen konnten sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

Oder doch?

Ich dachte an meinen Job und daran, was ich schon alles erlebt hatte. Ich hatte Tote aus Gräbern steigen sehen, hatte gegen die schrecklichsten Schauergestalten gekämpft.

Warum sollten nicht auch Menschen verschwinden können?

Aber einfach so?

Irgendwo mußte es einen Bezugspunkt geben, jeder Dämon hinterließ eine Spur, wenn er einmal auftauchte.

Mein Verstand begann wieder kühl und sachlich zu arbeiten. Gewissenhaft durchsuchte ich das Zimmer.

Und dann fiel es mir auf.

Das Schachbrett war verschwunden.

Nachdenklich stand ich vor dem leeren Tisch.

Mir wurde klar, daß Bill Conollys Geschenk wie ein Katalysator wirkte. Ein Katalysator, der einen Kontakt mit der Dämonenwelt beschleunigte.

Das war des Rätsels Lösung.

Ich griff nach den Zigaretten. Das Stäbchen steckte kaum zwischen meinen Lippen, als es schellte. Das Summen riß mich aus den trüben Gedanken. Ich ging zur Tür.

Durch die Sprechanlage hörte ich, daß Superintendent Powell, mein Chef, unten wartete!

Wäre die Feier normal verlaufen - ich hätte mich riesig über seinen Besuch gefreut. So aber mußte ich ihn mit einer Lage konfrontieren, die jegliche Festtagsstimmung wegblasen würde.

Powell kam mit dem Lift. Lächelnd ging er durch den Flur, blieb jedoch ruckartig stehen, als er in mein Gesicht sah.

»Was ist geschehen?« fragte er.

»Kommen Sie erst einmal herein, Sir!« Ich gab den Weg frei und folgte meinem Chef in die Wohnung.

Powell zog den Mantel nicht aus. »Wo sind die anderen?«

fragte er sofort. »Schon gegangen?«

»So kann man es auch nennen«, erwiderte ich mit belegter Stimme. Dann berichtete ich, was meiner Meinung nach vorgefallen war.

»Irgendwie muß dieses verfluchte Schachspiel mit dämonischen Mächten in Verbindung stehen. Und ich glaube sogar fest daran, daß es von ihnen selbst hergestellt worden ist.«

»Und warum?«

»Um mich zu vernichten. Darum allein geht es, Sir. Die Mächte der Finsternis scheinen zum Sturmangriff geblasen zu haben. Sie wollen es endlich wissen.«

Powell nickte nachdenklich. »Was wollen Sie unternehmen, John? Oder geben Sie auf?«

Ich schaute meinen Chef an wie einen Geisteskranken. Powell schien zu bemerken, was in mir vorging, denn er hob beschwichtigend die rechte Hand.

»Regen Sie sich bitte nicht auf, John. Ich möchte, daß Sie mich richtig verstehen. Sie sind mein bester Mann und haben Ihre Fälle bisher erstklassig gelöst. Aber wenn irgendeine Seite jetzt eine Hetzjagd auf Sie beginnt, eine Hetzjagd, bei der alle Mittel recht sind, dann ist Ihr Leben aufs höchste gefährdet. Und ich möchte meinen besten Mann nicht verlieren. Lieber setze ich Sie irgendwo anders ein, John. Ich hoffe, wir haben uns verstanden. Sicher, ich verstand meinen Chef. Ich begriff genau, was er meinte. Und doch konnte ich ihm nicht zustimmen. Meine Arbeit bezeichnete ich schon längst nicht mehr als Job, nein, für mich war es eine echte Aufgabe. Ich habe mir vorgenommen, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen, wo immer ich sie treffe. Ich wußte genau, daß der oberste Dämon, Satan also, zu einem Generalangriff angesetzt hatte. Er wollte die Welt beherrschen. Und er hatte Zeit. Fünfzig Jahre, zum Beispiel, spielten für ihn keine Rolle. Es gab nur wenige Menschen auf dem Erdball, die von dieser Bedrohung wußten. Zu den Leuten zählten ich und auch meine Freunde. Sie im Stich zu lassen, das käme für mich nie in Frage. Das sagte ich auch meinem Chef.

Powell lächelte schmal. »Ich habe gewußt, daß Sie so reagieren würden, John. Vergessen wir das Thema.«

Ich nickte. »Wollen Sie einen Whisky?« fragte ich.

»Ja bitte.«

Ich holte eine Flasche und zwei Gläser. Wir tranken schweigend. Dann setzte Powell das Glas ab und sagte: »Und jetzt?«

Ich zündete mir eine Zigarette an, obwohl sich mein Hals pelzig und trocken anfühlte.

»Ich muß der Spur des Schachspiels nachgehen«, antwortete ich. »Das ist die einzige Möglichkeit.«

Powell verzog das Gesicht. »Wissen Sie denn, wo Bill Conolly das Spiel gekauft hat?«

»Leider nicht.«

»Dann wird es verdammt schwer.«

Ich stäubte die Asche ab, strich nachdenklich über meine Stirn.

»Vielleicht finde ich eine Spur in Bills Haus. Eine Rechnung, eine Quittung, was weiß ich.«

Powell nickte. »Das ist unbedingt eine Möglichkeit«, gab er zu.

»Ich werde Leute abstellen, die Ihnen helfen, den Fall zu klären.«

»Das erledige ich lieber allein.«

»Warum?«

»Es ist ja nur ein vager Verdacht. Ich möchte nicht, daß irgendwelche Polizisten die Wohnung auf den Kopf stellen. Außerdem gäbe das zuviel Aufsehen. Und das sollten wir doch beim momentanen Stand der Dinge tunlichst vermeiden.«

»Wie Sie meinen«, sagte Powell. »Wann wollen Sie anfangen, John?«

»Jetzt. Noch in dieser Nacht. Zum Glück habe ich von Bills Haus einen Zweitschlüssel. Ich ... «

Das Telefon summte.

Wie hypnotisiert starrten Powell und ich gleichzeitig auf den Apparat.

»Erwarten Sie einen Anruf?« fragte mich mein Chef.

Ich schüttelte den Kopf, als ich schon auf dem Weg zum Telefon war, und nahm den Hörer ab.

»Ja«, sagte ich vorsichtig.

Zuerst hörte ich nichts. Nur ein entferntes Rauschen war in der Leitung.

»Melden Sie sich!« rief ich.

Lachen. Zuerst leise, dann lauter, hämischer und triumphie- render. »Sinclair?« vernahm ich eine fragende Stimme.

»Ich bin es.«

»Das ist gut, sehr gut sogar. Vermissen Sie niemanden? Zum Beispiel Ihre Freunde?«

»Was haben Sie mit ihnen angestellt?«

»Bis jetzt noch nichts. Ich habe sie nur an einen sicheren Ort gebracht. Sie würden sich wundem, wenn Sie Ihre Freunde sehen könnten. Sie haben sich ein wenig verändert. Ich werde mit Ihnen spielen. Noch. Aber«, der unbekannte Anrufer legte eine kleine Kunstpause ein, »wenn es mir in den Sinn kommt, werde ich eine Person töten und sie Ihnen zuschicken.«

Der Anrufer sprach im Plauderton. Er redete glatt und sicher, als spräche er über das Wetter. Ich war im Augenblick unfähig, ein Wort zu verlieren. Hart umspannten die Finger meiner rechten Hand den Hörer. Weiß und spitz traten die Knöchel her- vor. In mir tobte eine ungeheure Wut, weil ich meinen Gegner nicht kannte.

»Sind Sie noch dran?«

»Ja«, erwiederte ich gepreßt.

»Gut, dann hören Sie weiter zu, Geisterjäger.« Das letzte Wort sagte der Anrufer verächtlich. »Wir haben Ihre Freunde selbst- verständlich nicht umsonst entführt, sondern uns etwas dabei gedacht. Wir wollen Sie. Endlich. Aber vorerst lassen wir Sie schmoren. Unternehmen Sie nichts. Warten Sie unsern nächsten Anruf ab. Dann entscheidet sich alles. Haben Sie mich verstan- den?«

»Ich habe alles gehört!«

»Wunderbar.« Der Unbekannte lachte noch einmal und legte dann auf.

Auch ich ließ den Hörer auf die Gabel sinken. Langsam wandte ich mich um.

Superintendent Powell wirkte in seinem Sessel wie ein

Denkmal. Er sah elend aus, aber mir erging es wahrscheinlich nicht besser. Der Anruf hatte ganz schön an meinem Nervenkostüm gezerrt. Wir waren hilflos wie kleine Kinder, mein Chef und ich, Hinter uns stand eine der mächtigsten Polizeiorganisationen der Welt. Und wir konnten nichts tun.

Die Dämonen hielten alle Trümpfe in der Hand.

»Was ist geschehen? « Superintendent Powells Stimme riß mich aus meinen schweren Gedanken,

Ich holte tief Luft. »Man hat mir die Bedingungen gestellt«, erwiderte ich leise.

»Und?«

»Ich soll mich ruhig verhalten und nichts unternehmen. Sie setzen sich wieder mit mir in Verbindung.«

»Sie«, sagte Powell. »Sind das mehrere?«

»Nein. Es war ein Anrufer.«

»Haben Sie etwas aus der Stimme herausgehört? Kam sie Ihnen vielleicht bekannt vor?«

»Nein.«

»Könnte es unter Umständen ein Gangster gewesen sein?«

Schließlich sind Entführungen modern geworden. Auch in diesem Fall müssen nicht unbedingt dämonische Kräfte am Werk gewesen sein.«

»Und die magische Sperre?« warf ich ein.

»Die hatte ich vergessen.« Powell stützte beide Hände auf die Sessellehne und stemmte sich hoch. Wie ein Vater legte er mir die Hand auf die Schulter. »Was werden Sie tun, John? Sich den Anordnungen fügen, oder machen Sie weiter?«

Der alte Kampfeswillen flammte wieder in mir auf. »Ich mache weiter, Sir. Ich weiche nicht von meinem Plan ab. Ich werde zu Bills Haus fahren und nach Spuren suchen. Es hört sich zwar geschwollen an, aber ich sage Ihnen, Sir, John Sinclair gibt nicht auf. Nicht, solange noch ein winziger Funken Hoffnung besteht.«

Es ging schon auf halb drei morgens zu, als ich meinen Bentley vor Bills Grundstück ausrollen ließ. Nichts regte sich. Die Straße lag ruhig und abgeschieden vor mir. Auch von den Häusern war nichts zu sehen. Kein Licht schimmerte durch das schon bunt werdende Laub der Bäume.

Ich blieb einige Minuten in meinem Wagen sitzen und beobachtete die Umgebung. Es konnte durchaus sein, daß auch meine Gegner das Haus unter Kontrolle hielten.

Diesmal war ich bewaffnet, ich trug meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Ein an einer Kette hängendes Silberkreuz lag auf meiner Brust. Zusätzlich hatte ich mir noch eine Gnostische Gemme eingesteckt, ein Talisman, der Dämonen abschreckte.

Als ich sicher war, nicht beobachtet zu werden, verließ ich den Bentley. Ich mußte über die Mauer klettern, da das Tor geschlossen war. Geduckt lief ich durch den großen Garten. Eine Taschenlampe hatte ich ebenfalls mitgenommen.

Dann stand ich vor der Haustür. Aufgeschreckt verschwand ein Eichhörnchen hinter einem Busch.

Ich schloß die Tür auf. Das Licht der Taschenlampe wies mir den Weg zum Arbeitszimmer. Ich wußte, wo mein Freund Bill Rechnungen und persönliche Schreiben aufbewahrte. Er hatte sich dafür einen kleinen Sekretär, ein gut erhaltenes Stück aus dem achtzehnten Jahrhundert, gekauft.

Der Sekretär war verschlossen. Mit einem Dietrich manipulierte ich ohne Gewissensbisse an dem Schloß herum. Ich konnte mir das rechtlich erlauben, denn hier lag ein Notfall vor.

Das Schloß leistete nicht lange Widerstand.

Die Schublade knarrte, als ich sie aufzog. Unter einigen anderen Papieren fand ich den Hefter mit den Rechnungen.

Ich legte die Lampe so, daß ihr Licht auf den Hefter fiel. Dann schlug ich ihn auf.

Die Rechnung lag gleich zuoberst.

Beinahe hätte ich einen Pfiff ausgestoßen, so überrascht war ich. Fein säuberlich war die Adresse des Antiquitätenladens auf die linke obere Hälfte des Briefbogens gedruckt.

Ich las den Namen Octavio. Nur ihn, nichts weiter, keinen Vornamen. Das Geschäft lag in Chelsea, einem vornehmen Londoner Wohnort.

Ich klappte den Hefter wieder zu und verstaute ihn in der Schublade. Die genaue Adresse hatte sich in meinem Gedächtnis festgesetzt. Nie mehr würde ich sie vergessen.

Rasch verließ ich das Haus und rannte mit langen Schritten durch den Garten.

Ich hatte ein neues Ziel.

Den Antiquitätenladen in Chelsea ...

In der Unterwelt nannte man ihn den Aal. Mit richtigen Namen hieß er Mike Bonetti, war zweiunddreißig Jahre alt und hatte schon eine Karriere als Einbrecher hinter sich. Bonetti arbeitete nur auf eigene Rechnung. Er gehörte keinem Syndikat an, verkaufte aber hin und wieder seine Dienste. Und die weit unter Preis, denn nur so war Bonetti sicher, von den Bossen auch in Ruhe gelassen zu werden.

Bonettis Vater stammte aus Sizilien, seine Mutter aus Manchester. Heute lebten beide nicht mehr. Vater Bonetti hatte der lange Arm der sizilianischen Mafia gepackt, und die Mutter war aus Gram über den Tod ihres Mannes in die Themse gegangen. Damals war Mike gerade dreizehn Jahre alt. Er hatte lernen müssen, sich durchzuschlagen.

Und wie.

Zuerst räumte er kleine Lebensmittelläden aus. Bis man ihn faßte und für drei Jahre in eine Jugendstrafanstalt steckte. Dort brachte man ihm Tricks bei, die er noch nicht kannte. Bonetti war ein gelehriger Schüler. Außerdem schwor er sich, sich nie mehr fassen zu lassen. Diesen Schwur hatte er bis heute gehalten.

In der Erfolgsleiter war er immer weiter nach oben gestiegen.

Und dann hatte er sich spezialisiert. Auf Antiquitätenläden.

Schon mancher Händler hatte fassungslos am frühen Morgen vor seinen leeren Regalen gestanden, während die Kunstwerke schon auf dem Schwarzen Markt verhökert wurden.

Auch in dieser Nacht arbeitete Mike Bonetti nicht auf eigene Rechnung. Er hatte einen Auftraggeber, und dieser wollte unbedingt einen Standspiegel haben, der in Octavios Antiquitätenladen stand.

Fünftausend Dollar sollte der Aal für den Job erhalten.

Und dafür riskierte der gute Mike schon mal etwas.

Er ging methodisch vor, seine Zeit waren die frühen Morgenstunden. Dann tauchte er wie ein Schatten auf, huschte in die entsprechenden Läden, räumte seine Beute weg und war wieder verschwunden.

Zum Abtransport der >Ware< stand ihm ein Ford-Kombi zur Verfügung.

Die nahe Kirchturmuhr schlug dreimal, als Bonetti seinen Wagen ein Stück vor Octavios Haus abstellte. Er hatte sich die Gegend am Vortage schon einmal angesehen und festgestellt, daß er keine großen Schwierigkeiten haben würde. Er konnte ohne weiteres durch einen Hintereingang in das Haus gelangen. Bonetti sprang aus seinem Kombi. Kein Laut war zu hören, als er über den Bürgersteig ging. Die Kreppsohlen waren weich und nachgiebig. Bonetti hatte eine schlanke Figur. Er war schwarzhaarig und hatte einen ziemlich dunklen Teint. Seine Nase sprang wie ein Erker aus dem schmalen Gesicht, und auf der Oberlippe wuchs ein strichdünnes Bärtchen.

Der Aal erreichte das Haus.

Er blieb stehen, drückte sich in den Schatten der Hauswand und blickte sich suchend um. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, niemand beobachtete ihn.

Bonetti war zufrieden. In dieser Gegend schliefen die Leute um drei Uhr morgens. Es gab keine Nachbars und keine Tingeltangel, die rings um die Uhr geöffnet hatten, wie weiter nördlich, wo Soho lag.

Eine Einfahrt zum Hinterhof war für den Dieb direkt eine Einladung. Bonetti tauchte in den dunklen Schlauch. Auf eine Taschenlampe verzichtete er. Ein Mann wie der Aal fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Er gelangte in einen Hinterhof.

Schemenhaft hoben sich die Umrisse eines Garagenbaus ab. Weit über den nur zweistöckigen Häusern spannte sich der Nachthimmel. Vereinzelt blinkten ein paar Sterne. Plötzlich sah Bonetti die glühenden Augen. Im ersten Moment stutzte er, doch als er ein Fauchen vernahm und die Katze dicht an seinen Beinen vorbeistrich, umspielte ein Grinsen seine Lippen.

Der Aal wandte sich der Hintertür zu.

Aus der Innentasche seiner Lederjacke holte er das Einbrecherbesteck. Die Werkzeuge waren zwar aus Metall, doch drei Viertel der Teile waren mit einer Kunststoffschicht überzogen, so daß ein allzu lautes Klarren vermieden wurde.

Mike Bonetti war ein echter Profi. Beinahe lautlos öffnete er die Tür und huschte in das Haus.

Eine Bleistiftlampe blitzte auf. Nadelfein durchdrang der Strahl die Dunkelheit, beschrieb einen Kreis und blieb an einem Türschloß haften.

Der Aal nickte zufrieden. Die Tür, die er entdeckt hatte, führte zu den Verkaufsräumen. Sie war abgeschlossen, doch für den gewieften Einbrecher bildete sie kein Hindernis.

Mike schlüpfte in den Verkaufsraum. Lauschend stand er da. Es war nicht völlig ruhig. Irgendwo knackte und knarrte immer etwas. Die Schaufenster hatten nicht einmal ein Gitter und waren auch nicht abgedeckt worden. Der Händler mußte sich verdammt sicher fühlen.

Sein Pech.

Mike Bonetti suchte den Spiegel. Er bewegte sich zwischen den einzelnen Teilen so sicher, als wäre er in dem Laden zu Hause. Nicht einmal stieß er irgendwo gegen.

Den Spiegel fand er nicht.

Bonetti wurde unruhig. Sollte ihn sein Auftraggeber geleimt haben? Kaum, denn wer solch eine Summe ausgab, der spielte auch mit >ehrlichen Karten<.

Bonetti hatte ein Foto von dem Spiegel gesehen, und verkauft hatte der Händler das Ding auch nicht, wie er wußte.

Der Aal überlegte.

Draußen auf der Straße fuhr ein Wagen vorbei. Die beiden Lichtlanzen der Scheinwerfer streiften die Schaufenster. Bonetti duckte sich. Dann war der Wagen verschwunden. Der Einbrecher dachte nicht im Traum daran, aufzugeben. Noch nie war er ohne Beute verschwunden, und auch hier würde es nicht anders sein.

Er entdeckte die Tür, die zu Octavios Privaträumen führte. Ein dünnes Grinsen umspielte die Lippen des Mannes, als er sich das Türschloß im Licht der kleinen Lampe ansah. Kein Problem für ihn. Er hatte die entsprechenden Werkzeuge ja dabei.

Die Tür schwang völlig lautlos auf. Der Einbrecher konnte nur immer wieder über die Sorglosigkeit des Antiquitätenhändlers den Kopf schütteln. Wie dieser Mann seine wertvollen Verkaufsobjekte sicherte, das war schon fast strafbar.

Allerdings ahnte der gute Mike Bonetti nichts von den magischen Fallen, die auf einen ungebetenen Besucher warteten. Octavio hatte sich wohl gesichert, auf seine ganz spezielle Weise. Der Dieb betrat das kleine Arbeitszimmer.

Und er sah den Spiegel.

Das heißtt, eigentlich nur halb, denn die obere Hälfte war mit einer Decke verhängt. Die beiden Füße und die Holzplattform, auf der der Spiegel stand, schauten hervor.

Auf Zehenspitzen näherte sich der Aal dem wertvollen Gegenstand.

Mit der rechten Hand zog er an der Decke. Sie glitt zu Boden und gab die Spiegelfläche frei.

Der Einbrecher trat unwillkürlich einen halben Schritt zurück. Er hatte ja schon zahlreiche Spiegel gesehen, aber solch ein Stück war ihm noch nie unter die Augen gekommen.

Er leuchtete mit der Taschenlampe auf den Spiegel. Der Strahl wurde aber nicht reflektiert, sondern schien in der Fläche zu verschwinden, so als würde er absorbiert.

Seltsam ...

Und über noch etwas wunderte sich Mike Bonetti. Das Spiegelglas hatte ein Muster. Es waren kleine Kästchen oder

Felder, ähnlich wie bei einem Schachbrett. Manche Felder waren etwas dunkler. Andere wiederum glänzten in einem matten Weiß.

Bonetti hob die Schultern. Ein seltsamer Spiegel, dachte er. Die einzelnen Felder waren genau abgetrennt. Die winzigen Trennungslinien schienen aus Goldfäden zu bestehen, sie glitzerten im Licht der Lampe.

Für einen Moment dachte Bonetti daran, den Spiegel mitzunehmen und ihn auf eigene Rechnung zu verkaufen, doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Er hatte doch nicht die Beziehungen, um den Gegenstand an den richtigen Mann zu bringen.

Mike Bonetti klemmte sich die Lampe zwischen die Zähne und wollte seine Hände um den geschwungenen Rahmen des Spiegels legen.

Er stockte mitten in der Bewegung.

Ein Geräusch in seinem Rücken hatte ihn gewarnt.

Blitzschnell kreiselte der Dieb herum.

Vor ihm stand Malko, der hünenhafte Leibwächter des Antiquitätenhändlers ...

Die riesige Gestalt schien das gesamte Büro einzunehmen. So jedenfalls kam es Mike Bonetti vor. Er wußte, daß er entdeckt worden war. Er brach dennoch nicht in Panik aus, sondern gab sich ganz ruhig. Er hatte schon ähnliche Situationen überstanden. Heil überstanden.

Mike Bonetti nahm die Taschenlampe aus den Zähnen und hob die rechte Hand. »Okay, Freund«, sagte er, »mach nur keine Dummheiten!«

Der Mann vor ihm stieß ein Knurren aus. »Was hast du hier zu suchen?« Seine Stimme klang heiser und zischend, sie war kaum zu verstehen.

»Mir gefiel der Spiegel!«

»Du wolltest ihn stehlen. Gib es zu!«

Bonetti hob die Schultern. »Nun ja, die Sache war die ...«

Fieberhaft suchte er nach einer Ausrede. Und ausgerechnet jetzt fiel ihm keine ein. Es war wie verhext. Die Chancen sanken. Gegen die körperliche Kraft des Hünen konnte er nie im Leben etwas ausrichten. Der Kerl würde ihm mit einem einzigen Griff sämtliche Rippen brechen, und durch einen blitzschnellen Ausfall an ihm vorbeizuhuschen war auch nicht drin. Der Typ nahm die Breite der Tür ein.

»Hat Sinclair dich geschickt?« zischte Malko. »Los, rede!«

»Wer ist Sinclair?«

Malko glitt einen Schritt vor und schlug ansatzlos zu. Er hatte noch nicht einmal viel Kraft in den Hieb gelegt, doch Mike Bonetti krümmte sich. Er hatte auf einmal das Gefühl, sich übergeben zu müssen. »Ich - ich kenne keinen Sinclair«, würgte er. »Ehrlich ...«

Malko faßte in Bonettis Haarschopf und zog den Einbrecher hoch. Es sah spielerisch aus, wie der Mann mit hartem Griff den Aal packte.

Dann warf er ihn gegen den provisorischen Panzerschrank.

»Mach den Mund auf, du Dreckskerl, oder du kommst hier nicht mehr lebend raus.«

Mike Bonetti lag auf dem Bauch. In seinem Körper tobte noch der Schmerz. Der Aal konnte nicht viel einstecken. Mühsam hob er den Kopf. »All right, Mister, ich erzähl es dir.«

»Aber halte dich an die Wahrheit.«

»Ich sollte den Spiegel hier mitgehen lassen. Man hat mich angerufen und eine gewisse Summe hinterlegt.«

»Wer hat dich angerufen? Sinclair?« »Ich kenne keinen Sinclair!« heulte der Dieb. »Wirklich nicht.«

»Rede weiter.«

»Wie schon gesagt, ich sollte den Spiegel mitnehmen und ihn meinem Auftraggeber überreichen. Das ist alles.«

»Wo sollte das geschehen?«

»Im Hyde Park.«

»Und wann?«

»Noch heute. Gleich nachdem ich den Spiegel mitgenommen hatte. Ich schwör's Ihnen, Mann!«

Malko überlegte. Er war keine Leuchte, aber er hatte Instinkt. Und Octavio hatte ihn eingeweih. Malko wußte, daß sich sein Brötchengeber in einer anderen Dimension aufhielt und er im Augenblick unerreichbar war, Stellte sich jetzt nur die Frage, wer solch ein großes Interesse an dem Spiegel hatte? Wer außer Sinclair konnte noch Verdacht geschöpft haben? Oder sagte dieser Dieb die Wahrheit, daß er einfach einen Liebhaber für den Spiegel gefunden hatte?

Für Malko eine verdammt Situation, die er jedoch auf seine spezielle Art und Weise entschied. Er sprang plötzlich vor und riß Mike Bonetti vom Boden hoch.

»Sind Sie wahnsinnig?« brüllte der Dieb. Verzweifelt versuchte er, sich aus dem Griff zu befreien, doch ohne Erfolg. Er hämmerte Malko die Faust ins Genick, strampelte mit den Füßen, schrie und konnte das Unheil doch nicht verhindern.

Wuchtig schleuderte Malko ihn auf den Spiegel zu.

Kein Splittern, kein Klirren - nichts.

Mike Bonetti tauchte in den Spiegel hinein wie ein Stein in Wasser. Nur ein höhnisches Gelächter begleitete ihn.

Aus! Jetzt ist es aus! schrie es in Mike Bonetts Gehirn. Er sah die Spiegelfläche dicht vor sich, rechnete schon damit, daß ihm die Scherben die Haut zerschneiden würden, und tauchte ein.

Ja, er verschwand in der Fläche.

Tausende von Empfindungen stürzten auf Mike Bonetti gleichzeitig ein. Er hörte Stimmen, unendlich weit weg. Konnte sogar Namen verstehen. Jemand rief den Namen Bill. Es war eine Frauenstimme. Ein Mann antwortete. Dann war es wieder ruhig. Dafür vernahm Mike ein monotones Brausen, das sich zu einem Dröhnen steigerte und seine Trommelfelle zu zerreißen drohte. Farben zuckten vor seinen Augen auf. Er hatte das Gefühl, in einer Zentrifuge zu stecken, die sich mit rasender Geschwindigkeit drehte.

Auf einmal war alles vorbei. Mike Bonetti konnte wieder klar sehen. Und er blickte in das Büro des Antiquitätenhändlers!

Aber wie war das möglich? Er war doch in den Spiegel getaucht! Hinein in eine unbegreifliche Welt, die ...

Seine Gedanken stockten.

Jemand drehte im Büro das Licht an.

Es war der hünenhafte Kerl, den Mike eigentlich bisher noch nie richtig zu Gesicht bekommen hatte. Malko hatte das Licht angeknipst.

Jetzt drehte er sich um.

Eine Sonnenbrille verdeckte die Augen. Breit lief eine rote Narbe über die Stirn. Der Kerl fletschte die Zähne wie ein Raubtier. Es sollte wohl so etwas wie ein Grinsen werden. Mike jagte diese Grimasse Schauer über den Rücken.

Mike Bonetti spürte alles, sah alles und konnte alles empfinden. Und doch war etwas anders geworden.

Und mit einem Mal ahnte der Dieb, was geschehen war.

Es traf ihn wie ein Stromstoß, so unwahrscheinlich und schrecklich war es.

Er, Mike Bonetti, steckte in dem Spiegel, war zu einem Teil dieses Stücks geworden. Eine schreckliche Vorstellung!

Mike spürte sein Herz hämmern, das Blut rauschte in seinen Ohren. Irgendein Reflex zwang ihn, den Spiegel verlassen zu wollen.

Er schaffte es nicht.

Er konnte nicht einmal den kleinen Finger rühren.

Mike Bonetti lebte und war doch tot. Ein Alptraum, eine Vision? Nein, eine Tatsache!

Malko wandte sich dem Spiegel zu. Einen Schritt davor blieb er stehen. »Kannst du mich verstehen?«

Mike Bonetti versuchte zu sprechen oder zu nicken. Beides war ihm unmöglich.

Malko winkte ab. »Ist auch nicht so wichtig. Hauptsache, du kannst mich hören. Es wird gleich etwas geschehen, was du dir in deinen kühnsten Träumen nicht vorstellen kannst. Aber du hast es dir selbst zuzuschreiben. Du hättest einfach deine Gier zügeln und nicht in dieses Haus kommen sollen.

Jetzt ist es zu spät!«

Malko wandte sich wieder ab, nahm einen Stuhl und setzte sich. Aber verkehrt herum, so daß er die Arme auf die Lehne legen konnte. Er griff in die Tasche, holte einen Kaugummi her vor und schob ihn sich zwischen die Zähne.

Grinsend wartete er ab.

Zuerst geschah nichts. Steif und bewegungslos hing Mike Bonetti in dem Spiegel. Er glaubte schon, daß alles Bluff gewesen sei, da spürte er das stechende Ziehen, das im Nu seinen ganzen Körper erfaßte.

Es war grausam.

Weit waren die Augen des Diebes geöffnet. Er sah in das Zimmer, und urplötzlich verzerrte sich die Perspektive. Die Gegenstände wurden größer, und auch der Kerl auf dem Stuhl wuchs.

Was war los, was war geschehen?

Mike Bonetti begriff nichts mehr. Nur das gemeine Ziehen hielt weiterhin an. Er hatte das Gefühl, Arme und Beine würden aus einandergerissen. Der Erdboden rückte immer näher. Wie ein Felsen ragte das rechte Bein Malkos vor ihm auf.

Und dann war alles vorbei.

Mike Bonetti fiel.

Fiel aus dem Spiegel, prallte zu Boden, stieß sich schmerhaft die Schultern und schrie. Für ihn war es ein Schrei, in Wirklichkeit jedoch nicht mehr als ein Wimmern.

Der magische Spiegel hatte Mike Bonetti verkleinert. Er war zusammengeschrumpft auf die Größe einer Schachfigur.

Malko stand auf.

Er lachte mit dröhnender Stimme. Triumphierend und gemein in einem.

Mike Bonetti riß den Kopf in den Nacken. Vor ihm stand ein Riese. Er konnte kaum in das Gesicht des Mannes schauen.

»Na, du Zwerg!« vernahm er eine Stimme. Sie schien aus der Luft zu kommen. Malko bückte sich, krümmte die Finger und stieß den Dieb mit den Knöcheln an.

Mike purzelte zu Boden. Er stieß sich an dem Stuhlbein.

Wieder lachte Malko. Er genoß die Hilflosigkeit des Zwerges.

»Lange habe ich auf diese Gelegenheit warten müssen. Endlich kann ich den Spiegel einmal ausprobieren. Endlich habe ich meinen Spaß, du mieser Wurm.« Malko hob Mike Bonetti hoch und setzte ihn neben dem Spiegel auf den Boden.

Der Dieb hatte die Tragweite seiner körperlichen Veränderung noch gar nicht begriffen. Sein Gehirn war zu sehr damit beschäftigt, die vergangenen schrecklichen Vorgänge zu verdauen und einzustufen.

Doch völlige Klarheit sollte Mike Bonetti gar nicht erst bekommen.

Malko wollte seinen sadistischen Spaß.

»So, du dreckiger Einbrecher. Zu einem Wurm bist du geworden, und deshalb werde ich dich auch zertreten wie einen Wurm.«

Er lachte grausam und hob langsam den rechten Fuß ...

Die Leere, der Fall in die unendliche Tiefe, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, der Angst und des Schreckens - es hatte irgendwann ein Ende.

Urplötzlich und ohne Übergang.

Als erster war Suko wieder voll da. Er hatte die beste Konstitution und auch die beste Kondition. Suko lag auf der Seite. Behutsam richtete er sich auf.

Bill, Sheila und Jane Collins lagen noch auf dem Rücken.

Seltsam sahen sie aus. Sie waren nicht größer als eine Männerhand. Ihre Kleidung war mitgeschrumpft. Eigentlich boten sie einen spaßigen Anblick. Doch dem Chinesen war wahrlich nicht nach Lachen zumute.

Er blickte sich um.

Eine düstere Landschaft umgab sie. Sie befanden sich auf einer weiten Ebene, die in der Ferne von dem dunkelroten Himmel fast berührt wurde. So jedenfalls erschien es Suko. Der Untergrund war sandig, aber doch ziemlich fest. Verstreut lagen einzelne Steine herum. Aus seiner Perspektive sah schon ein normaler Ziegelstein so groß aus wie ein Felsbrocken.

Die Luft war heiß und stickig. Aber zu atmen. Und das allein war wichtig. Es gab keinen Wind. Nicht ein Staubkorn tanzte in der Luft, kein Insekt flog.

Suko spürte beinahe körperlich die beklemmende Atmosphäre, die ihn und seine Freunde umgab.

Die Gedanken des Chinesen wanderten zurück. Er erinnerte sich wieder an die Geburtstagsfeier. Sie hatten getrunken, gelacht, getanzt. John Sinclair war kurz aus dem Zimmer gegangen-und dann ...

Suko erinnerte sich noch an die Rauchwolke. Dieser magische Rauch hatte sie umfangen und hineingezogen in ein Karussell des Schreckens.

Sie waren zu Zwergen geworden und durch ein Dimensionstor in das Reich der Dämonen verschleppt worden.

Ja, es gab dieses Reich, und Suko war auch sicher, daß es nur eines unter vielen war.

Er kam sich vor wie auf einem fremden Planeten. Keine Sonne, keine Sterne - nur dieser endlose Himmel, der alles zu erdrücken schien.

»Wo sind wir hier?« Bill Conollys Stimme ließ den Chinesen herumfahren.

Der Reporter hatte sich aufgesetzt. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn, schien seine Gedanken zu ordnen, und dann kehrte auch bei ihm die Erinnerung zurück.

Aus weit geöffneten Augen blickte er Suko an. »Wir sind in ...« Suko unterbrach ihn. »Nein, die Hölle wird anders sein.«

Bill stand auf. Er sah die beiden Frauen, die noch in tiefer Bewußtlosigkeit lagen.

Dann blickte er wieder den Chinesen an. »Und wie kommen wir hier heraus?« fragte er krächzend.

»Ich weiß es nicht, Bill.«

»Aber John. Er müßte uns doch holen.«

»Glaubst du im Ernst, er weiß, wohin man uns verschleppt hat?« fragte Suko.

»Er wird es erfahren«, erwiderte der Reporter bestimmt.

»Und warum?«

»Weil es für unsere Entführung ein Motiv geben muß. Ganz einfach. Die Mächte der Finsternis haben uns entführt, um John Sinclair damit zu treffen. Ich kann mir gut vorstellen, daß sie auf einen Tausch aus sind. John gegen uns. Das liegt auf der Hand.« Suko nickte langsam. »Da kannst du recht haben, Bill. Es mußte ja einmal so kommen.«

»Und was tun wir jetzt?« fragte Bill. Er deutete mit dem Arm einen Halbkreis an. »Sieh dich doch mal um. Dieses schreckliche Land. Wohin sollen wir gehen? Weiter hinein in die Einöde?«

»Es wäre immerhin eine Möglichkeit.«

Bill Conolly lächelte verloren. »Für uns beide ja, aber mit den Frauen ...« Er machte einen Gedankensprung. »Hätte Sheila doch nur dieses verdammte Schachspiel nicht gekauft.«

»Es war Schicksal.«

Bill runzelte die Stirn. »Wie meinst du das, Suko?«

»Der Plan muß von langer Hand vorbereitet gewesen sein. Vielleicht hat jemand Sheilas Gedanken gesteuert, ich weiß es nicht, Bill.«

Der Reporter senkte den Blick. »Und dabei hätte ich gewarnt sein müssen.«

»Wieso?«

»Ich hatte einen Traum. Einen gräßlichen Alptraum. Ich sah mich als Schachfigur von den anderen Spielfiguren eingekreist. Man hatte mich mit Lanzen bedroht und wollte mich töten. Und kurz davor erwachte ich. Schweißgebadet. Ich ...«

Plötzlich zuckte Bill zusammen.

»Der Traum, Suko, er kann Wirklichkeit werden. Weißt du, wie groß wir sind?«

»Ja, wie Schachfiguren.«

»Dann sind wir verloren.«

Suko legte dem Reporter die Hand auf die Schulter. »Seit wann gibst du so schnell auf, mein lieber Bill? Du und John habt doch schon ganz andere Sachen geschaukelt.«

»Ja, aber in unserer normalen Größe. Nein, Suko, diesmal werden wir uns aus eigener Kraft nicht mehr befreien können.«

Für uns ist doch schon eine Fliege ein kleines Ungeheuer.«

Die beiden Frauen wurden wach. Es geschah zur selben Zeit. Verwundert blickten Jane Collins und Sheila um sich. Bill erklärte ihnen mit knappen Worten, wo sie waren. Sheila begann zu weinen.

Jane, die mehr vertragen konnte, wurde nur blaß. Aber auch in ihren Augen lasen Bill und Suko Angst.

Suko versuchte Trost zu spenden. »Noch ist ja nichts verloren«, sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen glaubwürdigen Klang zu geben. Wir müssen uns eben auch innerlich auf unsere Größe einstellen. Das ist alles.«

Jane Collins stand auf. Sie wirkte mit ihrem langen blonden Haar wie eine kleine zerbrechliche Gliederpuppe. »Ich habe das Gefühl zu träumen«, flüsterte sie. »Und dabei weiß ich genau, daß es Wirklichkeit ist. Schrecklich.«

Bill Conolly hatte Sheila umfaßt. Er redete beruhigend auf sie ein.

Suko stand neben den beiden. Seine Blicke schweiften über die unheimliche Landschaft.

Plötzlich nahm sein Gesicht einen bestürzten Ausdruck an.

Vor ihm - vielleicht drei normale Schritte entfernt - hatte sich etwas geregt. Die sandige Oberfläche geriet dort in Bewegung. Etwas schlüpfte sich aus dem Boden.

Ein halbrunder Körper mit sechs Beinen wurde sichtbar. Dann zwei Facettenaugen, die die vier Menschen anstarrten.

Eine Spinne!

Normalerweise hätte Suko dieses Tier mit einem Fußtritt zerquetscht. Aber jetzt und hier wurde die Spinne zu einer lebensgefährlichen Bedrohung.

Hinter dem Chinesen stieß Sheila einen Schrei aus. Auch sie hatte das Tier gesehen.

Suko wandte hastig den Kopf. »Seid ruhig, und versteckt euch hinter irgendeinem Felsen. Bill, komm du zu mir!«

Die beiden vom Äußeren her ungleichen Freunde wollten den Kampf gegen die giftige Sandspinne aufnehmen ...

Ich kannte mich gut aus in Chelsea. Die Straße, in der sich das Geschäft befand, lag im Norden von Chelsea, nahe den Chelsea Barracks.

Ich lenkte den Bentley durch den nachtdunklen Vorort. Meine Gedanken beschäftigten sich immer noch mit meinen Freunden. Was war mit ihnen geschehen? Wo befanden sie sich jetzt?

Ich hoffte, einen Teil des Rätsels noch in den nächsten Stunden lösen zu können.

Mein Ziel war schnell gefunden. Ich schaltete zurück und ließ den Silbergrauen langsam über die Fahrbahn rollen, Ich kam an einem parkenden Ford-Kombi vorbei, passierte auch das Haus des Händlers und lenkte den Bentley dann an den Bürgersteig.

Ich stieg aus.

Die Straße war typisch für Chelsea. Ältere Wohnhäuser, manche schon fünfzig Jahre alt, säumten die Fahrbahn. Diese Häuser waren - das wußte ich - von innen längst renoviert worden.

Chelsea gehörte zu den bevorzugten Wohngegenden. Die Mieten waren entsprechend hoch.

Ich ging die paar Schritte zurück zu Octavios Geschäft.

Niemand begegnete mir. Still und verlassen lag die Straße im fahlen Licht des Halbmondes. Einige Häuser weiter brannte im zweiten Stock hinter einem Fenster ein Licht. Der helle Schein wirkte direkt wie ein Fremdkörper.

Octavios Laden hatte zwei Schaufenster. Gesichert war keines. Keine eisernen Rolläden, keine elektrische Warnanlage hinter Glas - nichts. Dieser Octavio mußte sich verflucht sicher fühlen.

Ich starnte durch die Scheibe - und sah einen Lichtschimmer.

Er drang durch eine spaltbreit offenstehende Tür, deren Umrisse ich im Hintergrund des Raumes erkannte, Der Lichtstreifen fiel auf eine alte Truhe und streifte auch noch die Vorderseite einer zweitürigen Kommode.

Ich gratulierte mir dazu, daß ich einen Blick durch das Fenster geworfen hatte. Dadurch war ich gewarnt. Es befand sich demnach noch jemand in dem Geschäft.

Der Besitzer selbst?

Ich grübelte nicht lange herum, sondern suchte nach einem Weg, um in den Laden einzudringen.

Die Eingangstür war verschlossen. Und läuten wollte ich auch nicht.

Die Einfahrt bot sich nahezu an. Sie führte auf einen Hinterhof, in dem ein Garagenbau stand. Ich wich einigen Aschkübeln aus und stand dann vor der Hintertür.

Und die war offen.

Seltsam ...

Ein unangenehmes Prickeln überfiel mich. Es trat immer dann auf, wenn mir einiges nicht geheuer war, wenn Gefahr und Verdruß in der Luft lagen.

Ich stieß die Tür auf. Lautlos schwang sie zurück. Kein Knarren verriet mich.

Meine Augen hatten sich inzwischen auf die herrschenden Lichtverhältnisse eingestellt, so daß ich Umrisse erkennen konnte und nicht völlig blind in den mir unbekannten Gang hineinschlich.

Wieder sah ich den Lichtschimmer.

Vorsichtig bewegte ich mich durch den Verkaufsraum. Es war gar nicht einfach, den wild durcheinanderstehenden Gegensänden auszuweichen, aber ich schaffte es trotzdem, einigermaßen lautlos voranzukommen.

Dann hörte ich eine Stimme.

Sie klang rauh und unbeherrscht.

Ich ging noch einige Schritte vor und konnte deutlich die Worte verstehen, die gesagt wurden.

»So, du dreckiger Einbrecher. Zu einem Wurm bist du geworden, und deshalb werde ich dich auch zertreten wie einen Wurm!«

In meinem Hirn klingelte die Alarmglocke.

Ich hatte ähnliche Worte mehr als einmal vernommen. Und immer dann war ein Mensch in Lebensgefahr gewesen.

Schon stand ich an der Tür und riß sie auf.

Ein hünenhafter Kerl war von dem Geräusch aufgeschreckt worden und federte herum.

Zwei, drei Sekunden hatte ich Zeit, mir die Szene, die sich meinen Augen bot, einprägen zu können.

Der Kerl vor mir sah zum Fürchten aus. Übergroß, ein kantiges Gesicht, und er trug trotz der Helligkeit im Zimmer eine Sonnenbrille auf der Nase. Eine Narbe verlief quer über die Stirn. Und ich sah den Zwerg.

Er hockte auf dem Boden, nicht größer als eine Spielpuppe. Angst leuchtete in seinen Augen. Er stieß ein klägliches Wimmern aus. Nur schwach verstand ich seine Worte. »Zertreten wollte er mich. Zertreten.«

Der Hüne griff an. Mit der Attacke überraschte er mich. Er zog den Kopf ein und wollte mich über den Haufen rennen.

Wie eine Bombe prallte er gegen mich. Sein eisenharter Schädel grub sich in meine Magengrube. Ich wurde zurückkatapultiert, hinein in den Verkaufsraum. Dabei umklammerte mich der Riese mit beiden Armen, so daß ich das Gefühl hatte, mein Kreuz würde brechen. Eine Wand stoppte uns.

Ein altes Rad, ungefähr so groß wie ein Autoreifen, rutschte aus der Halterung und fiel nach unten. Wir bekamen beide etwas ab. Mein Gegner mehr als ich.

Mir riß die Nabe den Jackettkragen entzwei, dem Hünen donnerte das schwere Rad in den Nacken. Mit lautem Gejöse polterte es zu Boden.

Mein Gegner stöhnte und ließ mich los. Er taumelte zurück. Durch die offene Tür fiel soviel Licht, daß ich den Kerl erkennen und mich auf ihn einstellen konnte.

Ich schlug mit der Rechten zu, traf ihn hart. Er flog weiter zurück. Die Sonnenbrille rutschte ihm von der Nase, hing aber noch an den Ohren.

Er sah ulkig aus, gab sich aber längst nicht geschlagen. Ein Tritt fegte mir die Beine weg. Ich schlug einen halben Salto und krachte zu Boden.

Mein Gegner brüllte triumphierend. Ich rollte mich herum, sah, daß er das Rad hochgehoben hatte und es über seinem Kopf schwang. Im nächsten Moment würde er mir damit den Schädel zerschmettern.

Meine Beine schienen sich selbstständig zu machen. Zugleich schnellten sie vor.

Der Riese mußte den Tritt voll nehmen. Er rollte mit den Augen, stieß gurgelnde Laute aus, wankte zurück und ließ das verdammt Rad los.

Zum zweitenmal krachte es zu Boden.

Da war ich schon auf den Füßen, packte einen herumliegenden Holzknüppel und ging auf den Kerl los.

Der Mann schien unbesiegbar zu sein. Den ersten Schlag unterließ er glatt, den zweiten blockte er ab und setzte mir die Faust genau auf den Solarplexus.

Ich hatte das Gefühl in mir, als seien Weihnachten und Ostern auf einen Tag gefallen.

Ich hörte alle Engel singen. Der Knüppel wurde mir aus der Hand gewirbelt und durchschlug die Scheibe eines Geschirrschrankes.

Dann war der Bulle wieder da. Mit einem Fußtritt fegte er einen Stuhl zur Seite, der ihm im Weg stand. Er hatte beide Fäuste zusammengelegt und wollte sie mir von oben auf den Kopf dreschen. Ein Hammerschlag, wie das Bud Spencer immer in seinen lustigen Hau-drauf-Filmen vorführt.

Ich steppete zur Seite. Trotz der Schmerzen war ich schnell genug.

Der Schlag - er hätte sicherlich den berühmten Ochsen gefällt - zischte an mir vorbei.

In derselben Sekunde brüllte mein Gegner auf. Er hatte genau in einen Nagel geschlagen. Das Ding stand schräg aus der Wand, war rostig und ziemlich lang.

Jetzt hatte der Riese mir nichts mehr entgegenzusetzen. Er verzog das Gesicht, tanzte von einem Bein aufs andere und hielt sich die verletzte Hand.

Ich wartete, bis sich mir eine Gelegenheit bot.

Dann schlug ich wohl dosiert zu.

Der Hüne bekam einen glasigen Blick, seufzte noch einmal und fiel zu Boden.

Staub wallte auf, als er die Holzdielen berührte.

Ich atmete auf. Erst jetzt folgte die Reaktion. Schwindel packte mich. Ich mußte mich irgendwo festhalten, um nicht umzukippen.

Durchatmen konnte ich noch nicht richtig, der Schlag auf den Solarplexus hatte mich zu sehr geschafft.

Zwei Minuten gönnte ich mir Pause. Dann kümmerte ich mich um den Niedergeschlagenen.

Die Wunde sah übel aus. Mit einem Taschentuch verband ich sie. Wenn sich der Knabe keine Blutvergiftung holen wollte, mußte er so rasch wie möglich zu einem Arzt.

Handschellen brauchte ich ihm nicht anzulegen. Er würde auch so noch eine Weile schlafen. Schließlich kannte ich meinen Punch.

Ich ging in den Nebenraum und kümmerte mich um den Zwerg. Er war verschwunden.

»He, Mister!« rief ich. »Zeigen Sie sich. Ich tue Ihnen nichts.« Er kam tatsächlich. Ängstlich kroch er links hinter dem Schreibtisch hervor.

Die Szene sah lächerlich aus, aber zum Teufel noch mal, mir war wirklich nicht zum Lachen zumute. Dieses Menschlein war von irgendeiner dämonischen Kraft verkleinert worden, und ich hatte das bange Gefühl, daß es meinen Freunden ebenso ergangen war.

Ich bückte mich, hob den Mann hoch und setzte ihn auf die Schreibtischplatte.

»Nun erzählen Sie mal«, sagte ich.

Er zitterte noch immer vor Angst. »Wer sind Sie?« erkundigte er sich mit heller Stimme.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.« Zur Unterstreichung meiner Worte zeigte ich ihm den Ausweis.

Die Angst aus seinen Augen verschwand. Er atmete sichtlich erleichtert auf.

»So, jetzt sind Sie aber dran«, sagte ich. »Berichten Sie, was geschehen ist.«

Zuerst sagte er seinen Namen. Und dann brach es aus Mike

Bonetti hervor. Er redete sich alles von der Seele, und als er vom Spiegel zu sprechen begann, fing er an zu weinen.

Ich versuchte ihn zu trösten, es gelang mir kaum.

»Den Besitzer des Ladens haben Sie hier nicht gesehen?«  
wollte ich wissen.

»Nein, damit kann ich Ihnen nicht helfen.«

Ich stand von meinem Stuhl auf und sah mir den Spiegel genauer an. Der äußere Rahmen unterschied sich in keiner Weise von normalen Spiegeln. Nur das Glas - falls es überhaupt ein solches war - hatte eine andere Färbung.

Es war matt, leuchtete aber irgendwie von innen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte nach.

Dieser Spiegel hatte eine besondere Funktion. Er war eine Nahtstelle zum Dämonenreich, wirkte wie ein Tor, durch das man nur hindurchzugehen brauchte, und schon war man in einer anderen Welt.

Nur der Rückweg war oft versperrt.

Ich sah diese Spiegel nicht zum ersten Mal. Niemand wußte eigentlich so recht, woher sie stammten und wie alt sie waren. Es gab sie - und damit fertig. Manche Spiegel waren schon Tausende von Jahren alt, und sie zeigten nicht die Spur von Verfall. Es gab Sagen und Legenden, die von uralten Sternenvölkern erzählten, die der Erde in grauer Vorzeit Besuche abgestattet hatten. Angeblich hatten sie Requisiten und Dinge zurückgelassen, die einen Beweis ihrer Existenz liefern sollten. Aber das waren alles nur Vermutungen. Genaues wußte keiner zu sagen.

Das Muster des Spiegels berührte mich eigenartig. Normalerweise waren die Flächen immer glatt, aber hier war die gesamte Spiegelfläche in kleine Quadrate aufgeteilt.

Augenblicklich kam mir das Schachbrett wieder in den Sinn.

Auch dieses Spiel mußte ein Tor ins Dämonenreich sein.

Ich hob meinen rechten Arm, streckte den Zeigefinger aus und berührte die Spiegelfläche.

Der Finger traf auf Widerstand, er stieß nicht durch, wie ich es bei anderen transzendentalen Toren erlebt hatte.

Doch dieser Widerstand war nicht stark. Er gab nach. Die Fläche erschien mir wie eine weiche, gallertartige Masse. Als ich stärker zudrückte, wollte sich die Masse um meinen Finger schließen.

Hastig zog ich ihn zurück.

Mir kam eine andere Idee.

Ich öffnete die Knöpfe meines Oberhemdes, zog die schmale Kette über den Kopf und hielt das Kreuz in der Hand. Es war kein normales Kreuz. Äußerlich ja, doch die Kräfte der Weißen Magie wohnten darin.

Ich hielt die Kette umfaßt, so daß das Kreuz vor meinen gekrümmten Fingern baumelte. Langsam bewegte ich die Hand auf den magischen Spiegel zu.

Ich spürte förmlich, wie sich eine Aura zwischen Kreuz und Spiegel aufbaute. Die Luft schien zu vibrieren, zu flimmern, als stünde sie unter Hochspannung.

Leicht erwärmte sich die Kette. Diese Wärme ging von dem Kreuz aus, das mit den Kräften des Bösen zusammenprallte. Dann berührte es die Spiegelfläche.

Etwas Unheimliches geschah.

Die matte Farbe verschwand. Von einer Sekunde zur anderen wurde die Spiegelfläche strahlend hell. Fast mußte ich die Augen schließen, so sehr blendete mich der Schein.

Die Fläche glitzerte, leuchtete, pulsierte.

Und ich konnte in sie hineinsehen.

Ich sah eine Landschaft. Öde, trostlos, verlassen. Ein düsterer roter Himmel spannte sich über dem wüstenartigen Gebiet.

Felsblöcke ragten wie Finger in die Luft.

Ich trat noch einen Schritt näher an den Spiegel heran und beugte meinen Kopf etwas, um besser in die Fläche hineinsehen zu können.

Das unheimliche Land schien in einer unendlichen Ferne zu liegen. Sämtliche Bezugspunkte verschwanden. Ich konnte nicht sagen, ob es zehn, hundert oder tausend Yards entfernt war.

Ich sah alles deutlich und klar und doch so weit entfernt.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, mein Herzschlag würde aus-

setzen. So einsam und verlassen war das Land doch nicht.

Menschen befanden sich darin. Winzige Menschen.

Menschen, die ich kannte.

Suko, Bill, Sheila und Jane ...

Und sie waren in Gefahr. Klar und deutlich zeigte mir der Spiegel, daß sich der Sand bewegte und eine Spinne daraus hervorkroch.

Ich ballte die Hände zu Fäusten, sah, wie die Spinne auf Suko und Bill zulief.

Schnell, viel zu schnell.

Die beiden Frauen rannten weg.

»Suko!« stöhnte ich. »Suko ...«

Da hörte ich den Schrei. Er drang jedoch nicht aus dem Spiegel, sondern war hinter mir ertönt.

Der Schrei riß mich aus meiner Benommenheit. Mit einer blitzschnellen Bewegung wirbelte ich herum.

Der Hüne stand in der Tür. Er war früher aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, als ich angenommen hatte. Blutunterlaufen waren seine Augen. In der rechten Hand hielt er einen langen Speer.

»Ich werde dich töten!« stieß er mit heiserer Stimme aus. »So wahr ich Malko heiße ...«

Malko stürmte los.

Wild, ungezügelt. Ein Kraftpaket. Den Speer hielt er jetzt mit beiden Fäusten umklammert. Seine Wunde schien ihn nicht zu stören.

Mike Bonetti flüchtete schreiend in die hinterste Ecke des Zimmers.

Und ich erwartete den Angriff.

Gedankenschnell riß ich einen kleinen leeren Schreimaskinentisch hoch, hielt ihn als Deckung vor mich und sprang gleichzeitig zur Seite. Mit aller Kraft schleuderte ich den Tisch auf Malko zu.

Er traf ihn in Höhe der Hüfte.

Malko griff an. Der Speer wischte an mir vorbei. Die Spitze war aus Eisen. Es hatte die Jahrhunderte überstanden und würde auch mich aufspießen, wenn ich nicht achtgab.

Malko stieß einen Wutschrei aus und drehte sich um die eigene Achse, um gleich darauf wieder zuzustoßen.

Diesmal führte er den Stoß von oben nach unten. Er hätte mir glatt den Fuß festgenagelt.

Ich sprang hoch. Die Spitze raste dicht neben meinem großen Zeh in den Boden. Holz splitterte.

Ich packte den Speer, aber auch Malko griff zu.

Ich zog den Speer zur Seite, riß ihn aus den Bohlen und wollte Malko mit der flachen Seite der Spitze abermals ins Reich der Träume schicken.

Ich war nicht schnell genug. Der Riese flog gegen mich. Er drückte mich auf den Schreibtisch, klemmte den Speer zwischen seinem und meinem Körper.

Ich stand so dicht vor ihm, daß ich seinen heißen Atem spürte. Er knurrte wie ein hungriger Wolf. Seine beiden Pranken suchten meinen Hals.

Jetzt wurde es kritisch.

Ich ließ den Speer los, hob beide Hände. Sie glitten zwischen seine Arme. Mit einem gewaltigen Ruck versuchte ich die Umklammerung zu sprengen.

Es klappte nicht. Malko hatte zuviel Kraft. Langsam wurde mir die Luft knapp. Ich sah in Malkos Augen die Mordlust funkeln. Der Kerl würde so lange zudrücken, bis ich nicht mehr lebte. Für einen Moment überflutete mich die Panik, dann hatte ich mich wieder gefangen.

Die Schreibtischplatte war nicht sehr breit. Bis jetzt hatte ich mich Malko entgegengestemmt, doch von einem Augenblick zum anderen gab ich dem Druck nach und ließ mich nach hinten fallen. Gleichzeitig gelang es mir, meine Beine anzu ziehen.

Malko hatte mir ausreichend Platz gelassen, so konnte ich ihm die Knie in den Leib drücken, ihn gleichzeitig hochstemmen und mich fallen lassen.

Beide bekamen wir das Übergewicht.

Malko brüllte vor Wut auf. Er konnte seinen Griff nicht länger halten. Wir fielen vom Schreibtisch. Der Hünne segelte noch über mich hinweg. Ich stieß mir die Schulter, rollte mich wieder ab und gelangte auf die Füße.

Gierig saugte ich die Luft ein. Dieser Malko war kein gewöhnlicher Gegner. Er schien schier unüberwindlich zu sein.

Und er gab nicht auf.

Ehe ich reagieren konnte, hatte er sich wieder den verdammten Speer geschnappt. Er kreiselte damit herum, suchte mich. Ich sprang aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich, geriet dadurch in die Nähe des Spiegels.

Malko nahm einen letzten wütenden Anlauf.

Aufbrüllend warf er sich in meine Richtung. Gleichzeitig schleuderte er mit aller Kraft den Speer.

Ich ließ mich instinktiv fallen.

Hautnah wischte die Waffe über mich hinweg. Und in der nächsten Sekunde flog Malko auf mich zu.

Wie ein Tier sprang er mich an.

Ich war nur froh, daß Malko nichts von Kampftechnik verstand, sondern sich nur auf seine Kraft verließ.

Meine Reaktion erfolgte ganz automatisch.

Beine an den Körper ziehen, ihn auffangen und nach hinten weghebeln.

Es gelang.

Schreiend flog Malko durch die Luft. Ich sah ihn nur als Schatten. Er hatte soviel Schwung, daß er vor dem Spiegel nicht mehr auf den Boden prallte.

Er fiel dagegen. Nein - er fiel hinein!

Er folgte dem Speer, der ebenfalls den Weg durch den Dämonenspiegel genommen hatte.

Ich wälzte mich herum, und obwohl sich die Szene blitzschnell abspielte, kam sie mir wie eine Zeitlupenaufnahme vor.

Ich sah Malko in den Spiegel eintauchen. Kaum hatte er die Fläche berührt, da verkleinerte er sich. Der Spiegel nahm ihn auf, trieb ihn in die endlose Weite der Dimensionen.

Kein Schrei, kein Laut drang mehr an meine Ohren.

Aus weit aufgerissenen Augen verfolgte ich Malkos Flug. Er schwebte wie ein Vogel.

Weiter, immer weiter ...

Ich sah ihn mit Armen und Beinen rudern. Eine andere schreckliche Dimension hatte ihn aufgenommen, geschluckt wie meine vier Freunde.

Dann wurde die Fläche des Spiegels matter. Die Landschaft verwischte. Nur noch ein paar Farben schimmerten nach. Als auch dies vorüber war, sah ich wieder die graue Fläche mit den zahlreichen Kästchen. Sonst nichts.

Ich er hob mich ächzend. Meine Beine zitterten. Ich fühlte mich wie ein Kind, das laufen lernte. Dazu schmerzte mein Hals. Was ich hier erlebt hatte, war der reinsten Horror. Über meinen Rücken lief eine Gänsehaut.

Mit einer automatisch wirkenden Bewegung strich ich mir eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Das darf doch nicht wahr sein«, vernahm ich Mike Bonettis Stimme.

Ich blickte den Zwerg an. »Doch«, sagte ich tonlos, »es ist wahr.«

»Und was kann man dagegen tun?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Tut mir leid, ich weiß es nicht. Noch nicht.« Dabei sah ich ihn ratlos an.

Die Spinne war schnell.

Schneller, als Suko angenommen hatte. Im letzten Augenblick wich der Chinese der Angreiferin aus.

Dann tauchte Bill Conolly auf. Er hatte die Frauen in Sicherheit gebracht und wollte Suko nun zur Seite stehen.

Der Chinese war gestürzt. Er rollte sich ein paarmal über den Boden und sprang auf, als er Bill in seiner Nähe sah.

»Wir müssen Deckung suchen! « rief der Reporter. Er ließ die Spinne dabei keinen Augenblick aus den Augen. Die hatte sich gedreht. Ihre Facettenaugen suchten die beiden Gegner, die sie unbedingt vernichten wollte.

Deutlich konnte Bill die feinen Härchen auf den Beinen sehen. Sie standen hoch, glichen einer Bürste.

Der Reporter und Suko hetzten auf einen Stein zu, der für sie die Größe eines Felsens hatte.

Augenblicklich nahm die Sandspinne die Verfolgung auf. Sie war schnell, schneller als die beiden Zwerge.

Bill Conolly riskierte einen Blick über die Schulter und erschrak. Riesengroß sah er die giftige Spinne vor sich.

»Suko!« brüllte er. Mit einem letzten verzweifelten Satz warf er sich vorwärts.

Die beiden vorderen Beine der Spinne drohten Bill Conolly umzuwerfen, doch sie verfehlten ihn. Dicht hinter Bills Hacken berührten sie den Sand.

Suko hatte den Schrei vernommen.

Er kreiselte herum, bückte sich, hob einen auch für ihn kleinen Stein auf und schleuderte ihn der Spinne gegen die Fräswerkzeuge.

Das Insekt war für einen Augenblick abgelenkt. Die Zeit reichte Suko und Bill, um sich in Deckung zu werfen.

»Wo sind die Frauen?« keuchte Suko.

»Erst einmal in Sicherheit.«

Der Chinese wischte sich Schweiß und Staub von der Stirn.

»Verdammter Bill, ohne Waffen können wir auf die Dauer nichts gegen die Spinne ausrichten.«

Bill nickte. In seinen Augen stand pure Verzweiflung. »Aber was sollen wir tun? Wir können doch nicht ewig vor dieser verfluchten Spinne wegrennen.«

»Achtung! Sie kommt!« Sukos Warnruf unterbrach Bills Ausführungen.

Die Spinne kroch über den Stein, hinter dem die beiden Freunde lagen. Zuerst war nur ein riesiger Schatten zu sehen, dann tauchten die beiden vorderen Beine auf, und anschließend sahen sich Bill und Suko von den schrecklichen Augen fixiert.

»Jetzt hat sie uns!« flüsterte Bill. »Wir - wir kommen nicht mehr weg!« Selten hatte der Reporter solch eine Angst gehabt.

Normalerweise konnte ihn nichts so leicht erschüttern, aber seit er zu einem Zwerg geworden war, hatte sich auch seine Psyche

völlig verändert. Hinzu kam noch der schreckliche Traum, in dem sich Bill als Schachfigur gesehen hatte. Beides zusammen war auch für einen Mann wie Bill Conolly zuviel.

Die Spinne zögerte. Es schien, als weide sie sich an der Angst ihrer Opfer. Sie wußte, daß sie nicht mehr entkommen konnten. Auch wenn sie davongelaufen wären, die Spinne hätte sie immer mit einem Sprung einholen können.

Bill und Suko standen geduckt da.

Der Chinese versuchte eine letzte Rettungsaktion vorzuschlagen. »Wenn sie springt, flitzen wir gleichzeitig nach links und rechts weg. Hast du verstanden, Bill?«

Der Reporter nickte nur. Sprechen konnte er nicht.

Doch da geschah etwas, was die beiden Männer an ihrem Verstand zweifeln ließ.

Etwas flog auf sie zu. Vielleicht der berühmte Rettungsstrohalm.

Der Gegenstand schwebte jetzt über ihnen. Er schien aus einer unendlichen Ferne zu kommen und prallte nicht weit von Suko und Bill entfernt in den Sand.

Es war ein Speer!

Er war ebenfalls verkleinert, aber immerhin eine Waffe.

Der Chinese erfaßte die Chance innerhalb eines Herzschlags.

Er warf sich zur Seite und riß den Speer, der mit der Spitze im Boden steckte, heraus.

»Suko! Da kommt noch jemand!« Bills Stimme gellte auf.

Der Chinese riß den Kopf in den Nacken.

Er sah einen Menschen, klein wie sie. Er schwebte auf sie zu, ruderte mit Armen und Beinen und hatte den Mund weit aufgerissen.

Dieser Mensch war Malko.

Der Dimensionsspiegel hatte ihn verkleinert und in das Dämonenreich hineingeschleudert.

Malko landete dicht neben dem Stein, auf dem die Spinne hockte. Er fiel auf den Rücken. Sein Gesicht spiegelte das ungeheure Grauen wider, das er auf seiner Reise durch die Dimensionen erlebt hatte.

Die Spinne reagierte sofort. Sie sah, daß sie mit dieser neuen Beute leichtes Spiel haben würde.

Suko schrie Malko noch eine Warnung zu - er hatte das Unheil kommen sehen -, aber es war bereits zu spät.

Die Spinne ließ sich fallen.

Genau auf Malkos Körper.

Der Zwerg schrie, doch der Schrei wurde erstickt, als er das Spinnenbein auf sein Gesicht zurasen sah.

Keine Chance für ihn.

Die Spinne traf.

Suko und Bill wandten sich ab. Die Spinne >beschäftigte< sich mit dem Opfer auf ihre Art. Nachdem sie Malko getötet hatte, aktivierte sie ihre Drüsen. Sie produzierte einen klebrigen Faden und begann damit, den Toten zu umschnüren.

»Jetzt nichts wie weg!« rief der Reporter. »Die Chance war nie so günstig.«

Er wollte laufen, doch Suko hielt ihn fest. »Einen Augenblick noch«, bat der Chinese. »Bleib du bei den Frauen, ich komme sofort nach.«

»Was hast du vor?«

»Wirst du schon sehen.«

Bill Conolly ging nur zögernd.

Suko machte eine unwirsche Armbewegung.

Die Spinne war noch immer mit ihrem Opfer beschäftigt. Sie hatte an den anderen jegliches Interesse verloren.

Vorläufig jedenfalls ...

Suko schlug einen Bogen. Er hatte den Speer nicht vergessen, der kurz vor dem Toten auf sie zugefallen war. Woher er so plötzlich kam, interessierte den Chinesen nicht. Die Hauptsache war, daß er jetzt eine Waffe in der Hand hielt.

Suko nahm hinter dem Stein Deckung.

Die Spinne vor ihm arbeitete verbissen. Immer weiter spann sie ihr Netz. Suko konnte sie nicht sehen, er hörte aber, wie sie sich hin- und herbewegte.

Der Chinese klemmte sich den Speerschaft zwischen die kräftigen Zähne. Die Waffe war etwa doppelt so groß wie zwei auf-

einandergestellte Nähnadeln. Suko packte mit beiden Händen die Kante des oberen Steins und zog sich mit einem Klimmzug hoch. Er schaffte es erst beim zweiten Versuch, als seine Fußspitzen in schmalen Rissen Halt fanden.

Dann lag er auf dem Stein.

Den Speer nahm er jetzt in die rechte Hand. Er hielt den Schaft etwa in der Mitte umfaßt, balancierte die Waffe aus und nickte dann zufrieden.

Die Spinne war noch immer voll beschäftigt. Hastig und arbeitsam lief sie immer wieder um ihr Opfer herum. Sie hatte ein breitflächiges Netz gewebt, unter dem der Oberkörper des Toten schon fast verschwunden war.

Suko richtete sich auf. Er blieb in einer knienden Stellung. Mit der linken Hand stützte er sich ab, den rechten Arm hob er etwa in Schulterhöhe.

Suko wußte genau, worauf es ankam. Wenn er die Spinne beim ersten Wurf nicht richtig traf, dann war er verloren.

Er fühlte sich wie ein Held aus einer chinesischen Sage, der mit Monstern und Ungeheuern kämpfte.

Da! Jetzt hatte die Spinne den Chinesen entdeckt.

Sofort ließ sie von ihrem Opfer ab, wandte sich dem neuen Angreifer zu,

Sie drehte den Kopf.

Die beiden Facettenaugen schillerten und schimmerten, waren auf Suko fixiert.

In diesem Augenblick war der Chinese eiskalt. Er atmete noch einmal tief ein, sah, daß die Spinne wenige Sekunden lang auf dem Fleck stand, und schleuderte den Speer mit aller Kraft.

Die kleine Waffe zischte durch die Luft.

Und traf!

Mit Wucht drang sie in das rechte Auge der Spinne und zerstörte es. Bis zur Hälfte steckte der Schaft in dem Spinnennauge.

Das Tier konnte plötzlich nichts mehr sehen. Es kreiselte herum, zerriß das eben noch so kunstvoll angefertigte Netz, wühlte mit den sechs Beinen den Sand auf, fiel sogar auf den Rücken und blieb dann still liegen.

Suko, der Chinese, atmete auf. Er kletterte von dem Stein, ging auf die Spinne zu und riß den Speer aus deren Auge.

Die Spinne rührte sich nicht mehr. Der Speer mußte einen lebenswichtigen Nerv getroffen haben. Suko war stolz darauf, daß er so gut gezielt hatte. Es hätte auch ganz anders ausgehen können.

Unwillkürlich warf er einen Blick zu dem düsteren Himmel empor.

Von dort oben waren der Speer und der Mensch herabgefallen, aus einer ungeheuren Entfernung. Der Mensch war gelandet und hatte sich doch nichts getan.

Da mußte Schwarze Magie im Spiel gewesen sein!

Suko hielt seine rechte Hand als Schalltrichter an den Mund.

»Bill!« rief er. »Bill, so melde dich!«

Nur schwach kam die Antwort. Suko ging in die Richtung, aus der er die Stimme gehört hatte.

Er fand Bill und die beiden Frauen in einer Mulde hocken.

Ängstlich sahen sie ihm entgegen.

Suko winkte ab. »Alles klar«, sagte er, »ihr könnt beruhigt sein. Die Spinne lebt nicht mehr.«

Allgemeines Aufatmen. Die beiden Frauen fielen sich glücklich lächelnd in die Arme.

»Fragt sich nur, wie es weitergehen soll«, sagte der Reporter.

»Hast du eine Idee, Suko?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nein. Die Karten in diesem Spiel hat ein anderer verteilt. Und den müssen wir suchen.«

Bill blickte den Freund verdutzt an. »Wie willst du das denn machen?«

»Ganz einfach. Wir bleiben nicht hier, sondern marschieren los.« Suko lächelte und sah an sich herunter. »Marschieren ist natürlich zuviel gesagt. Wir gehen. Irgendwann werden wir ja hoffentlich auf irgendwen treffen. Oder hast du einen anderen Vorschlag?«

»Nein.«

Selten in meinem Leben hatte ich mich so mies gefühlt. Wie viele Fälle hatte ich schon gelöst? Ich wußte es nicht mehr. Und zum Henker auch, mir war es egal.

Ich hatte versagt.

Ja, ich fühlte mich als Versager. Man hatte meine Freunde entführt, und ich, der berühmte Geisterjäger John Sinclair, hockte in einem Zimmer und hätte mich an liebsten in ein Mauseloch verkrochen.

Die Zigarette, die ich mir angezündet hatte, verqualmte zwischen meinen Fingern. Die Asche fiel zu Boden. Es störte mich nicht einmal.

Ich wußte nicht mehr, wo ich anfangen sollte. Die anderen hielten sämtliche Trümpfe in der Hand.

Ich starre auf den Spiegel und sah ihn doch nicht. Wie mochte es in diesen Augenblicken Suko, Jane, Sheila und Bill ergehen? Ich hatte sie gesehen, für einen kurzen Augenblick nur, und dazu noch als Zwerge.

Das war einfach zuviel.

Ich hörte neben mir ein Husteln. Es war Mike Bonetti. Ich hatte ihn auf den Tisch gesetzt.

»Es tut mir leid«, sagte der kleine Mann.

Ich lächelte schmerzlich. »Sie können doch nichts dafür.«

»Trotzdem.«

»Ihre Lage ist doch viel schlimmer«, erinnerte ich ihn.

»Meinen Sie, daß ich nie mehr meine normale Gestalt annehmen werde?« fragte er mich. In seiner Stimme schwang trotz allem noch etwas Hoffnung mit.

»Ich weiß es nicht.«

»Also unmöglich.«

»Das würde ich nicht sagen.«

Mike lachte. »Ich habe es mir ja selbst zuzuschreiben«, sagte er.

»Ich hätte hier nicht einbrechen sollen. Aber das Geld lockte, und bisher bin ich auch nie erwischt worden. Ausgerechnet heute hat es mich erwischt. Doppelt und dreifach.«

»Kannten Sie den Laden denn hier?« wollte ich wissen.

»Kennen ist zuviel gesagt. Ich habe ihn mir wohl schon mal

angesehen. Ich weiß auch, wie der Besitzer aussieht, das ist aber auch alles.«

»Sie haben nie mit ihm gesprochen?«

»Nein. Ich werde mich hüten.«

»Aber er wohnt hier?« bohrte ich weiter.

Der kleine Mensch nickte. »Ja. Soviel ich weiß, in der ersten Etage. Wieso? Versprechen Sie sich etwas davon?«

Ich stand auf. »Möglicherweise schon. Ich sehe mir die Räume einmal an.«

Mike Bonetti blickte mich aus flehenden Augen an. »Bitte, Sir, nehmen Sie mich mit. Ich will hier nicht allein sein.«

Ich sah auf den Zwerg nieder. »Okay, kommen Sie.« Ich nahm ihn und steckte ihn in meine rechte Jackettasche. Es war schon ein komisches Gefühl. Immer wieder mußte ich einen Blick auf das kleine Lebewesen werfen.

Doch dann überlegte er sich es anders. Wir waren noch unten im Laden, als er wieder hinaus wollte. »Ich warte doch lieber hier«, sagte er. »Wenn Sie dort oben in eine Auseinandersetzung geraten, würde ich Sie nur behindern.«

»Ist gut.« Ich nahm ihn aus der Tasche und setzte ihn in einen Sessel. Er verkroch sich in die letzte Ecke, so konnte er am wenigsten entdeckt werden.

Ich schaltete erst einmal das Licht ein und suchte dann den Weg zum Treppenhaus. Gefunden war er schnell. Ich mußte durch eine schmale Tür und stand in dem muffig riechenden Flur.

Die Birne an der Decke war mit Fliegendreck verklebt. Die Wände starrten vor Schmutz. Von dem schulterhohen Sockel war die meiste Farbe bereits abgeblättert. Nein, mit diesem Haus war wirklich kein Staat zu machen. Das Eisengeländer hatte schon Rost angesetzt.

Unangefochten gelangte ich in die erste Etage.

Die Wohnungstür stand offen.

Ich zog meine Beretta aus dem Holster und hielt sie in der rechten Hand. Die Waffe war mit geweihten Kugeln geladen. Diese Geschosse hatten schon manchen Dämon zum Teufel geschickt.

Mit dem Fuß kickte ich die Tür auf, schlich in die dahinterliegende Wohnung und begann mit der Durchsuchung.

Trotz intensiver Bemühungen fand ich nichts.

Wenn man mal von der ärmlichen Einrichtung absah, waren die Zimmer leer. Ich konnte nur immer wieder den Kopf schütteln. Selten hatte ich jemand erlebt, der in solch einem schmutzigen Loch hauste. Dabei kam mir ein Verdacht. Vielleicht wohnte dieser Octavio gar nicht hier? Nach außen hin hatte er zwar die Wohnung gemietet, doch tatsächlich hielt er sich woanders auf. Diese Folgerung schien mir gar nicht so unwahrscheinlich zu sein.

Ich kehrte der Wohnung wieder den Rücken zu und ging die Treppe hinunter,

Auf der zweitletzten Stufe lag er.

Mike Bonetti.

Tot!

Jemand hatte dem kleinen Mann den Hals umgedreht!

Sie marschierten durch die endlos scheinende, wüstenartige Ebene. Suko ging voran, die beiden Frauen folgten, und Bill bildete den Schluß.

Es war eine Qual. Sie schienen sich kaum von der Stelle zu bewegen.

Den Himmel überzog noch immer ein düsteres Rot. Es spannte sich wie ein Bogen von einem Ende zum anderen. Die Weite des alpträumhaften Landes wirkte bedrückend.

Sheila war es, die zuerst den Mut verlor. Urplötzlich ließ sie sich fallen. »Geht ohne mich. Ich will nicht mehr!«

Sofort war Bill bei ihr. Er hob Sheila an, faßte ihr dabei unter beide Achseln. »Wir müssen, Darling. Bitte, komm.«

»Aber ich ...«

Jane Collins drängte den Reporter zur Seite. »Laß mich das mal machen. Ihr Männer seid viel zu ungeschickt.«

Jane sprach auf Sheila Conolly ein. Bill stand daneben wie ein begossener Pudel.

Suko war schon ein Stück vorausgegangen, hatte aber angehalten und wartete.

»Was ist mit Sheila?« rief er Bill zu.

Der Reporter hob die Schultern. »Sie will nicht mehr.« Er sah Suko verzweifelt an. Seine Augen waren an den Rändern rot entzündet, die Lippen aufgesprungen.

Den anderen erging es nicht besser.

Durst quälte sie. Diese Trockenheit saugte ihnen den letzten Rest Feuchtigkeit aus dem Körper. Der Zeitpunkt war eigentlich abzusehen, wann auch die Männer nicht mehr weiter konnten. Und nirgendwo ein Hoffnungsschimmer. Nur die weite, schier endlose Ebene.

Lebewesen hatten sie, bis auf die Spinne, keine mehr gesehen. Trotzdem hielt Suko immer noch seinen Speer in der Hand. Er war sicher, daß er ihn noch einmal brauchen würde.

Sheila quälte sich wieder auf die Füße. Bill ging zu ihr und stützte sie.

»Wenn nicht bald etwas geschieht, ist sie am Ende«, flüsterte Jane dem Reporter ins Ohr.

Bill Conolly nickte nur.

Sheila hatte die schwächste Konstitution von ihnen. Jane Collins, die Detektivin, war durch ihre harten Einsätze immer im Training. Außerdem absolvierte sie zwischenzeitlich ihr Judo- und Karatetraining, während Sheila das Leben einer normalen Durchschnittsfrau führte.

Sie gingen weiter.

Ihre Schritte wurden schleppender, schwerfälliger. Bill hatte das Gefühl, als säße Blei in seinen Oberschenkeln. Immer wieder leckte er sich die spröden Lippen, aber selbst die Zunge war kaum noch mit Feuchtigkeit behaftet.

Am besten hielt sich noch Suko. Der Chinese war ein Kraftpaket und Konditionsbündel. Er ging noch genauso elastisch und federnd wie zu Beginn des Marsches.

Sukos Gedanken kreisten um John Sinclair. Der Chinese konnte sich einfach nicht vorstellen, von mir im Stich gelassen zu werden. Er war aber Realist genug, um sich einzugehen,

daß die Chance, aus dieser Hölle wieder herauszukommen, verdammt gering waren.

Die Zeit verging.

Niemand sprach ein Wort. Und irgendwann änderte sich die Landschaft.

Suko bemerkte es zuerst. Er wies nach vorn. »Da, seht! « Schwer atmend und erschöpft blieben die anderen stehen. Eine Alpträumlandschaft tat sich vor ihnen auf. Bleiche Schädel bildeten ein riesiges Karree. Knochen verbanden die Schädel miteinander. An einer Stelle nur gab es eine Öffnung, ähnlich einem Tor. Aber das Tor sah schrecklich aus. Es war ein übergroßer Totenschädel, durch dessen Maul man schreiten mußte.

Sheila begann zu schreien. »Ich will nicht mehr weiter!« wimmerte sie. »Laßt mich hier. Laßt mich hier sterben!«

Bill sah keine andere Möglichkeit. Er mußte Sheila zur Besinnung bringen. So schlug er ihr ins Gesicht. Dabei hätte er sich am liebsten selbst die Hand abgehackt.

Die Methode half aber.

Sheila hörte auf zu schreien, starre ihren Mann sekundenlangverständnislos an, lächelte dann und sagte: »Es tut mir leid, Bill. Ich habe mich wohl dumm benommen.«

Bill strich ihr über das Haar. »Nein, Sheila, du nicht.«

»Ich gehe als erster«, entschied Suko. »Wartet hier.«

Ehe ein anderer eine Antwort geben konnte, war der Chinese schon in dem Schädeltor verschwunden.

Atemlos verharrten die Freunde.

Nichts geschah.

Bill Conolly biß sich auf die Lippen. »Sollen wir nicht versuchen, das Knochenfeld zu umgehen?«

Er wartete eine Antwort gar nicht erst ab, sondern machte sich auf den Weg. Er ging geradewegs auf einen der Knochen zu.

Für ihn war es ein schreckliches Gefühl, von den leeren Augenhöhlen der Schädel angeglotzt zu werden.

Und dann erhielt er plötzlich einen Schlag. Eine magische Falle war zugeschnappt.

Dicht vor der Knochenmauer wurde Bill zurückgeschleudert.  
Er fiel zu Boden und verlor für wenige Sekunden die Besinnung.  
Als er wieder klar sehen konnte, kniete Jane neben ihm.  
»Laß es sein, Bill«, flehte sie.

Der Reporter nickte und erhob sich ächzend. Er faßte die beiden Frauen an den Händen. Gemeinsam gingen sie auf das Schädeltor zu. Weit klappte der Rachen auf. Die stumpfen Zähne des Oberkiefers bildeten eine Linie.

»Ich hab so eine Angst«, hauchte Sheila.

Bill drückte ihre Hand stärker.

Sie durchschritten den Schädel.

Unbehelligt ...

Suko erwartete sie bereits. Er stand auf seinem, Speer gestützt und sah sie ernst an. »Seht mal, wo wir gelandet sind«, sagte der Chinese.

Die drei blickten sich um.

Bill Conolly war am meisten geschockt. Er konnte es kaum fassen. Das war unmöglich - und doch eine Tatsache.

Sie standen auf einem für sie riesigen Schachbrett!

Bill Conollys schrecklicher Alptraum schien Wirklichkeit zu werden ...

Der kleine Mensch bot einen entsetzlichen Anblick. In mir stieg der heiße Zorn hoch.

Mike Bonetti hatte keinem Menschen etwas getan. Warum also dieser sinnlose Mord?

Ich wußte aber jetzt auch, daß ich nicht mehr allein in diesem verdammten Haus war. Irgendwo mußte der heimtückische Killer noch stecken.

War es Octavio?

Ich zog wieder meine Beretta.

Auf Zehenspitzen schlich ich die restlichen Stufen hinunter. Ich war darauf gefaßt, jeden Augenblick angegriffen zu werden. Nichts geschah. Unbehelligt erreichte ich den Verkaufsraum. Und dort traf ich ihn. Octavio!

Er saß in dem hochlehnenigen Sessel, auf den ich zuvor Mike Bonetti abgesetzt hatte. Eine Tischlampe streichelte mit ihrem Licht die Gestalt des Mannes.

Ich blieb stehen.

Sekundenlang kreuzten sich meine und Octavios Blicke. Der Händler trug einen bis über die Knie reichenden Mantel. Die Hände hatte er in den Taschen vergraben. Sein eiförmiger Kopf war kahl. Der sichelförmige Schnurrbart berührte beinahe die Kinnspitzen.

Ich hob die Hand mit der Waffe an. In mir tobte ein unbeschreiblicher Zorn.

Ich mußte mich beherrschen, um dem Kerl nicht ins Gesicht zu schlagen.

»Octavio?« fragte ich. Meine Stimme erkannte ich kaum noch wieder. Sie klang kratzig und rauh.

»Ja. Aber nehmen Sie die Waffe weg«, erwiderte er. »Sie nützt Ihnen nichts.«

Ich behielt die Beretta in der Hand.

»Eine Kugel ist bald noch zu schade für Sie, Sie Bestie!« Ich schleuderte ihm die Worte ins Gesicht. »Warum dieser Mord an Mike Bonetti? Der Mann war völlig hilflos. Er war schon genug gestraft.«

Octavio winkte ab. »Sie sollten sich mehr zusammenreißen, Sinclair, und nicht so emotionell handeln. Es steht Ihnen nicht. Und jetzt nehmen Sie endlich die verdammte Knarre weg, oder Ihre Freunde werden es büßen.«

Ich blickte den Mann an und wußte, daß er es ernst meinte.

Octavio befand sich in einer so starken Position, daß er einen Bluff gar nicht nötig hatte. Ich saß ohnehin am kürzeren Hebel.

»Sie können ruhig Platz nehmen, Sinclair. Im Sitzen plaudert es sich besser.«

Ich nahm mir einen Sessel. Er war schon ziemlich alt und die Sprungfedern ausgeleiert. Ich sank tief ein.

Octavio lächelte dünn. »So gefallen Sie mir schon besser«, meinte er spöttisch.

»Kommen Sie endlich zur Sache!« forderte ich ihn auf.

»Sie sind zu ungeduldig, Sinclair. Ich stelle hier die Fragen. Ihre Lage ist denkbar schlecht. Zuvor will ich wissen, was mit Malko geschehen ist.«

»Er hat dem Spiegel nicht widerstehen können.«

»Sie meinen, er hat eine Reise in die andere Dimension gemacht?«

»Ja.«

Für einen winzigen Augenblick verzerrte sich Octavios Gesicht. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt. »Freiwillig ist Malko doch nie in den Spiegel hineingeraten.«

»Ich habe nachhelfen müssen.«

»Dann befindet sich Malko jetzt dort, wo auch Ihre Freunde sind, Sinclair.« Und jetzt grinste Octavio niederträchtig.

»Garantieren kann ich für nichts. Malko ist ein Bär. Er ist so gut wie unbesiegbar. Und er wird seine Wut an Ihren Freunden ausspielen.«

»Ich habe ihn besiegt«, konterte ich.

Octavio sagte zunächst nichts mehr. Er holte erst einmal Luft.

»Ja, Sie sind gefährlich, Sinclair, das habe ich schon immer gewußt. Aber nicht nur für mich, auch für andere stellen Sie eine große Gefahr dar. Wie gut für uns, die Falle ist zugeschnappt. Daß Sie nicht stillhalten würden, habe ich mir schon gedacht. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß Sie mich so rasch ausfindig machen würden. Sie sind schon ein besonderer Mann. Doch das alles spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, daß Sie in Zukunft keine Schwierigkeiten mehr machen werden. Und dafür sorge ich.«

»Wollen Sie mich töten?«

»Unter Umständen, ja.«

»Aber ...?«

»Jetzt sind Sie zu neugierig.« Octavio lächelte böse. »Ja, ich an Ihrer Stelle wäre es auch. Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas zeigen, Geisterjäger!«

Octavio erhob sich. Ich tat es ihm nach. Wir verließen den Laden und betraten das kleine Büro, in dem der Spiegel stand. Octavio hatte dort einiges verändert. Auf dem Schreibtisch stand

das Schachspiel, das Bill und Sheila Conolly mir zum Geburtstag geschenkt hatten.

Mir kam es vor, als wäre dies schon Tage her, dabei waren erst Stunden vergangen.

»Erkennen Sie es wieder?« fragte Octavio höhnisch.

Ich nickte.

Die Figuren waren aufgebaut. Fein säuberlich standen sie auf ihren Feldern. Ich sah den König, die Dame, die Türme, die Läufer, die Springer und die Bauern.

»Die weißen Figuren sind für Sie«, sagte Octavio.

Ich hob den Blick. »Sie wollen mit mir eine Partie spielen?«

»Ja, mein Bester.« Octavio rieb sich die Hände. »Wie ich hörte, beherrschen Sie das Spiel der Könige. Ich habe mich ebenfalls damit beschäftigt. Wir werden ungefähr gleich gut sein. Allerdings hat die Sache bei Ihnen einen Haken. Sie spielen um das Leben Ihrer Freunde.«

Ich schluckte. Obwohl ich mit einer ähnlichen Situation gerechnet hatte, war ich doch überrascht. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Viel schlimmer.

»Die weißen Figuren sind für Sie, Sinclair. Die Regeln brauche ich Ihnen ja nicht zu erklären. Aber ich will Ihnen etwas anderes zeigen. Sehen Sie mal in den Spiegel.«

Ich drehte mich so, daß ich die matt schimmernde Fläche betrachten konnte.

Neben mir murmelte Octavio einige magische Formeln. Er stieß die Worte scharf und abgehackt hervor.

Die Spiegelfläche veränderte sich. Sie wurde klar und durchsichtig. Wieder konnte ich einen Blick in die andere Dimension werfen.

Plötzlich wurden meine Augen groß, denn ich sah etwas, was mich an meinem Verstand zweifeln ließ ...

Auch Sheila Conolly wußte sofort, was los war. Ängstlich klammerte sie sich an ihren Mann. »Dein Traum, Bill«, flüsterte sie.  
»Dein Traum!«

Bill Conolly nickte. Trotz der Hitze brach ihm der kalte Schweiß aus. Wie eine zweite Haut bedeckte er den Körper. Suko dachte nach. »Wir sind hierher gelockt worden«, sagte er.  
»Anders kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Wieso?« fragte Jane.

»Dreh dich mal um!«

Die Detektivin wandte den Kopf. Sie hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken.

Der riesige Totenschädel, der gleichzeitig als Eingang diente, war versperrt. Das Maul - es hatte an der Rückseite die gleiche Form wie vorn - war verschlossen.

Die vier Menschen waren Gefangene. Gefangene auf einem riesigen Schachbrett.

»Aber wieso denn?« flüsterte Jane. »Was - was will man hier mit uns? Weshalb führt man uns zu einem Schachbrett?«

»Darauf werden wir sicherlich bald eine Antwort erhalten«, erwiderte Suko. Er hatte sich gebückt und untersuchte den Boden, auf dem sie standen.

Er war spiegelblank und glatt. Die dunkelrote Sonne stand senkrecht über dem Feld. Die kleinen Menschen warfen kaum einen Schatten.

»Wir sind ebenfalls zu Figuren geworden«, sagte Bill mit heiserer Stimme. »Zu Figuren in einem teuflischen Spiel. Ich weiß es. Und ich weiß auch, daß wir dieses Schachbrett nicht mehr lebend verlassen werden.«

Suko fuhr herum. »Wie kannst du so etwas nur sagen!«

»Weil ich einen Traum gehabt habe.« Bill nickte heftig, als er Sukosverständnislosen Blick sah. »Ja, zum Teufel, ich habe einen Traum gehabt. Ich selbst habe mich auf diesem Schachbrett gesehen. Eingekreist von den einzelnen Spielern. Springern, Bauern, Läufern - sie alle wollten mich töten. Hier auf dem Boden lag ich,« Bill deutete auf ein Karree. »Ich hatte keine Chance. Glaubt mir, wir werden hier sterben.«

Der Reporter war mit seinen Nerven am Ende. Er setzte sich einfach hin und vergrub das Gesicht in beiden Händen. »Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte es wissen müssen«, stammelte er immer wieder.

Sheila kümmerte sich um ihren Mann, während Suko einige Schritte zur Seite ging, um das Schachfeld abzulaufen.

Jane Collins holte den Chinesen ein. »Was sagst du zu Bills Traum?«

Der Chinese blieb stehen. »Träume können oft in Erfüllung gehen«, erwiderte er.

Jane hob die Augenbrauen. Auch ihr Gesicht war von den vergangenen Strapazen gezeichnet. Nur mit Mühe bewahrte sie ihre Haltung.

»Du sagtest >können<, Suko.«

»Ja. Sie müssen nicht. Bill hat bei seinem Bericht eins vergessen.«

»Und das wäre?«

Suko lächelte. »Mich wundert es, daß du noch nicht von selbst drauf gekommen bist, große Detektivin.«

»Laß doch jetzt die Scherze.«

»Bill hat nur sich in seinem Traum gesehen. Aber in Wirklichkeit sind wir zu viert, das solltest du nicht vergessen. Wir werden uns unserer Haut wehren.«

Jane Collins nickte. »Du hast recht, Suko. Wir sind zu viert. Allerdings waffenlos.«

Der Chinese hob seinen Speer. »Und dies?«

»Willst du damit ernsthaft gegen dämonische Wesen angehen?«

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

Jane streichelte Suko über sein Gesicht. »Du bist auch nicht kleinzukriegen, wie?«

»Ich bin immer Optimist geblieben.«

Jane Collins ließ Suko stehen und kümmerte sich um Bill.

Sheila empfing die Detektivin achselzuckend. »Ich weiß nicht, was mit Bill los ist. So kenne ich ihn gar nicht. Kümmere du dich doch mal um ihn.«

»Auch Männer haben mal das Recht, schwach zu sein«, erwiderte Jane. »Es ist gut, wenn sie nicht immer die Helden spielen und auch mal ihren Gefühlen freien Lauf lassen.« »Aber das können wir uns doch jetzt nicht leisten«, flüsterte Sheila.

»Das stimmt auch wieder.« Jane Collins ging neben Bill in die Knie und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. »Reiß dich doch zusammen«, sagte sie eindringlich. »Du darfst jetzt nicht schlappmachen, Bill. Komm hoch, wir dürfen uns nicht aufgeben!«

Der Reporter ließ die Hände sinken. Er starrte vor sich auf den Boden. Dann hob er plötzlich den Kopf. Ein maskenhaftes Lächeln hatte sich in seine Mundwinkel gegraben. Er stand auf.

»Ich muß mich wohl entschuldigen«, sagte Bill. »Aber dieser Traum und jetzt die Szene - ich hatte beides noch nicht verkraftet. Nun geht es wieder.«

»O Bill!« Sheila warf sich in die Arme ihres Mannes. »Es wird doch alles wieder gut, Bill. Es muß einfach.«

Bill Conolly streichelte seiner Frau über das lange Blondhaar. Er tat dies mit einer unendlich zärtlichen Bewegung.

»Es muß einfach gutgehen«, flüsterte Sheila. »Ich- ich wollte es dir heute abend schon sagen, aber ich bin nicht dazu gekommen. Verzeih mir, Liebling.«

Bill runzelte die Stirn. »Aber was ist denn los?«

»Du - du wirst Vater, Bill. Vielleicht ...«

»Was?« Der Reporter riß beide Augen weit auf. »Ich werde - ich werde ...«

»Nicht so laut.« In Sheilas Augen lag plötzlich ein warmes Leuchten. »Es ist noch nicht hundertprozentig. Und ich weiß, ich habe den Zeitpunkt schlecht gewählt, um dir das zu sagen, aber ich sah einfach keine andere Möglichkeit, dich aus deiner gedrückten Stimmung zu reißen. Es lohnt sich wieder, für etwas zu kämpfen.«

»Ja«, sagte Bill und nickte entschlossen. »Es lohnt sich wieder. Für meinen Sohn!«

»Falls es ein Sohn wird.«

»Natürlich.«

Für wenige Minuten hatten Sheila und Bill die schrecklichen Ereignisse vergessen. Sie waren einfach nur ein glückliches Ehepaar. Doch dann wurden sie wieder mit aller Deutlichkeit an ihre Situation erinnert, denn Sukos Stimme gellte auf.

»Vorsicht!«

Innerhalb der Schädel wurde es plötzlich lebendig. Bill und die beiden Frauen wirbelten herum. Sie sahen Bewegungen, und dann traten auf einmal Figuren aus den Totenköpfen hervor. Schachfiguren! Da war der König. Ganz in Schwarz. Mit einer flammenden Krone auf dem Kopf und statt des Zepters ein Schwert in der Hand. Auch die Augen glühten in einem düsteren Rot. Das Gesicht war eine schreckliche Fratze.

Es folgte die Dame. Auch sie trug ein langes Gewand von dunkler Farbe. Ihr Gesicht war seltsam bleich, wie das einer Leiche. Sie trug eine Kette aus Knochen um den Hals. Bei jedem Schritt klirrten die Knochen gegeneinander.

Die Springer sprengten auf das Feld. Die Figuren saßen auf schwarzen Pferden. In der rechten Hand hielten sie je einen Bogen, im Köcher auf dem Rücken steckten Pfeile. Die Gesichter der Reiter waren halbe Skelettfratzen, durch die die Knochen schimmerten.

Die beiden Läufer rannten hinter den Pferden her. Die trugen schwarze, eng anliegende Trikots, gingen leicht gebeugt und hatten kahle Schädel.

Dann folgte der Pulk der Bauern. Auch sie waren in Schwarz gekleidet, trugen einfache Kittel. In ihren flachen Gesichtern waren weder Nasen, Augen noch Ohren zu erkennen. Bewaffnet waren die Bauern mit Lanzen.

Die dunklen, lebenden Figuren nahmen ihre Plätze auf den schwarzen Feldern der anderen Schachbrettseite ein. Alles geschah lautlos. Es wirkte wie einstudiert. So als hätten sie es hundertmal geübt.

Den Schluß bildeten die Türme. Es waren regelrechte Kolosse. Mutanten. Eine Mischung aus Mensch und Dämon. Sie bewegten sich nur langsam voran.

Suko, Bill, Sheila und Jane hatten sich in der gegenüberliegen-

den äußersten Ecke des Schachfeldes zusammengedrängt. Mit bangen Blicken beobachteten sie den Aufzug. Die beiden Frauen hatten hinter den Männern Deckung gefunden.

Aus den rechts von ihnen liegenden Totenschädeln lösten sich die weißen Figuren. Sie sahen genauso aus wie ihre Kontrahenten - nur fehlten vier von ihnen.

Und zwar die Dame, der König, ein Springer und ein Läufer! Schweigend nahmen die weißen Figuren auf den für sie vorge-sehenen Feldern Aufstellung.

»Es fehlen welche!« flüsterte Jane.

Suko nickte. »Ja, man hat für uns Platz gelassen. Ich glaube, wir sollten ...«

Plötzlich geschah etwas, was Suko verstummen ließ. Der düstere Himmel verschwand und wich einer riesigen gäsernen Kugel. Sie schien so nah, daß man sie mit der Hand greifen konnte, und war doch so unendlich weit entfernt.

Ein Gesicht tauchte hinter der Kuppel auf.

Octavio!

»Das darf nicht wahr sein«, stöhnte Bill, verstummte aber, denn Octavio war nicht allein.

Er hatte jemanden mitgebracht.

John Sinclair!

»Ich drehe noch durch«, keuchte Bill. »Ich werde verrückt.

John, er ist ...«

Sheila begann zu weinen, und auch Jane hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

Sukos Gesicht wirkte wie eine Maske. Hart umklammerte seine rechte Hand den Speerschaft.

Johns Gesicht war deutlich zu erkennen. Sie sahen die Qual, die auf den Zügen lag, und jedem war klar, daß ihr Freund eben-so litt wie sie.

Dann dröhnte Octavios Stimme. »Hört genau zu, was ich euch zu sagen habe. Ihr steht zwar auf einem Schachbrett, aber ich sorge dafür, daß aus dem Spiel blutiger Ernst wird ...«

Ich hatte das Gefühl, durch eine übergroße Lupe zu schauen. Eine Optik, die jede Kontur in der Unendlichkeit der Dimension genau nachzeichnete.

Und ich sah meine Freunde.

Auf einem riesigen Schachbrett.

Wie verängstigte Tiere drängten sich Bill, Suko, Sheila und Jane zusammen.

Ich sah aber auch die schwarzen Schachfiguren, die schon auf den Feldern Aufstellung genommen hatten. Es waren keine normalen Spieler. Nein, irgendeine Kraft hatte ihnen *dämonisches* Leben eingehaucht.

Das Schachbrett wurde von Totenschädeln begrenzt, diese wiederum waren durch Knochen miteinander verbunden. Ich vermutete, daß es sich um Menschenknochen handelte.

Die Schädel öffneten sich, und die weißen Figuren strömten heraus.

Ich vermißte vier, und jetzt erst konnte ich mir vorstellen, was Octavio vorhatte.

Er wollte meine Freunde anstelle der Schachfiguren opfern. Sie würden ihre Plätze einnehmen.

Und ich mußte um ihr Leben spielen.

Eine grausame Vorstellung. So etwas konnte sich nur ein wahrer Teufel ausgedacht haben.

Der Schweiß sammelte sich in meinen Handflächen, und doch zeigte ich diesem Octavio nicht, wie mies mir wirklich zumute war. Ich fragte statt dessen: »Was geschieht, wenn ich gewinne?«

Er sah mich von der Seite her an. »Wir werden sehen«, erwiderte er ausweichend.

»Ich will die Frage beantwortet haben!«

»Nein, jetzt nicht. Sie tun, was ich Ihnen sage. Hier habe ich zu befehlen.«

Er legte seine Hände vor den Mund und bildete so einen Trichter. Dann trat er dicht vor den Spiegel und begann zu sprechen.

Für einen winzigen Moment spielte ich mit dem Gedanken, diesen Octavio einfach in den Spiegel hineinzustoßen; doch damit wäre nichts gewonnen.

Octavio sprach die Worte in Zimmerlautstärke, und doch mußten sie von meinen Freunden verstanden worden sein, das bemerkte ich an ihren Reaktionen.

»Hört genau zu, was ich euch zu sagen habe. Ihr steht zwar auf einem Schachbrett, aber ich sorge dafür, daß aus dem Spiel blutiger Ernst wird.«

In mir tobte eine Hölle. Die vier schienen mich sehen zu können. Welche Gefühle hatten sie in diesen Augenblicken? Was ging in ihnen vor? Es mußte unbeschreiblich sein.

»Ich hoffe, ihr seht euren Freund, den Geisterjäger!« rief Octavio. »Euer Leben liegt jetzt in seiner Hand. Er wird mit mir Schach spielen. Auf einem zweiten Brett, das jedoch in magischer Verbindung mit dem steht, auf dem ihr euch befindet. Jeder Zug, den John Sinclair unternimmt, wird bei und mit euch nachvollzogen. Nimmt er den König, so wird Sheila Conolly bewegt. Hält er sich an die Dame, so ist Jane Collins an der Reihe. Der Springer ist für Bill Conolly reserviert. Allerdings erhält er kein Pferd, wie es die anderen schwarzen Figuren haben. Der gute Bill muß sich schon etwas einfallen lassen. Und den Part des Läufers wird Suko übernehmen. Er ist ja so etwas wie ein Trumpf-As im Spiel.« Octavio begann zu lachen. Er rieb sich die Hände. »Ich hoffe, ihr habt alles verstanden. Dann geht auf eure Plätze.« Der Unheimliche wandte sich um. Zum erstenmal sah ich seine Augen bewußt.

In ihnen leuchtete fanatischer Haß. Ja, dieser Mann schien alles zu hassen, was auf der Seite des Guten und der Gerechtigkeit stand. Gemein lächelnd deutete er auf einen Stuhl.

»Nehmen Sie Platz, John Sinclair!«

Ich setzte mich.

Octavio verrückte den Spiegel noch ein wenig, so daß wir ihn beide sehen konnten und auch einen guten Einblick hatten. Ich mußte dabei den Kopf nach links drehen - Octavio nach rechts. Sogar ein Aschenbecher stand bereit. Daneben lag ein Päckchen Zigaretten.

»Wenn Sie rauchen wollen, bitte ...«

»Nein.«

»Wie Sie wünschen.« Octavio behielt sein falsches Lächeln bei. »Ich bin Gönner«, sagte er und machte eine einladende Handbewegung. »Sie haben den ersten Zug, Mr. Sinclair!« Das Spiel begann!

Suko, Bill, Sheila und Jane hörten die Worte. Und sie spürten jedes einzelne wie einen geistigen Hammerschlag. Was sich dieser Satan ausgedacht hatte, war der reinsten Horror.

John Sinclair sollte, um seine Freunde zu retten, mit Octavio Schach spielen.

Sicher, John war ein guter Schachspieler, und es bestand durchaus die Möglichkeit, daß er das Spiel gewann. Nur würde Octavio sein Versprechen nicht einhalten. Dafür waren die Dämonen bekannt. Sie siegten nur durch Lug, Trug und Gemeinheit.

»Wir dürfen nur nicht die Nerven verlieren«, flüsterte Suko, »auch die Frauen nicht. Egal, was geschieht.«

»Meinst du denn, daß John es schafft?« fragte Bill. In seiner Stimme schwang leichter Zweifel mit.

»Er wird es dem verdammten Kerl auf jeden Fall nicht leicht machen. John hat sicherlich noch einen Trumpf in der Hinterhand. Dazu kenne ich ihn inzwischen lange genug.«

»Und wir? Sollen wir uns fügen?«

Suko nickte. »Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir müssen kämpfen. Du hast ja gehört, welchen Part du übernommen hast. Ich kann dir auch meinen Speer geben, Bill.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Nein, nein, behalte du ihn lieber. Ich schlage mich schon durch.« Bill warf einen Blick nach oben, wo die riesige Kuppel den Himmel bildete. Die beiden Gesichter waren verschwunden.

Er und Suko gingen auf ihre Felder.

Suko nahm neben der Dame, also neben Jane Collins, Aufstellung. Das Gesicht der Detektivin wirkte ausdruckslos. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt. Schweißperlen standen auf ihrer Stirn.

Bill hatte neben Suko seinen Platz. Seine Blicke suchten immer wieder Sheila Conolly. Er merkte, wie ihre Wangenmuskeln zuckten. Sheila weinte.

Die heiße Wut stieg in dem Reporter hoch. Am liebsten hätte er dazwischengehauen und alle Figuren zu Boden gedroschen. Die Spannung wuchs.

Sie wurde unerträglich und legte sich wie ein eiserner Reif um die Körper der Freunde.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Feldes standen die schwarzen Figuren wie eine finstere Drohung. Die Bauern hielten ihre Lanzen zwischen Arm und Körper geklemmt. Die Spitzen zeigten schräg nach oben.

Stolz saßen die Springer auf ihren Pferden. Die blanken Schwerter blitzten in ihren Fäusten. Nur die Türme wirkten plump, aber Bill und Suko ließen sich durch das Aussehen nicht täuschen. Sie waren bestimmt gefährlich und standen mit den anderen auf einer Stufe.

Wie hatte jemand das Schachspiel getauft? Das Königliche Spiel. Bill Conolly hatte eher das Gefühl, daß es für ihn und seine Freunde zu einem Mörderspiel werden sollte ...

Ich zögerte noch immer. Immer wieder zermarterte ich mir das Hirn nach einem Ausweg.

»Bitte, Mr. Sinclair. Sie haben den ersten Zug. Oder trauen Sie sich nicht?«

Ich hob den Blick. »Darf man bei Ihnen nicht überlegen?« Octavio lachte. »Sicher doch. Nur nicht so lange vor dem ersten Zug. Ich will Ihnen der Fairneß halber noch etwas mitteilen. Ich habe die Länge des Spiels auf zwei Stunden begrenzt. Sie sollten sich daran halten. Wenn Ihnen am Beginn schon zuviel Zeit verlorenginge, fehlt sie Ihnen unter Umständen zum Schluß.«

»Danke für den Hinweis«, erwiderte ich sarkastisch.

Ich faßte den Bauern vor Bill Conolly und schob ihn ein Feld nach vorn, auf G 3. Damit hatte ich den Weg für Suko schon freigemacht. Auf Suko setzte ich all meine Hoffnungen.

Octavio sah mich an. »Nicht schlecht, Sinclair, nicht schlecht.« Er nahm seinen Bauer und schob ihn auf B 6. Das war genau der Parallelzug auf der anderen Hälfte.

Nicht einmal ungünstig für mich, da ich um einen Zug im voraus war.

»Weiter, Mr. Sinclair!«

Ich holte tief Luft. Jetzt würde ich zum erstenmal meinen Freund Suko ins Spiel bringen. Ich wollte ihn auf G 2 setzen, damit er freie Bahn diagonal über das Spielfeld hatte.

Ich faßte den Läufer an und schob ihn vor ...

Der Bauer vor Bill Conolly setzte sich in Bewegung. Zwei Schritte ging er vor, dann hatte er das nächste Feld erreicht.

»Es geht los«, flüsterte Bill dem Chinesen ins Ohr. »Ich ahne, was John vorhat. Gar nicht mal schlecht. Wir haben die Partie selbst schon einige Male durchexerziert. Und wie ich John kenne, bist du gleich an der Reihe, Suko. Halt deine Waffe griffbereit, du wirst oben links den Turm schlagen können.«

Der Chinese nickte.

Aber erst einmal war Octavio am Zug.

Bill Conolly - selbst ein guter Schachspieler - hatte in den letzten Minuten die Angst abgeschüttelt. Er konzentrierte sich voll auf das Spiel, und er vertraute darauf, daß John die Züge durchführte, die er mit dem Reporter schon einstudiert hatte.

»Jetzt bin ich an der Reihe!« zischte der Chinese.

»Und kämpfe!« rief ihm Bill noch nach.

Suko nickte. Sprechen konnte er nicht. Er spürte plötzlich die Kraft, die ihn vom Boden hochriß und vor Bill Conolly wieder auf das Feld stellte.

»Freie Bahn«, hörte er die Stimme des Reporters.

Suko lachte hart. »Ich fühle mich verdammt komisch. Aber der Bauer deckt mich ja.«

»Jetzt ist erst einmal Octavio an der Reihe!«, sagte Bill.

»Achtung!«

Der Reporter und Suko starnten auf die schwarzen Figuren.

»Der macht die gleichen Züge wie John«, flüsterte Bill. »Er will uns unseren Turm mit seinem Läufer wegnehmen. Verdammt, auch.«

»Und? Ist das tragisch?«

»Eigentlich nicht. Aber John muß jetzt aufpassen. Hoffentlich nimmt er dich jetzt. Dann kannst du den anderen Läufer schlagen. Ihr steht euch ja diagonal gegenüber.« Bill war aufgereggt. »Mensch, John, mach, mach.«

Wieder spürte Suko die Kraft. Diesmal wurde er diagonal über das Feld geschleudert. Immer näher kamen die schwarzen Figuren. Dann sah er den kahlen Schädel des Läufers dicht vor sich, landete auf dessen Feld.

Suko stach zu.

Seine Füße hatten kaum den Boden berührt, da rammte er den Speer in den Leib der dämonischen Schachfigur. Er hatte dabei keinerlei Gewissensbisse, denn er kämpfte hier nicht gegen Menschen,

Eine dunkle, grünschwarze Flüssigkeit quoll aus der Wunde des Läufers. Und dann, von einer Sekunde zur anderen, löste er sich auf. Nur ein Rauchfaden zog träge dem gläsernen Himmel entgegen.

Suko hatte den ersten Kampf gewonnen.

Der Chinese knirschte mit den Zähnen. Sein Überlebenswille hatte sich gesteigert. Dicht vor sich sah er den Springer. Er saß auf dem schwarzen Pferd. Die Skelettfratze unter der weißen Haut schimmerte. Der Springer griff hinter sich, holte einen Pfeil aus dem Köcher, setzte ihn auf die Sehne und spannte den Bogen. Suko spürte ein Prickeln auf dem Rücken. Er fühlte sich plötzlich gar nicht mehr wohl. Hinter ihm stand der Bauer, vor ihm der Springer. Er war eingekesselt.

Und der Springer legte auf ihn an.

Instinktiv machte Suko einen Schritt zur Seite, geriet aber an den Rand des Feldes und wurde durch eine magische Barriere gestoppt. Er konnte nicht herunter.

Da wurde ihm klar, daß Octavio falschspielte.

Sekunden vertropften ...

Das Gesicht des Springers verzerrte sich. Im nächsten Augenblick würde der Pfeil von der Sehne schnellen.

Der Springer ließ los.

Und jetzt zeigte der Chinese seine Klasse.

Er fiel zusammen wie ein Ballon, dem der letzte Rest an Luft entwich. Der Pfeil sirrte dicht an seinem linken Ohr vorbei und fuhr mit einem dumpfen Laut hinter ihm in den Rücken des dämonischen Bauern.

Suko hörte ein keuchendes Geräusch. Der Springer stieß einen Wutschrei aus, griff zu einem neuen Pfeil. Die Bewegung war glatt, verriet Routine.

Da schleuderte Suko den Speer.

Er traf die dämonische Schachfigur.

Den Springer schleuderte es von seinem Rappen. Er versuchte sich noch festzuhalten - vergeblich. Mit einem dumpfen Laut fiel er auf den Boden und verging.

Wie sein Reittier, mit dem er eine magische Symbiose eingegangen war.

Der Chinese kreiselte herum.

Das Feld hinter ihm war leer. Der tödliche Pfeil des Springers hatte den Bauern vernichtet.

Suko hatte diese Schlacht gewonnen.

Aber längst noch keinen Sieg errungen ...

Ich sprang auf. Deutlich konnte ich in dem Spiegel erkennen, daß sich der Springer selbstständig machte, einen Pfeil auflegte und damit auf Suko zielte. Ich sah das hinterlistige Lächeln in Octavios Gesicht, und mir wurde klar, daß er mit gezinkten Karten spielte.

»Sie spielen falsch!« brüllte ich ihn an. Ich wäre ihm gern an die Kehle gegangen, aber ich wußte nicht, was dann mit meinen vier Freunden geschehen würde.

Er lachte nur. »Ja!« schrie er. »Hier wird nach meinen Regeln gespielt. Ich dachte immer, Sie wären ein ...« Auf einmal verzerrte sich sein Gesicht.

Ich warf wieder einen raschen Blick in den Spiegel und sah den Grund.

Suko hatte den Springer erledigt. Er existierte nicht mehr, hatte sich aufgelöst und war eingegangen in das Niemandsland der Hölle.

Octavio starrte auf das Schachbrett. »Gar nicht schlecht, Ihr Chines«, flüsterte er, »aber das wird ihm auch nicht helfen. Ich habe noch andere Trümpfe.«

Ich zog meine Beretta und legte auf Octavio an.

»Wenn Sie noch einmal falschspielen, erschieße ich Sie«, sagte ich kalt.

»Dann werden Ihre Freunde für immer in der Dimension des Schreckens verschollen bleiben«, lautete die Antwort.

»Darauf lasse ich es ankommen!« erwiderte ich.

Er sah mich an und mußte wohl in meinen Augen erkannt haben, daß es mir bitter ernst war.

Grinsend lehnte er sich zurück. »Okay, Geisterjäger«, sagte er, »spielen wir weiter,« Er beugte sich vor und griff nach der nächsten Figur ...

Suko wußte natürlich, daß Johns Gegner die Spielregeln nicht eingehalten hatte. Aber er hatte sich damit ins eigene Fleisch geschnitten. Er hatte drei Spieler verloren. Seine Position war geschwächt.

Nun war er wieder am Zug.

Links neben Suko stand noch ein Bauer. Er wurde um ein Feld vorgerückt, damit der schwarze Turm mehr Platz bekam.

Jetzt mußte John richtig reagieren.

Suko fieberte dem nächsten Zug entgegen. Wenn John eine andere Figur setzen würde, sah es schon schlechter für Suko aus, dann mußte er zurück, um aus der Reichweite des Turms zu gelangen.

Doch Sinclair reagierte phantastisch.

Wieder fühlte der Chines die unheimliche Kraft, die ihn anhob und auf das Feld schräg vor ihm zubewegte.

Der Turm verging. Kaum hatte Suko die Grenze überschritten, da löste sich der Turm auf.

Er stand jetzt an der äußersten diagonalen Seite des schwarzen Feldes. Er war wie ein Wagenheld in der Phalanx der feindlichen Spieler eingebrochen.

Die beiden Felder links neben ihm waren leer. Dann kam schon der König.

Suko sah, wie Bill ihm zuwinkte.

Der Chinese grüßte zurück.

Johns Gegner mußte nun einen neuen Angriff aufbauen. Er nahm einen Bauern. Und zwar den, der vor der Dame stand. Ein Feld setzte er ihn vor. Damit hatte er für seinen zweiten Läufer freie Bahn geschaffen.

Nun war John wieder am Zug.

Zuerst tat sich nichts. Suko hatte Zeit, sich nach seiner Waffe umzusehen.

Der Speer lag unerreichbar für ihn in einem anderen Feld. Die magische Grenze hinderte Suko, an ihn heranzukommen.

Doch John verlagerte das Spiel. Er setzte nun seinen zweiten Joker ein.

Bill Conolly!

Als Springer hatte Bill die Möglichkeit, mehrere Felder zu überspringen.

John nutzte die Chance.

Zum erstenmal spürte der Reporter die gewaltige Kraft, die ihn hochhob, über andere Figuren hinwegtrug und an den Rand des Feldes setzte. Auf H 3.

Bill Conolly kam zur Ruhe. Ihn hatte ein leichtes Schwindelgefühl erfaßt, das aber langsam wieder verschwand. Er blickte sich um.

Sheila und Jane standen noch auf ihren Feldern. Aber Bill sah die Hoffnung in ihren Augen leuchten. In einer impulsiven Bewegung hob er den rechten Arm und spreizte Mittel- und Zeigefinger ab.

V - wie Victory. Das Siegeszeichen!

Der nächste Zug gehörte Johns Gegner.

Er jagte seinen Läufer ins Feld, setzte ihn auf B4 und ließ ihn dort stehen. Der Zug war raffiniert, denn jetzt war die Dame, war Jane Collins in Gefahr, falls der Bauer, der sie deckte, weggezogen wurde.

Der nächste Zug gehörte John.

Er nahm den linken äußeren Bauern und setzte ihn auf A 3.

Bill frohlockte innerlich. John hatte ausgezeichnet pariert. Nun war auch der zweite Läufer seines Gegners in Gefahr. Er mußte zurückgehen, denn wenn er den Bauern schlug, dann stand schon ein zweiter bereit, um ihm den Garaus zu machen.

John Sinclair begann sich einzuspielen.

Doch Octavio ging nicht zurück.

Er griff an.

Er drosch seinen Läufer vor und schlug den Bauern weg, der den König von vorn und die Dame von der linken Seite her deckte.

Warum machte er das?

Der Läufer war leicht zu schlagen. Johns zweiter Läufer brauchte nur um ein Feld vorzurücken.

Aber auch John reagierte nicht.

Unwillkürlich warf Bill Conolly einen Blick in die Höhe.

Nichts - nichts war von dem Gegner zu sehen.

Und doch hatte Bill das Gefühl, daß etwas passiert war, was dem Spiel eine entscheidende Wendung gegeben hatte ...

Ich hatte meinen Gegner im Schachspiel überschätzt, und das wurde mir sehr schnell klar.

Octavio hatte keinen Schimmer vom Schachspielen. Er machte haarsträubende Fehler.

Als er jetzt auch noch seinen zweiten Läufer durch einen falschen Zug opferte, konnte ich mir ein Lächeln nicht mehr verkneifen.

»Damit sind Sie den auch los«, sagte ich. Ich wollte schon meinen Läufer ein Feld vorsetzen, als Octavio aufsprang.

»Halt!« schrie er.

Ehe ich es verhindern konnte, warf er sich über den Tisch und hatte meine Pistole an sich gerissen. Ich hatte sie leichtsinnig neben das Schachbrett gelegt. Dafür hätte ich mich jetzt noch in den Hintern beißen können.

Octavio sprang zwei Schritte zurück.

»Bleib so sitzen, Geisterjäger«, blaffte er. »Jetzt wird nach meinen Regeln gespielt!«

Ich legte beide Hände flach auf den Tisch. »Was werfen Sie mir vor, Octavio? Habe ich falschgespielt? Habe ich die Regeln nicht beachtet? Oder was?«

»Weder noch, Sinclair.«

»Was dann?« fragte ich höhnisch. »Oder sind Sie etwa sauer, daß ich doch der Bessere bin?«

Octavios Gesicht verzerrte sich. »Das wird sich erst noch herausstellen!« zischte er. »Sie sind noch längst nicht Sieger. Meine Trumpfkarte spiele ich erst noch aus.«

Ich deutete auf seinen Platz. »Dann setzen Sie sich doch, und spielen Sie weiter!«

»Nein, mein Lieber. Ich werde weiterspielen. Aber nicht hier. Ich werde mich selbst in das Spiel einmischen. Sie können es ja auch.« Er bewegte sich bei seinen Worten auf den Spiegel zu, und ich ahnte, was er vorhatte.

»Machen Sie keinen Unsinn!« Ich sprang auf.

»Soll ich abdrücken?« schrie Octavio. »Ich weiß, daß Ihre Kanone mit Silberkugeln geladen ist. Und ich weiß, daß Sie auch für Menschen tödlich sind. Ich mache kurzen Prozeß, Sinclair. Ich werde Sie umlegen und anschließend durch den Spiegel verschwinden. Sechs Kugeln sind im Magazin. Wenn ich Sie erschieße, habe ich noch fünf. Die reichen für Ihre Freunde.« Und ob die reichten!

Ich Idiot hatte mich übertölpeln lassen, hatte mich zu sehr auf das Schachspiel konzentriert und vergessen, welch einem Gegner ich gegenüberstand.

Noch trennte uns der Schreibtisch. Ich verfolgte jede Bewegung Octavios.

Immer weiter näherte er sich dem Spiegel. Und ich ahnte auch,

was er vorhatte. Er würde schießen, kurz bevor er in den Spiegel eintauchte.

Doch vorher schnellte sein linker Arm vor, und ehe ich es verhindern konnte, fegte er alle noch auf dem Schachbrett befindlichen Figuren um.

Ich konnte mir vorstellen, was jetzt auf dem anderen Schachbrett los war. Einen Blick in den Spiegel zu riskieren wagte ich nicht. Dafür hörte ich Octavios hämisches Lachen.

»Deine Freunde werden sich wundern!« kicherte er. »Vielleicht sind sie auch schon tot, wenn ich unten bin, dann habe ich Kugeln gespart.«

Er ging wieder einen Schritt näher auf den Spiegel zu.

»Verloren, Sinclair!« rief er. »Aus und vorbei!«

Er stand jetzt mit dem Rücken vor dem Spiegel. Zwei Yards befand ich mich von ihm entfernt. Sein rechter Zeigefinger hatte sich um den Abzug gekrallt.

Eine winzige Bewegung nur, dann ...

Es ist bei fast allen Menschen gleich. Profikiller eventuell ausgenommen. Wenn sie sich überwinden zu schießen, dann zeigt sich das in ihren Augen.

Ein kurzes Aufblitzen vielleicht - ein ...

Bei Octavio war es soweit.

Nur verzerrte sich bei ihm der Mund.

Im nächsten Augenblick drückte er ab!

Der Schuß bellte auf.

Ich flog zur Seite, hörte ein widerliches Lachen und verspürte einen Hammerschlag an meiner linken Schulter.

Getroffen!

Ich prallte zu Boden, rollte um meine eigene Achse, spürte den ziehenden Schmerz und wurde vom Schreibtisch gestoppt.

Ich riß mich zusammen, zog mich keuchend an der Platte hoch. Von Octavio war nichts mehr zu sehen.

Er war verschwunden, war hineingetaucht in den Dimensionsspiegel, um mit meiner eigenen Waffe meine Freunde umzubringen. Meine Chance war gleich Null.

Oder?

Nein, zum Teufel! Hatte ich bisher nicht alles auf eine Karte gesetzt? Dann wollte ich auch jetzt nicht kneifen. Ich mußte ihm nach, mußte durch den Dimensionsspiegel in das Reich des Schreckens tauchen.

Ich überlegte nicht länger, sondern stolperte auf den Spiegel zu und warf mich gegen die Fläche ...

Bill Conolly drehte den Kopf nach links und sah die ängstlichen Gesichter der Frauen.

»Warum spielen die beiden nicht weiter?« rief Sheila.

»Ich weiß es nicht.« Bill hob die Schultern. »Vielleicht haben sie eine Pause eingelegt.«

Der Reporter warf Suko einen Blick zu, doch auch der Chinese schien ziemlich ratlos zu sein. Er stand auf seinem Schachfeld und hielt die in der Nähe stehenden schwarzen Dämonenfiguren im Auge.

Zeit verging.

Die Spannung wuchs. Immer wieder warfen die vier Freunde ihre Blicke nach oben, wo sich der gläserne riesige Himmel spannte.

Und dann geschah es. Ein Windstoß schien mit ungeheurer Wucht über das Schachbrett zu fegen. Er war so gewaltig, daß die Figuren erfaßt wurden, als wären sie nur trockene Blätter.

Zuerst packte es Suko. Ein Wirbel riß ihn vom Boden hoch und schleuderte ihn durch die Luft. Er krachte mit einem der Springer zusammen, warf diesen aus dem Sattel und prallte zu Boden, wo er benommen liegenblieb.

Auch Bill Conolly geriet in den Strudel. Seine Beine wurden ihm weggerissen. Er kippte nach vorn, fiel auf den Bauch und wurde in die Mitte des Schachfeldes geschleudert. Dort blieb er stöhnend liegen.

Der Sturm machte auch vor den Frauen nicht halt. Sheila und Jane prallten gegeneinander und klammerten sich aneinander fest. Janes Beine hoben vom Boden ab. Ihre Füße knallten einer anderen dämonischen Figur ins Gesicht, eine Waffe rutschte auf

sie zu, und Jane war geistesgegenwärtig genug, das Schwert an sich zu reißen. Mit der linken Hand hielt sie Sheila gepackt und deckte sie mit ihrem Körper.

Dann wurde es ruhig.

Eine nahezu unnatürliche Stille kehrte ein.

Das Schachbrett glich einem Schlachtfeld.

Alle Figuren waren umgestürzt, lagen wirr durcheinander. Die vier Freunde waren getrennt. Der erste, der sich erhob, war Suko. Der Chinese hatte den Sturm am besten überstanden. Torkelnd lief er einige Schritte und riß dem schwarzen König das Schwert aus der Hand.

Da erwachte die Schachfigur zu höllischem Leben. Die Krone auf seinem Schädel schien noch stärker zu flammen. Er streckte die Arme aus und krümmte die Hände. Aus seinem Mund drang ein schreckliches Fauchen.

Wie ein germanischer Recke stand Suko auf dem Schlachtfeld.

Mit beiden Fäusten umklammerte er den Knauf des Schwertes.

Eiskalt ließ er den König kommen.

Und der rannte genau in sein Verderben.

Suko hielt das Schwert leicht angewinkelt und schlug im richtigen Moment zu.

Mit einem einzigen Hieb trennte er der schaurigen Schachfigur den Schädel vom Rumpf.

Der Kopf prallte gar nicht mehr zu Boden. Er verglühte noch in der Luft.

Suko kreiselte herum. Dabei stieß er einen heiseren Kampfschrei aus. Auf seinem Gesicht lag ein wilder Ausdruck. Suko war bereit, dem Horror ein Ende zu setzen.

Ein Bauer griff an. Er hatte den Tod des Königs mitbekommen und wollte ihn rächen. Die Lanze sollte Sukos Brust durchbohren.

Der Chinese war schneller. Er steppete zur Seite und führte einen blitzschnellen Hieb.

Die dämonische Schachfigur wurde ausgelöscht.

Für die nächsten Augenblicke wagte sich niemand an den Chinesen heran.

Wild sah Suko sich um. Und plötzlich wurden seine Augen weit. Er hatte Bill Conolly entdeckt, der auf dem Boden lag und von mehreren Schachfiguren attackiert wurde.

Suko zählte einen Springer und drei Bauern. Und - was ihn noch mehr erstaunte - auch die weißen Figuren griffen in die Auseinandersetzung mit ein. Sie stellten sich aber gegen die schwarzen.

Ihre Chance war gleich Null. Sie hatten den Waffen nichts entgegenzusetzen. Die dämonischen Schachfiguren gaben keinen Pardon.

Suko rannte los. Dabei schwang er wild sein Schwert.

Aber auch noch jemand sah nicht untätig zu.

Jane Collins!

Sie wollte dem Reporter ebenfalls zu Hilfe eilen.

Bill war bisher durch gezielte Ausweichmanöver einer Verletzung entgangen.

Jetzt aber sah er sich eingekreist.

Sogar die gegnerische Dame griff an. Sie war ebenfalls mit einer Lanze bewaffnet, drängte die Bauern zur Seite und stieß zu. Bill schnellte nach vorn. Die Lanze zischte an ihm vorbei und bohrte sich in den Boden. Sie nagelte gleichzeitig ein Hosenbein des Reporters fest.

Bill Conolly war behindert.

Ein Pfeil wurde auf ihn angelegt. Er sah hinter dem Bogen einen Totenschädel schimmern.

Der Traum! Der Traum! schoß es Bill Conolly durch den Kopf. Da flirrte etwas durch die Luft und bohrte sich mit ungeheurer Wucht in die Brust des dämonischen Bogenschützen.

Jane Collins hatte aus vollem Lauf mit aller Kraft ihr Schwert geschleudert.

Und getroffen!

Der Bogenschütze wurde zurückgeworfen, verlor den Halt, fiel zu Boden und verglühte.

Bill Conolly erfaßte sehr schnell die Situation. Er riß die Lanze, die sein Hosenbein festnagelte, aus dem Boden, sprang auf und schrie: »Jetzt machen wir sie fertig!«

»Nichts geht mehr!« peitschte plötzlich eine Stimme über das Schlachtfeld.

Die Menschen erstarnten.

Diese Stimme kannten sie. Sie gehörte John Sinclairs Gegner. Und er war mitten unter ihnen.

Mit einer Pistole bewaffnet.

Die Mündung klebte an Sheila Conollys Hals. Die linke Hand hatte der Kerl in ihr langes Haar gekrallt und Sheilas Kopf zurückgezogen. In der Rechten hielt er die Waffe.

Johns Beretta.

Bill Conolly erkannte sie sofort. Freiwillig hätte sich der Geisterjäger nicht davon getrennt. Und daß dieser Hundesohn die Pistole nun besaß, bedeutete für Bill, daß John Sinclair auf der Strecke geblieben war ...

»Bleibt ja, wo ihr seid!« schrie Octavio. »Jetzt wird alles nach meiner Pfeife tanzen.«

»Wo ist John Sinclair?« rief Bill.

»Erledigt!« brüllte der Mann triumphierend. »Ich, Octavio, habe es endlich geschafft.«

Bill Conolly knirschte vor Wut mit den Zähnen. Er hätte diesem Octavio von Anfang an Misstrauen sollen. Wenn Sheila doch nur nicht auf die Idee gekommen wäre, das Schachspiel zu kaufen ...

Bill hätte sich vor Wut in den Hintern treten können. In ohnmächtigem Zorn ballte er die Hände zu Fäusten. Im Augenblick hielt Octavio alle Trümpfe in der Hand, und es sah aus, als solle er sie auch behalten.

Niemand wagte sich zu rühren.

Suko stand wie ein Denkmal auf dem Schlachtfeld. Er hatte die Hand mit dem Schwert sinken lassen. Sein Gesicht wirkte wie eine marmorne Maske.

Auch Jane Collins stand wie festgenagelt. Nur das Zucken um ihre Mundwinkel verriet, wie erregt sie war.

Octavio lachte böse. Auch er war kleiner geworden, aber das

störte ihn nicht, denn er fühlte sich in den Dimensionen des Schreckens recht wohl. »Diesmal ist es aus!« rief er. »Selbst ein John Sinclair kann euch nicht mehr helfen. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß es so leicht sein würde. Aber er hat seine eigene Unzulänglichkeit erkannt, euer ach so unbesiegbarer Geisterjäger! «

Bill Conolly konnte sich nicht mehr beherrschen. »Ist er tot?« schrie er. Bei diesen Worten schimmerten Tränen in seinen Augen.

Octavio wandte hastig den Kopf. »Ich habe noch fünf Kugeln in diesem Magazin. Sechs waren vorher darin. Eine habe ich Sinclair gegeben. Ist die Frage damit beantwortet?«

Bill preßte die Lippen zusammen. Die Wut und der Zorn drohten ihn wie eine Woge zu überschwemmen. Er sah Sheila auf dem Boden knien, die Pistolenmündung drückte gegen die straffe Haut ihres Halses. Er sah den gequälten Ausdruck auf dem Gesicht seiner Frau, und all das machte ihn wahnsinnig.

»Laß sie los!« brüllte Bill Conolly plötzlich. »Laß sie los!« Seine Stimme überschlug sich.

Octavio lachte nur.

Pfeifend sog Bill den Atem ein. Seine Stirnaderen schwollen an. Wieder sah er Sheila an, und er mußte daran denken, welches Geheimnis sie ihm anvertraut hatte.

»Du Schweiinnnn!« brüllte der Reporter und rannte einfach los. Octavio stieß einen Fluch aus, nahm die Waffe von Sheilas Hals und feuerte auf den heranjagenden Bill ...

Ich segelte durch die Unendlichkeit.

Tausend Eindrücke gleichzeitig stürmten auf mich ein. Ich sah gräßliche Gestalten, ein verwirrendes Farbenspiel, fiel in eine nie enden wollende Schwärze, um im nächsten Augenblick in einem tosenden Flammenkorridor zu landen.

Zeit, Raum, Geschwindigkeit - es waren Begriffe, die es für mich nicht mehr gab.

War ich Stunden, Minuten oder nur Sekunden unterwegs? Ich

wußte es nicht. Ich nahm die Eindrücke auf und vergaß sie gleich wieder, um von neuen, fremden Bildern gefesselt zu werden.

Plötzlich sah ich das Schachbrett.

Und das Chaos!

Ich wollte schreien, mich bemerkbar machen, doch meine Stimme blieb stumm. Wie ein großer toter Vogel fiel ich auf das Schachbrett zu.

Ich sah meine Freunde.

Suko, Bill, Sheila und Jane!

Und Octavio!

Ich hatte das Gefühl, mein Herzschlag würde aussetzen. Dieser Octavio packte Sheila Conolly und setzte ihr die Mündung der Pistole an den Hals.

Ich rief, ich schrie, brüllte ...

Mein Gott, warum hörte mich denn keiner!

Ich schwebte tiefer, hatte das Gefühl, an einem riesigen Fallschirm zu hängen,

Näher und näher kam das Brett.

Erst jetzt bemerkte ich, daß ich meine Hände um das Kreuz am Hals geklammert hatte. Sie hielten es fest wie einen kostbaren Schatz. Würde es mir in dieser Hölle helfen?

Näher und näher kam ich dem Schachbrett. Jede Einzelheit erkannte ich. Ich sah, wie Bill Conolly plötzlich losrannte und wie Octavio die Waffe herumriß und schoß ...

Riesengroß erschien dem Reporter die Mündung. Die Mündung der Pistole, aus der im Bruchteil einer Sekunde der Tod platzen würde.

Doch da reagierte Jane Collins.

Bill mußte an ihr vorbei, und im selben Moment schnellte ihr rechtes Bein vor.

Die Bewegung und der Schuß fielen zusammen. Bill stolperte über das ausgestreckte Bein, und das Blei jaulte an seinem linken Ohr vorbei.

Hart prallte der Reporter zu Boden.

Ehe Octavio jedoch ein zweites Mal schießen konnte, wurde Sheila aktiv.

Sie riß den Unheimlichen einfach um.

Damit hatte Octavio nie im Leben gerechnet. Er schaffte es nicht mehr, sich abzustützen. Mit voller Wucht prallte er zu Boden. Haßerfüllt brüllte er auf, doch er gab sich nicht geschlagen. Jetzt mobilisierte er seine Hilfstruppen.

»Tötet sie!« schrie er. »Tötet sie!«

Und die lebenden Schachfiguren setzten sich in Bewegung.

Schwerter und Lanzen wurden gehoben, Pfeile auf die Sehnen gelegt, der Tod sollte grausame Ernte halten.

Das war genau der Augenblick, an dem ich Bodenkontakt bekam.

»John!« hörte ich einen gellenden Schrei. Ich kümmerte mich nicht um diesen Ruf, hatte nur Augen für Octavio, dem es galt, das schreckliche Handwerk zu legen.

Ich suchte ihn, wurde dabei angegriffen. Ein Bauer wollte mich mit seiner Lanze durchbohren.

Ich wich zur Seite und drückte ihm das geweihte Kreuz ins Gesicht. Die dämonische Figur verbrannte.

Ich nahm die Lanze.

Dann sah ich Octavio.

Er hetzte am Rand des Schachfeldes entlang. Ich wußte nicht, was er vorhatte und wo er hinwollte.

Augenblicklich nahm ich die Verfolgung auf. Obwohl die Silberkugel noch in meiner Schulter steckte, spürte ich die Verletzung nicht. Ich hatte die Schmerzen einfach verdrängt, denn jetzt gab es ein wichtiges Ziel.

Ich holte auf. Octavio warf einen Blick über die Schulter, er sah mich, und sein Gesicht verzerrte sich. Er schoß.

Viel zu überhastet. Die Silberkugel zischte an mir vorbei. Ich hatte das Gefühl, als gebe es nur Octavio und mich auf diesem Schachfeld. Ich sah und hörte nichts mehr von dem Kampfgetümmel um mich herum. Wieder feuerte er, und wieder ging der Schuß daneben.

Dann hob ich die erbeutete Lanze. Ich riß den Arm weit über

meine Schulter nach hinten und schleuderte die Waffe aus voll-  
em Lauf und mit all der Kraft, die noch in mir steckte.

Die Lanze beschrieb einen Bogen. Sie prallte nicht in den  
Rücken des Dämons, sondern fegte dem Fliehenden zwischen  
die Beine.

Octavio stolperte.

Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit fiel er hin. Diesmal war  
der Sturz jedoch bedeutend heftiger. Meine Beretta wurde ihm  
aus der Hand geprellt und rutschte ein Stück weiter.

Innerhalb der nächsten zwei Sekunden war ich über ihm.

Hart riß ich Octavio herum. Er lag jetzt auf dem Rücken,  
blickte mich aus angstvoll geweiteten Augen an.

Ich warf mich auf ihn.

»Es ist aus!« keuchte ich. »Endgültig! « Bei diesen Worten nahm  
ich das Kreuz und drückte es ihm auf die Brust.

Er schrie markerschütternd, bäumte sich auf, als stünde er  
unter Strom.

Etwas Schreckliches geschah.

Das Feuer hüllte ihn ein wie ein Vorhang. Ich mußte zurück-  
weichen, um mich vor der Hitze zu schützen. Octavio aber, der  
Dämon, der mich und meine Freunde fast besiegt hätte, verging  
in seiner ureigenen Dimension.

Ich kam nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken zu machen.  
Urplötzlich veränderte sich die Welt. Ein mörderischer Sog  
packte mich. Ich wurde durch die Luft gewirbelt, sah, wie die  
Erde aufbrach, das Schachbrett und die Totenköpfe verschlang,  
sah eine glühende Feuersbrunst, aus der sich die Fratze des  
Satans schälte. War das die Hölle?

Plötzlich saß die Angst in meinem Körper, die Angst, daß  
alles doch noch schiefgehen könnte. Ich vernahm die Schreie  
der beiden Frauen, wollte etwas tun, mich gegen den Druck  
stemmen ...

Dann versank die Umgebung in einer bodenlosen Schwärze.  
Mein Denken, mein Fühlen - es wurde ausgeschaltet. Die  
unendlichen Dimensionen hatten mich umfangen ...

Allmählich schälten sich die Konturen aus dem Dunkel. Ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Schrank, ein Spiegel ...  
Ich begriff nur langsam.  
Doch die Erinnerung kam.  
Ich schlug die Augen auf.  
Ich befand mich wieder in normaler Größe auf der normalen Welt; ich war im Büro des Antiquitätenhändlers.  
Suko, Bill, Sheila und Jane - sie waren da. Hatten mit mir diese unvorstellbare Reise gemacht und sie heil überstanden.  
Erstes Morgenlicht fiel durch das Fenster. Ich fühlte nach meiner linken Schulter. Da war nichts. Die Wunde war verschwunden. Auf magische Weise.  
Unbegreiflich ...  
Wir sahen uns nur an. Worte waren überflüssig. Dann fielen wir uns in die Arme. Und bei Gott, wir schämten uns unserer Tränen nicht. Noch nie waren wir in solch einer Situation gewesen. Daß wir sie heil überstanden hatten, erschien mir wie ein Wunder.  
»An uns denkt wohl niemand«, beklagte sich Jane.  
Doch - wir dachten an die Frauen. Und allem zum Trotz, wir setzten die Feier fort. In meiner Wohnung. Ich gab Superintendent Powell telefonisch Bescheid, dann stellten wir Telefon und Klingel ab und feierten. Es war wie ein Rausch. Irgendwann rückte Sheila dann mit der Sprache heraus.  
Sie wurde sogar rot, als sie uns erklärte, daß sie in anderen Umständen war.  
»Das wird ein Junge!« rief Bill und riß beide Arme hoch.  
»Wie soll er denn heißen?« fragte ich.  
»John natürlich. John. Wie denn sonst? Oder könnt ihr euch einen besseren Namen vorstellen?«  
Nein, das konnten sie wirklich nicht. Ehrlich gesagt, ich hielt mich da raus. Schließlich will man ja nicht als unbescheiden gelten, nicht wahr?

## **DER IRRE MIT DER TEUFELSGEIGE**

Es war ein schreckliches Bild!

Aus dem Nebel einer unwirtlichen Landschaft schälte sich eine makabre Gestalt. Sie wuchs von Sekunde zu Sekunde, wurde himmelhoch und verdrängte den feurigen Nebel, der sie umschwebte.

Die Gestalt war ein Dämon. Sie trug eine schwarze, enganliegende Jacke und eine Hose in der gleichen Farbe. Aus dem Halsausschnitt ragte ein gräßlicher Totenschädel. Pechschwarz und mit riesigen weißen Augen, in denen die Kälte des Pols zu schimmern schien. Dieser Unheimliche war kein Geringerer als der Schwarze Tod, einer der mächtigsten Dämonen des Höllenreichs.

Ich sah das schreckliche Bild, wollte es vor meinen Augen wegwischen. Es ging nicht.

Jetzt öffnete die Gestalt ihren Rachen. Weit sah ich hinein wie in einen Schlund der Hölle. Ein lautloses Lachen schüttelte den Knochenmann. Sein rechter skeletterter Arm fuhr vor, zeigte auf einen Gegenstand, nahm ihn dann in die Höhe und präsentierte ihn meinen Blicken.

Es war ein Sarg! Mit Buchstaben darauf, die sich zu einem Wort aneinanderreihen, zu einem Namen ...

Urplötzlich war das Bild verschwunden. Nichts blieb mehr.

Nur eine gähnende schwarze Leere.

Ich erwachte, riß die Augen auf, schnappte nach Luft wie jemand, der im letzten Augenblick dem Tod durch Ertrinken entronnen ist. Mein Herz hämmerte, in meinem Kopf rauschte es.

Ich fühlte mich wie nach einem Vollrausch.

Der Alptraum hatte mich fertiggemacht.

Ich drehte den Kopf. Durch das Schlafzimmerfenster sickerte schwacher Lichtschein. Draußen war Vollmond. Die Zeit der Geister, Feen und Dämonen.

Der Druck wollte einfach nicht weichen. Ich drehte mich zur Seite, fühlte unter mir das Bettlaken.

Es war naß, durchgeschwitzt. Ich mußte im Traum Höllenängste ausgestanden haben.

Ich lag also in meinem Bett. Wo auch sonst? Ich hatte mich fröhlich am Abend niedergelegt. Ich wollte mal richtig ausschlafen. Und dann kam dieser verdammte Traum.

Der Schwarze Tod war mir erschienen!

Gütiger Himmel, wenn ich daran dachte! Der Schwarze Tod war ein Dämon, ein Abbild des Grauens, ein Magier, ein Teufel und Asmodis' rechte Hand. Wahrhaftig, die Kräfte der Hölle machten ihre Heerscharen mobil, und der Schwarze Tod führte sie offenbar an.

Das Schlimme war, daß ich nicht die geringste Ahnung hatte, wie dieser mächtige Dämon zu besiegen war.

Eine bedrückende Vorstellung, die bei mir in Depressionen mündete. Ich wußte, daß etwas Unbeschreibliches auf die Menschheit zukam. Die Frage war nur - was?

Meine Freunde und ich mußten diesen Dämon aufhalten. Aber wie?

Ich stieg aus dem Bett, knipste die Nachttischleuchte an. Der warme Schein beruhigte meine Nerven nicht. Im Gegenteil, ich fühlte mich unsagbar allein gelassen, obwohl Suko, mein chinesischer Freund, nur ein Apartment weiter wohnte. Ich spielte mit dem Gedanken, ihn zu wecken, ließ es aber bleiben. Es reichte, wenn ich aufgerüttelt worden war. Ich wollte Suko nicht um seine verdiente Nachtruhe bringen.

Ich verließ das Schlafzimmer und ging in die kleine Küche. Im Dunkeln zündete ich mir eine Zigarette an, setzte mich neben das Fenster und blies den Rauch gegen die Scheibe.

In meinem Mund breitete sich ein pelziger Geschmack aus. Ich bekämpfte ihn mit Orangensaft und Eis. Die Würfel klimperten gegeneinander.

Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem Schwarzen Tod zurück. Ich hatte einiges von ihm gehört. Sein Alter war nicht zu erfassen. Seit Jahrhunderten geisterte er durch die Geschichte, war verantwortlich für Kriege und Seuchen und holte in unserer modernen, technisch hoch entwickelten Welt zu einem neuen, seinem größten Schlag aus. Ich hätte nie gedacht, daß ich eines Tages mit ihm zu tun haben würde.

Ich stäubte die Asche ab und nahm hin und wieder einen Schluck. Meine Blicke glitten durch das Fenster über die Millionenstadt an der Themse hinweg. Ich sah die Lichter der Tower Bridge, den schlanken, angestrahlten Turm von Big Ben und die dunkle Fläche des Hyde Parks, in dem tagsüber das Leben überschäumte.

Sollten all diese Schönheiten dieser Stadt einmal zerstört werden? Sollten die Apokalyptischen Reiter als Sendboten des Teufels über diese Stadt herfallen?

Ich spürte, wie sich der Widerstand in mir regte, wie der alte Kampfeswillen emporloderte und aus dem Bürger John Sinclair wieder der Geisterjäger wurde.

Nein, ich würde alles in meiner Macht Stehende versuchen, um diesem grausamen Treiben Einhalt zu gebieten.

Plötzlich wurde meine Gedankenkette unterbrochen. Etwas Seltsames erreichte mein Ohr. Ich konzentrierte mich, doch die Töne blieben. Ja, es war Musik, was ich vernahm.

Geigenspiel ...

Schmelzend, schluchzend, weinend. Von unsagbarem Leid erzählte die Melodie. Im nächsten Augenblick verbreitete sie himmelhoch jauchzende Freude. Phantastisch gespielt, wunderbar anzuhören. Der Geiger mußte ein Meister seines Fachs sein. Ich begann, mich auf das Spiel zu konzentrieren, und versuchte, den unbekannten Künstler zu lokalisieren. Es gelang mir nicht. Das Geigenspiel schien von überallher zu kommen. Von oben, von unten, von links, von rechts.

Ich lauschte. Das Spiel war von einer dämonischen Faszination. Es nahm mich gefangen, zog mich in seinen Bann wie vor wenigen Stunden noch der Traum.

Traum?

Abermals dachte ich an den Schwarzen Tod und erinnerte mich, daß er jede beliebige Gestalt annehmen konnte. Warum nicht die eines Geigenspielers?

Unsinn - jetzt sah ich wirklich schon Gespenster. Nein, der Virtuose mußte irgendwo im Haus sitzen und spielen.

Aber zu dieser Stunde?

Ich lauschte weiter der Melodie. Er spielte ein Stück, das ich nicht kannte. Irgend etwas Klassisches vermutlich. Die Minuten verrannen, während ich entzückt dem Geigenspiel lauschte. Es drang in meine Seele ein, schien sie aus dem Körper lösen zu wollen, um mit ihr in die Unendlichkeit zu entfliehen.

Ich vergaß die Umwelt, die Wohnung, meinen Traum. Ich vergaß mich selbst.

Es war ein Fehler.

Ich achtete nicht auf die beiden roten Punkte am nachtschwarzen Himmel, die sich rasend schnell näherten, immer größer wurden und plötzlich dicht vor dem Fenster schwebten. Mein Blick fraß sich in die glühenden Augen. Ich sah die schillernde rote Farbe, die mich an Blut erinnerte.

Blut ...

Da spürte ich die Gefahr. Mein tausendfach geschulter Instinkt ließ mich handeln. Ich warf mich vom Stuhl.

Im selben Atemzug noch zersplitterte über mir die Fensterscheibe. Es gab ein klirrendes Geräusch, als das Thermopaneglas zerknallte. Die Scherben wirbelten über mich hinweg ins Zimmer, und ihnen folgte ein Untier.

Ich hörte Flügelschlagen, vernahm ein krächzendes Geräusch, das mir durch Mark und Bein drang, und schlug mit den Armen um mich.

Ich traf etwas Weiches, Nachgiebiges, kriegte einigermaßen Luft, sprang hoch und kam auf die Füße.

Meine Hand schlug auf den Lichtschalter. Die Helligkeit blendete mich im ersten Moment, ich sah aber, was mich angegriffen hatte.

Eine Eule!

Eine riesige Eule mit blutroten Augen und einem langen, gekrümmten Schnabel. Ihre beiden Schwingen reichten von einer Wand zur anderen.

Die Eule hockte auf dem Tisch. Das Glas war zu Boden gefallen und zerbrochen. Der Orangensaft hatte eine gelblich schimmernde Lache unter dem Stuhl gebildet.

Ich schaffte es nicht mehr, die Flucht zu ergreifen und meine Waffe zu holen, denn die Eule griff an.

Sie war schnell wie der Blitz. Gerade noch gelang es mir, die Arme hochzureißen und mein Gesicht zu schützen, da hackten die Krallen schon gegen meine Brust.

Ich kämpfte verbissen, packte den Hals des Tieres, drehte ihn herum und schaffte es, die Eule wegzustoßen und zu Boden zu schmettern.

Sie flatterte wild mit den Flügeln. Federn flogen wie Schneeflocken umher, doch verletzt war sie nicht.

In Bruchteilen von Sekunden wurde mir bewußt, daß ich es hier nicht mit einem normalen Tier zu tun hatte. Nein, diese Bluteule war ein Dämon. Ein Dämon, der mich töten wollte. Ich sprang zur Tür, riß sie wuchtig auf und stürzte in die kleine Diele. Noch im Fallen drosch ich die Tür mit dem rechten Fuß wieder zu. Ein klatschendes Geräusch zeigte mir an, daß die Kugel gegen das Holz geprallt war.

Ich durfte keine Sekunde mehr verlieren, jagte in den Livingroom, riß dort die Schublade einer kleinen Kommode auf und hielt im nächsten Atemzug meine Beretta in der Hand.

Die Pistole war mit geweihten Silberkugeln geladen, eine Waffe, die auf fast jeden Dämon tödlich wirkte. Wenigstens für Horrorwesen der unteren und mittleren Kategorie.

Die Bluteule tobte in der Küche. Ein hartes, pochendes Geräusch war zu hören, als sie mit ihrem Schnabel gegen die Tür hämmerte. Dieses verdammt Biest kämpfte verbissen.

Ich auch.

In meiner Wohnung brannte jetzt überall Licht. Auch in der Diele, durch die ich mich zur Küchentür zurückschlich.

Die Eule mußte eine ungeheure Kraft besitzen. Sie hämmerte von innen so stark gegen das Türblatt, daß der Boden erzitterte. Zögernd tastete sich meine linke Hand in Richtung Klinke, während ich in der rechten die Beretta hielt.

Alles mußte blitzschnell gehen. Ich durfte mich auf keine Kompromisse einlassen.

Die Tür aufreißen, zielen, schießen, treffen ...

Ich griff an, befolgte meinen Vorsatz in der gleichen Reihenfolge. Die Tür ging nach innen auf. Durch meine überraschende Attacke wurde die Eule gegen einen Schrank gedrückt. Ich huschte durch den Türspalt, befand mich im nächsten Augenblick im Rücken des dämonischen Tieres, ließ die rechte Hand mit der Waffe vorschnellen und feuerte.

Trocken bellte die Beretta auf. Ihr Druck jagte die geweihten Silberkugeln aus dem Lauf und in den Körper der Eule.

Gräßlich kreischte sie auf, schlug wild mit den Flügeln, so daß ich zurückweichen mußte.

Dumpf klatschte das dämonische Tier zu Boden. Es zuckte ein paarmal und blieb dann liegen.

Doch dann geschah etwas Seltsames. Die Eule begann sich zu verwandeln. Die Federn fielen ab, als würde eine unsichtbare Hand sie ausreißen. Die Haut des Tieres kam zum Vorschein. Aus den Poren stieg weißer Dampf zur Decke auf.

Durch die zerborstene Scheibe pfiff der Wind. Die Schwaden wurden in meine Richtung gedrückt, reizten mich zum Husten. Tränen traten in meine Augen, und hätte ich nicht so dicht am Fenster gestanden, wären meine Lungen vielleicht geplatzt. So aber verflüchtigte sich der Qualm.

Zurück blieb ...

Ich stutzte, hielt den Atem an, schüttelte den Kopf, schloß die Augen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb.

Vor mir lag nicht die tote Eule.

Auf dem Boden ruhte - ein junges Mädchen!

Ich war mit einem Schritt bei ihr, ging neben ihr in die Knie und fühlte den Puls.

Kein Ausschlag. Nichts. Das Mädchen war tot.

Jetzt packten mich die Vorwürfe. Ich hätte sie nicht zu töten brauchen, hätte versuchen müssen, die Eule auf eine andere Art zu besiegen. Aber wer konnte vorher wissen, daß diese mordgierige Eule in Wirklichkeit ein junges Mädchen war?

Seltsam drückend erschien mir die Stille der Wohnung. Auch das Geigenspiel war nicht mehr zu hören. Ob es etwas mit dem Tod des Mädchens zu tun hatte?

Fast kam es mir so vor.

Das Girl lag auf der Seite, hatte das rechte Bein angewinkelt. Es war nackt. Ich drehte es behutsam auf den Rücken. Das lange blonde Haar umrahmte das Gesicht wie ein goldenes Vlies. Die Lippen waren halb geöffnet. Die Nase war klein und zierlich. Sie wurde von winzigen Sommersprossen umrahmt. Über den schönen blauen Augen lag jetzt die Starre des Todes.

Dicht unterhalb der linken Brust befanden sich die beiden Einschußlöcher. Kein Tropfen Blut war aus den Wunden gequollen, nicht einmal schwarzes Dämonenblut befand sich in ihrem Körper.

Ich hatte sie noch nie im Leben gesehen. Minutenlang starrte ich auf die Tote und merkte, wie sich eine innere Leere in meinem Körper ausbreitete.

Es gibt Typen, denen macht es nichts aus, wenn sie einen anderen Menschen erschossen haben. Ich gehöre nicht dazu. Irgendwann stand ich auf. Wir hatten Anfang März, und durch das zerbrochene Küchenfenster pfiff ein scharfer Wind. Er bauschte meine Schlafanzugjacke auf und jagte einen kalten Schauer über meinen Rücken.

Ich ging zurück in mein Schlafzimmer und zog mich an. Dabei ließ ich mir das Geschehen noch einmal durch den Kopf gehen. Ich wußte nicht, was die Mächte der Finsternis mit dem Angriff auf meine Person bezweckten. Eines war jedoch sicher, der geheimnisvolle Schwarze Tod plante eine große Sache.

Ich zog Hose, Rollkragenpullover und Jacke über. Anschließend schlüpfte ich in die Slipper.

Mir fiel Suko ein. Mein chinesischer Kampfgefährte hatte sich nicht gemeldet. Er hatte einen unerhört leichten Schlaf und hätte den Krach der zersplitternden Scheibe hören müssen.

Suko besaß einen Schlüssel zu meiner Wohnung wie ich zu seiner. Ich nahm den Zweitschlüssel und lief auf den Flur, der verlassen vor mir lag.

Die halbrunden Lampen an der Decke spendeten trübes Licht.  
Mit zitternden Fingern schob ich den Schlüssel ins Schloß,  
drehte ihn herum.

Ich stürmte in die Wohnung.

»Suko?«

Keine Antwort. Alles war ruhig. Ich machte Licht, wandte mich nach links, dem Schlafzimmer zu.

Ich stieß die Tür auf. Ein Druck auf den Lichtschalter.

Es wurde hell.

Tief sog ich den Atem ein. Ich sah den Schrank, den Spiegel an der Wand - und das Bett.

Es war leer. Von Suko fehlte jede Spur.

Hinter mir ein Geräusch. Ich wirbelte herum, riß die Beretta aus dem Hosenbund und ließ die Waffe gleich wieder sinken.

Vor mir stand Suko. Aber wie sah er aus!

Erschöpft, die Kleidung zerfetzt, das Gesicht geschwollen. Die Haut schillerte grün und blau. Ich sah blutige Stellen an seinem Körper und bemerkte, daß Suko Mühe hatte, Luft zu holen.

»Mein Gott, was ist geschehen?«

Suko wankte. Er biß die Zähne aufeinander, hielt sich am Türrahmen fest.

Ich stützte ihn. »Rede. Was war los?«

Sukos Atem pfiff. »Gib mir erst einen Schluck Wasser.« Seine Stimme war kaum zu verstehen.

Ich führte den Chinesen in den Livingroom. Dort ließ sich Suko in einen Korbsessel fallen. Das einzige Möbelstück, das nicht umgestürzt war. Sonst sah es in dem Raum aus wie auf einem Schlachtfeld.

Suko lief der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht. Er mußte einen mörderischen Kampf hinter sich haben. Ich kannte ihn jetzt lange genug, um zu wissen, daß Suko so leicht nichts umwarf. Wenn er fightete, war er wie ein Wirbelsturm. Und wenn ihm jemand so zusetzte, dann mußte der Gegner schon übermächtig sein.

Ich reichte ihm das Wasserglas. Suko trank in langen, gierigen Zügen und sah mich dabei über den Rand des Glases hinweg an.

Auch ich war verletzt. Die Krallen dieser Eule hatten mir vor der Brust die Schlafanzugjacke aufgerissen und dabei auch die Haut nicht verschont. Ich wollte später die brennenden Wunden mit Jod versorgen.

Suko gab mir das Glas zurück. Dann begann er zu berichten. Seine Stimme klang jetzt klarer. »Ich habe geschlafen, bis mich dieses verdammt Geigenspiel aufgeweckt hat. Aber ich konnte nicht aufstehen, John. Etwas hielt mich im Bett fest, würgte meine Kehle. Du kennst mich. Ich bin kein Angsthase, aber da bin ich doch in Panik geraten.«

»Was hat dich gewürgt?« fragte ich.

Suko - ein Kerl mit der Figur eines Preisringers und keinem Gramm Fett zuviel am Körper - blickte mich ratlos an. »Ich weiß es nicht, John. Ich konnte nur tasten. Das muß eine Schlange oder etwas Ähnliches gewesen sein.«

Mein Blick muß wohl ziemlich ungläubig gewesen sein, denn Suko nickte heftig.

»Es war wirklich so ein Ungetüm, John.«

»Aber wie soll es in die Wohnung gekommen sein?«

»Keine Ahnung. Ich war ja nur froh, als ich das verdammt Biest vom Hals hatte. Selten habe ich mich so elend gefühlt, das kannst du mir glauben. Ich dachte, das Ungeheuer bricht mir sämtliche Knochen. Teufel auch.«

»Und in meinem Apartment liegt ein totes Mädchen«, fügte ich Suko den nächsten Schock hinzu.

Diesmal schaute er ungläubig.

Ich begann zu berichten. Beide waren wir der Meinung, daß dieses Geigenspiel etwas mit den unheimlichen Vorgängen zu tun hatte.

»Fragt sich nur, wer hier im Haus Geige spielt«, meinte Suko.

»Denn als ich mich befreit hatte, war von dem Untier auch nichts mehr zu sehen. Ich bin danach benommen durch die Wohnung getorkelt. Da kommt was auf uns zu, John.«

Ich lachte bitter. »Wem sagst du das?«

Suko stützte sich hoch. »Und jetzt?« fragte er.

Ich steuerte Sukos Telefon an. »Ich werde erst dafür sorgen,

daß die Leiche aus meiner Wohnung abgeholt wird. Und dann werden wir uns um diesen Geigenspieler kümmern müssen. Und anschließend geben wir den Takt an, nach dem er zu spielen hat.«

Ich war damals noch ziemlich optimistisch. Aber irgend jemand hat mal gesagt, daß Optimisten auch Narren sind. Nur hatte ich daran nicht gedacht ...

Es gibt Momente, in denen ich mich über meine Sondervollmacht freue. Dieser vom Innenminister ausgestellte Ausweis erlaubt es mir, die Bürokratie auszuschalten. Wenn ich es für nötig halte, daß schnell gehandelt werden muß, dann genügt das.

In dieser Nacht hatte ich wieder solch einen Fall. Eine Leiche in meiner Wohnung. Normalerweise würde dieser Umstand einen Fragenkomplex heraufbeschwören, aber bei mir genügte ein Anruf.

Die Leiche wurde abgeholt und ins Schauhaus von Scotland Yard zur Obduktion gebracht.

Dann wählte ich eine zweite Nummer.

Powell, der alte Griesgram, schien nachts sein Telefon mit ins Bett zu nehmen, denn er meldete sich schon nach dem zweiten Klingeln. Als er meine Stimme vernahm, klang seine noch wacher. Powell wußte schließlich, daß ich nicht aus lauter Jux mitten in der Nacht anrief.

Ich berichtete in Stichworten.

Powell hörte geduldig zu und sagte dann zum Schluß: »Ich komme. Wir treffen uns im Leichenschauhaus.«

Das hatte ich auch vorgehabt. Suko wollte nicht mitfahren. Er blieb in meiner Wohnung und hielt Wache. Man konnte nie wissen, was meine geheimnisvollen Gegner noch alles in petto hatten.

Mit dem Lift sauste ich hinunter in die Tiefgarage. Dort stand in der für mich reservierten Parkbox mein Prunkstück.

Der silbermetallicfarbene Bentley.

Dieser Wagen hatte schon oft den Neid zahlreicher Kollegen hervorgerufen, aber irgendein Hobby muß der Mensch nun mal haben. Und bei mir ist es eben der Bentley.

Menschenleer präsentierte sich die Tiefgarage. Die kahlen Wände warfen meine Schritte als hallendes Echo zurück. Ich setzte mich in meinen Wagen, schnallte mich an, steckte den Zündschlüssel ins Schloß und drehte ihn herum.

Der Motor kam sofort, brummte wie eine zufriedene Katze. Ich ließ die Scheinwerfer aufleuchten. Die langen Lichtspeere stachen durch das Halbdunkel der Garage.

Da sah ich die Gestalt.

Sie stand etwa drei Schritte vor dem Bentley, etwas seitlich versetzt, trug einen langen Mantel, einen Schlapphut und hatte sich eine Geige gegen den Hals geklemmt. Den Bogen hielt der Geiger in der rechten Hand, hob ihn jetzt an und ließ ihn über die Saiten des Instrumentes gleiten.

Im nächsten Augenblick hörte ich das Spiel.

Die Töne schwollen an, schienen von unsichtbaren Händen durch die Garage getragen zu werden und schmerzten in meinen Ohren.

Sekundenlang saß ich wie betäubt. Dann schlug ich auf die Halterung des Gurts, ließ ihn hochrollen, klinkte die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Der Geiger spielte noch immer.

Grell und disharmonisch hörte sich die Musik an. Sie stach in meinen Ohren, durchtoste mein Gehirn.

Unter dem Schlapphut sah ich ein weißes Oval, aber keine Nase. Augen und Mund waren ebenfalls nicht zu erkennen. Ich wollte mich auf den unheimlichen Geiger stürzen, doch ich schaffte es nur bis zum rechten Kotflügel. Plötzlich hatte ich das Gefühl, von einer Wand gestoppt zu werden. Ich warf in einer hilflosen Bewegung die Arme hoch, brach in die Knie und spürte schmerhaft den harten Beton an meinen Kniescheiben.

Und noch immer spielte der Geiger.

Seine Musik war wilder geworden, noch schrecklicher. Sie schien meinen Schädel sprengen zu wollen.

Der Kopf sank mir auf die Brust. Es bereitete mir unendliche Mühe, den rechten Arm zu heben.

Ich mußte unbedingt an meine Waffe gelangen.

Meine rechte Hand blieb im Jackettausschnitt hängen. Die Finger waren plötzlich wie gelähmt. Ich brachte die Hand nicht mehr weiter, so sehr ich mich auch anstrengte.

Schweiß lag kalt und wie eine zweite Haut auf meiner Stirn.

Keuchend sog ich den Atem ein. Ich ließ die rechte Hand fallen, stützte den Arm auf den kalten Boden. Das Gelenk knickte weg. Flach fiel ich hin. Dicht vor meinen Augen schimmerte eine Ölache.

Mühsam hob ich den Kopf. Diese verdammte Musik machte mich noch halb wahnsinnig. Dann gerieten zwei Schuhspitzen in mein Blickfeld.

Der Geiger kam näher ...

Hilflos lag ich auf dem Boden. Er konnte mich zertreten wie einen Wurm. Aber er tat es nicht. Er wechselte sein Spiel. Die schrille, dämonische Melodie wurde überlagert von harmonischen Tönen, die meinen Ohren seltsam gutteten.

Es waren Lockungen, regelrechte Lockungen, und ich mußte ihnen folgen.

Der Geiger entfernte sich. Er ging zurück, Schritt für Schritt. Ich kroch ihm nach, rutschte über den Boden, wollte nicht, daß die Melodie leiser wurde oder womöglich völlig verklang. Es schien, als hinge an diesem Geigenspiel mein Leben.

Zoll für Zoll kroch ich weiter, quer durch die Ölache. Sie verschmierte mein Jackett. Ein Knopf sprang ab. Aber was waren das für Nebensächlichkeiten gegenüber dem süßen, verträumten und lockenden Geigenspiel.

Ich mußte dem dämonischen Spieler einfach folgen. Es gab nur noch diesen brennenden Wunsch in mir.

Und wenn er mich in die Hölle lockte ...

Der Geiger wandte sich nach links. Schattenhaft sah ich seine Gestalt, blickte wie durch einen Schleier. Er schritt den breiten Gang zwischen den parkenden Wagen hinunter und näherte sich der Auffahrtsrampe.

O wie herrlich lebendig war diese Musik. Sie lullte mich ein, war mir ganz nah ...

Aber da hörte ich ein anderes Geräusch.

Ein Brummen. Es störte das Spiel, drang in meine Gehirnzellen ein. Ich verfluchte diese fremden Töne, die immer lauter statt leiser wurden.

Etwas kreischte.

Reifen ...?

Helligkeit! Blendend, grausam. Meine Augen schmerzten.

Etwas raste auf mich und den Geiger zu.

Ein Ungeheuer - ein Wagen.

Dröhnend hallte ein Hupsignal durch die Garage. Sonnen explodierten vor meinen Augen.

Quietschen, Kreischen - Stille!

Vorbei. Aus.

Doch ich lebte. Ich hörte meinen Atem und ein dumpfes sattes Geräusch, das entsteht, wenn eine Autotür zugeschlagen wird, Schritte. Dann eine Stimme. Wütend, aber auch erleichtert zugleich. »Sind Sie wahnsinnig? Kriechen hier auf dem Boden herum! Beinahe hätte ich Sie überfahren!«

Ich hob den Blick. Sah eine braune Hose mit scharf gebügelten Falten.

Jemand zog mich an der Schulter herum. »Nein, betrunken sind Sie nicht.«

Doch! Ich war betrunken. Trunken von dem Geigenspiel, das immer noch in meinem Kopf nachhallte.

Aber wo war der Spieler?

Ich versuchte, mich hochzustemmen. Es gelang mir nur mit Mühe. Ich fühlte mich zerschlagen, wie durch den Wolf gedreht. Der unbekannte Autofahrer half mir. Dicht vor meinen Augen sah ich die breite Gummistoßstange eines Volvos. Mein Gott, das war verflixt knapp gewesen. Der Fahrer hatte wirklich erst im letzten Augenblick bremsen können.

Ich lehnte mich an den Kühlergrill. Tief holte ich Luft. Sie schmeckte nach Abgasen und Öl. »Den Geigenspieler«, krächzte ich, »haben Sie den Geigenspieler nicht gesehen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. Er sah mich an, als hätte er einen Irren vor sich. Ich an seiner Stelle hätte sicherlich nicht anders gedacht.

»Von wem sprechen Sie, Mister?«

Ich winkte ab. »Sorry, schon gut.«

Mein unbekannter Helfer trug einen nachtblauen Smoking.

»Kann ich irgend etwas für Sie tun? Wohnen Sie in dem Apartmentblock?«

»Ja.«

»Soll ich Sie in Ihre Wohnung begleiten?«

»Nein, danke. Es geht schon. Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, Mister. Wenn Sie nicht so rasch reagiert hätten ...« Ich ließ die letzten Worte unausgesprochen.

»Sie haben auch gar nichts gehört«, erwiderte er. »Sie lagen auf dem Boden wie tot. Aber was erzählten Sie von diesem Geigenspieler? Gesehen habe ich keinen.«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie's. Und vielen Dank noch einmal. Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

»Und ich heiße Morton Fanwick. Wenn Sie mal Hilfe brauchen, ich wohne im vierten Stock. Stehe jederzeit zu Diensten.«

»Wieso das?«

»Ich bin Privatdetektiv, Spezialist in Sachen Ehescheidung und seit drei Wochen in London. Die ersten heißen Fälle habe ich schon hinter mir.«

»Na, dann weiterhin viel Glück.«

Fanwick lachte. »Viel Glück ist gut. Das wünsche ich Ihnen. Bei den meisten Menschen fängt es ja mit weißen Mäusen an, aber bei Ihnen mit einem Geigenspieler.«

»Bin eben sehr musikalisch«, erwiderte ich bissig.

Lachend stieg Fanwick in seinen Volvo.

Ich konnte ihm seinen Spott nicht mal verübeln. Früher hätte ich auch so reagiert, doch seit ich mit dem Übersinnlichen auf Du und Du stehe, hat sich für mich vieles geändert.

Ich halte in dieser Welt gar nichts für unmöglich. Dieses Wort habe ich aus meinem Gedächtnis gestrichen.

Noch ziemlich wacklig in den Knien steuerte ich den Fahrstuhl an. Ich fühlte mich wie gerädert.

Suko zog ein Gesicht, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. »Was ist dir denn passiert?« fragte er erstaunt. »Hast du den Boden geküßt?«

»So ungefähr.« Ich schloß die Tür und berichtete. Sukos Gesicht wurde immer ernster.

»Verdammst noch mal«, sagte er, »was kommt da noch alles auf uns zu?«

Ich hob die Schultern.

Eine Dusche brachte mich wieder auf Vordermann. Ich wechselte die Kleidung, fuhr hinunter in die Tiefgarage und konnte ungehindert losfahren.

In der Obduktion des Yards erwartete mich Powell mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. »An Zeiten können Sie sich nachts wohl auch nicht halten, wie?«

Ich grinste ihn an. »Sorry, Sir, aber es gab Dinge, die mich aufhielten.« Ich warf einen Blick auf den Arzt neben Powell. »Kann ich Sie allein sprechen, Chef?«

Der Arzt verschwand. Zum zweitenmal berichtete ich von dem Vorfall in der Tiefgarage.

Powells Gesicht wurde käsig. »Oh, verflucht!« stöhnte er. »Ich habe das Gefühl, Ihre Dämonenfreunde haben zu einem Sturmangriff geblasen.«

Da konnte ich dem Superintendenten nicht gut widersprechen. »Aber jetzt sehen wir uns erst einmal die Tote an«, schlug ich vor, »vielleicht finden wir irgendeinen Hinweis.«

Der Arzt wurde wieder hinzugerufen.

Es gibt nur wenige Dinge, die ich hasse. Dazu gehören mieses Essen und der Anblick von Schauhäusern oder Obduktionsräumen.

Unser Obduktionsraum war modern eingerichtet bis in den letzten Winkel. Doch auch die modernen Geräte konnten den Eindruck des Unheimlichen, des Abstoßenden nicht mildern.

In der Mitte des Raumes hing eine riesige kreisrunde Lampe. Mehrere starke Strahler warfen ihr Licht auf die Bahre mit der Leiche.

»Es ist sehr seltsam«, dozierte der Arzt. »Ich habe schon zahlreiche Leichen untersucht, aber aus diesem jungen Mädchen werde ich einfach nicht schlau. Die Tote ist völlig anders.« »Blutleer?« fragte ich.

»Nein!«

»Das versteh ich nicht.«

»Sehen Sie, Mr. Sinclair.« Er deutete auf die beiden Einschußlöcher. »Es ist kein Blut aus dem Körper gequollen, aber das ging auch nicht. Das Blut dieses Mädchens ist verdickt, sieht aus wie Gelee, eingefroren, was weiß ich noch alles ...«

»Haben Sie eine Probe davon untersucht?« Die Frage stellte Superintendent Powell.

»Ja.«

»Und?«

Der Arzt nahm seine Hornbrille ab und putzte gedankenverloren die Gläser. »Die Analyse des Blutes ist völlig normal verlaufen. Die Anzahl der roten und der weißen Blutkörperchen sind im Verhältnis zueinander so gelagert wie bei einem normalen Menschen. Auch die Prozentzahlen der Spurenelemente und Salze stimmen. Was zu einer Verdickung des Blutes geführt hat, weiß ich nicht. Es ist mir ein Rätsel. Ich habe schon verflucht viel gesehen und erlebt, aber so etwas ist noch nicht vorgekommen.«

Ich rieb nachdenklich mein Kinn. Superintendent Powell stand neben mir und starrte auf die Tote, als wollte er sie wieder zum Leben erwecken.

»Sie ist aber tot«, murmelte Powell.

Der Arzt nickte heftig. »Vom medizinischen Standpunkt ja. Alle Lebensfunktionen sind eingestellt.«

Von der Seite her blickte ich meinen Vorgesetzten an. Er sah grau aus im Gesicht. Aber vielleicht bewirkte das auch nur das kalte Neonlicht. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern wirkten verwaschen. Die Lippen hatte er fest zusammengepräßt.

Powell trug ebenso wie ich eine ungeheure Verantwortung. Nur litt er mehr darunter. Unter Umständen kam es daher, daß er mehr Zeit zum Nachdenken hatte, während ich mir im direkten Einsatz an der >Front< keine großen Gedanken machen konnte. »Da ist noch etwas Seltsames«, sagte der Arzt. »Wir haben kleine Proben unter den Fingernägeln der Toten weggekratzt und untersucht. Und in dieser Substanz fanden wir Blattgrün oder Chlorophyll, dieses Enzym, das sich auch in Pflanzen befindet und das mithilft, Zucker in Stärke zu verwandeln.« Jetzt wußte ich gar nichts mehr. Die Gedanken rotierten nur noch so in meinem Kopf.

Der Teufelsgeiger, der Angriff der Bluteule, die Tote, das verdickte Blut. Und Blattgrün unter den Fingernägeln. Welches Rätsel hatte man uns hier vorgesetzt?

Powell übernahm die Initiative. »Hören Sie zu, Doc«, sagte er. »Sie werden die Tote unter Verschluß halten. Ich will nicht, daß jemand an sie herankommt. Erklären Sie diese Leiche meinet-wegen zum Staatsgeheimnis. Nur Oberinspektor Sinclair und ich haben Zutritt.«

»Natürlich, Sir«, entgegnete der Arzt. »Ich werde alles ver-anlassen. Sie können sich auf mich verlassen.«

»Danke sehr.«

Wir verließen den Raum. Im Flur zündete ich mir eine Zigarette an.

»Wissen Sie schon, wie es weitergehen soll?« fragte Super-intendent Powell.

Ich blies den Rauch gegen die Decke. »Nein«, erwiderte ich offen. »Ich weiß nur eines.«

»Das wäre?«

»Daß ich dem Glaser Bescheid geben muß, damit er eine neue Fensterscheibe einsetzt.«

»Witzbold«, knurrte Powell.

Die Party ging nun schon in die sechste Stunde. Und noch immer war die Stimmung großartig. Vielleicht resultierte es auch daher, daß sich die Gesellschaft um das geheizte Hallenbad gruppierete und einige Girls unbedingt textilfrei schwimmen wollten.

Natürlich konnten die Männer sich da nicht lumpen lassen. Dinnerjacketts und Hosen flatterten wie Fahnen zu Boden, und aus den Lautsprechern der Stereoanlage dröhnte der Hit der beiden Spanierinnen: Sorry, I'm a Lady.

Jane Collins beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Spektakel. Sie fand es an der Zeit, sich still und heimlich aus dem Staub zu machen. Aber dagegen hatte ihr Schatten etwas. Schatten deshalb, weil der Knabe seit zwei Stunden nicht von der Seite der blonden, äußerst attraktiven Privatdetektivin wich. Angeblich war er vom Film. Wer's glaubte, war selbst schuld. Jane glaubte es nicht.

Sie saß in einem Rohrsthuhl am Rand des Pools, hielt ein gefülltes Glas in der Hand und betrachtete amüsiert das Treiben in dem blaugekachelten Schwimmbecken.

»Na, hätten Sie nicht Lust auf eine kleine Abkühlung?«

Da war er wieder, der Schatten. Hatte sich nur eben ein neues Glas geholt. Der Knabe beugte sich vor, und sein alkoholisierte Atem streifte Janes Gesicht.

Der Mann hieß Mark. Mark Ranger. Ein Name für die Leinwand. Und er sah unverschämt gut aus. Braungebrannt. Schwarzes, modisch geschnittenes Haar, herrliche Zähne, schmale Lippen und dunkelblaue Augen. Selten bei einem Mann. Die weiße Smokingjacke saß wie angegossen. Er schien damit auf die Welt gekommen zu sein.

Mark Ranger, der Frauenheld, Liebling aller Bettläschen.

Jane Collins war kein Bettläschen, sondern Londons beste Privatdetektivin. Äußerst erfolgreich in ihrem Job, allem Neuen aufgeschlossen - und John Sinclairs beste Freundin. Sie hatte Seite an Seite mit dem Geisterjäger gekämpft und wußte genau wie John, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als mancher dachte.

Zu dieser Party war sie durch Zufall gekommen. Sie hatte dem Gastgeber in einer Erpressungssache geholfen. Mr. Holleroy, ein Strumpffabrikant, war von seinem eigenen Sohn erpreßt worden. Jane hatte das schnell herausgefunden. Sie hatte nicht nur einen gut gefütterten Scheck erhalten, sondern auch eine Einladung zu Holleroys Party. Jane hatte sie angenommen und hatte hier Mark Ranger getroffen.

Er hatte mit Jane getanzt, geflirtet und alle Register gezogen. Jane blieb hart. Und langsam bereitete ihr das Spiel Spaß. Sie wollte den Knaben noch ein bißchen hinhalten, reizen.

Was ihr beileibe nicht schwerfiel. Jane Collins gehörte zu den Frauen, die auch bei siebzigjährigen Männern noch Herzklopfen auslösten. Sie hatte eine Figur, an der alles stimmte. Dazu fiel das lange ährenfarbene Haar bis auf die Schultern, der weich geschwungene Mund, die herrlichen Augen, und das Lächeln, das jeden in seinen Bann zog, falls er nicht aus Stein war.

Mark Ranger war schon längst geschmolzen. Er setzte sich neben Jane auf einen kleinen gepolsterten Hocker, nahm einen Schluck und wiederholte seine Frage.

Die Detektivin wandte ihm ihr Gesicht zu. »Ach, wissen Sie, Mark, ich bin nicht so heiß, daß ich eine Abkühlung benötige.« Ranger verdrehte die Augen. »Aber ich ...«

Jetzt ritt Jane Collins der Teufel. Sie stand auf, zog auch Mark Ranger hoch, der sich schon etwas ausrechnete, und dann gab Jane ihm einen kleinen Stoß.

Die Wirkung war im wahrsten Sinne des Wortes einschlagend. Mark Ranger verlor das Gleichgewicht, ruderte noch mit den Armen, übergoss sich dabei selbst mit Wodka und klatschte in den Pool.

Die Szene war nicht unbeobachtet geblieben. Die Gesellschaft im Wasser hatte Marks Sprung mit großem Hallo verfolgt. Sofort schwammen drei Girls auf ihn zu, hinderten ihn daran, den Rand des Pools zu erreichen.

Mark tauchte unter, kam prustend wieder hoch, doch die Puppen blieben an ihm. Im Wasser begannen sie an seiner Kleidung zu zerren und zogen ihn kurzerhand aus.

Jane Collins stand am Rand des Beckens und lachte. Jetzt war der gute Mark erst einmal beschäftigt. Drei Girls waren ein bißchen viel, auch für ihn.

Mr. Holleroy schlenderte auf Jane zu. »Dem haben Sie es aber gegeben«, meinte er grinsend. »Und dabei denkt er immer, er ist unwiderstehlich.«

Die Detektivin lachte silberhell. »Manchmal kann man sich täuschen.« Sie schaute in den Pool. Mark Ranger trug nur noch seine Unterhose. Und auch daran begannen die Mädchenhände zu zerren.

»Woher kennen Sie Mr. Ranger eigentlich?« fragte Jane. Holleroy lächelte schief. »Er ist mein Prokurist. Verkaufsleiter in unserer Firma. Bei seinem Aussehen bringt der die Strumpfhosen an den Mann oder die Frau, wie immer er es will. Ranger ist Spitze.«

»Und erhält sicherlich ein Spitzengehalt«, vermutete Jane.

»Worauf Sie sich verlassen können, Miss Collins.«

Mark Ranger war nicht nur ein Frauenheld, sondern auch ein guter Schwimmer. Er tauchte unter den >angreifenden< Girls hinweg, drückte einen der männlichen Partygäste unter Wasser und erreichte mit zwei kräftigen Schwimmstößen den Rand. Schwungvoll zog er sich hoch.

Mark Ranger und Jane Collins waren durch die Länge des Pools getrennt. Der Blick, mit dem Ranger die Detektivin bedachte, sprach Bände.

Holleroy lachte. »Der gute Mark ist nicht mehr gut auf Sie zu sprechen«, bemerkte er.

Jane hob die Schultern und leerte ihr Glas. »Ich kann nun mal diese unwiderstehlichen Typen nicht ausstehen. Für mich wird es aber auch Zeit, Mr. Holleroy.«

»Jetzt geht es doch erst richtig los«, protestierte der Fabrikant. Er war ein Mann von sechzig Jahren, etwas unersetzt und trug ein Toupet.

»Wenn die Feier am schönsten ist, soll man sie verlassen«, erwiderte Jane. »Ich danke Ihnen für die Einladung.«

»Warten Sie, ich bringe Sie noch zur Tür.«

Gemeinsam mit Holleroy stieg sie die freischwebende Treppe hoch. Die Garderobe befand sich im Erdgeschoß. Ein Bediensteter lief ihnen über den Weg. Er trug ein Tablett mit bis zum Rand gefüllten Champagnerkelchen.

»Noch einen Abschiedsschluck?« fragte Holleroy.

Jane lächelte. »Nein, danke.« Holleroy reichte Ihr den Mantel.

»Ich muß noch Auto fahren.«

Jane warf den leichten Wollmantel nur über ihre Schultern. Sie trug eine weiße Bluse mit einem weiten, Schulterfreien Ausschnitt, einen bunten Zigeunerrock und wadenhohe Stiefel.

An der Tür bedankte sich Holleroy noch einmal für die geleistete Arbeit und wünschte ihr alles Gute.

Jane schritt die große Freitreppe des Hauses hinunter. Über der Tür brannten Lampen. Die Wagen der Gäste standen auf dem mit Kies bestreuten Parkplatz vor dem Haus.

Ein breiter Weg führte zum Tor des Grundstücks. Mächtige Ulmen säumten ihn.

Jane hatte die Treppe gerade hinter sich gelassen, da löste sich aus dem Schatten der Hausmauer ein Mann.

Mark Ranger!

»Ich meine, Sie sollten nicht so einfach verschwinden«, sagte er und versperrte Jane Collins den Weg.

Breitbeinig stand er da, trug einen Pullover und eine helle Cordhose. Sein Haar glänzte naß und hing unordentlich in die Stirn.

Auf seine Lippen hatte sich ein triumphierendes Hab-ich-dich-endlich-Grinsen gelegt.

Janes Collins Wagen stand als letzter in der Reihe und war kaum zu sehen zwischen den Prunkschlitten der übrigen Partygäste. Die Detektivin fuhr einen uralten VW-Käfer. Der Motor jedoch hatte einige PS mehr zu bieten als ein Normalfahrzeug dieser Klasse. Und auch sonst war der Wagen tipptopp. Jane hatte ihn von einem Automechaniker frisieren lassen. Der junge, tüchtige Mann schwärmte für die Detektivin wie manch ein Teenager für einen Rocksänger.

»Lassen Sie mich vorbei«, sagte Jane in freundlichem Ton.

Mark Ranger schüttelte den Kopf. »Ist nicht drin, Puppe. Du hast deinen Spaß mit mir gehabt, jetzt will ich auf meine Kosten kommen. Ich lasse mich nicht fertigmachen, merk dir das.« »Und ich möchte nicht, daß wir uns duzen«, erwiderte Jane frostig.

»Hab dich nicht so, Süße.« Ranger fletschte die Zähne wie ein Wolf. Dann faßte er nach Janes Schulter.

Das heißtt, er wollte es. Doch die Detektivin hatte schon andere Gegner aufs Kreuz gelegt als diesen Schaumacher. Sie fing die Hand ab, drehte sie herum und trat Mark Ranger die Beine unter dem Körper weg.

Schnaufend landete der große Frauenheld auf dem Boden. Jane Collins war bei dieser Aktion nicht einmal der Mantel von der Schulter gerutscht.

Der Weg war frei. Nicht einmal übermäßig schnell ging Jane zu ihrem Wagen.

Hinter ihr rappelte sich Ranger wieder hoch. Er kochte. Noch nie hatte ihn jemand so aufs Kreuz gelegt, Und dazu noch eine Frau. Nein, das schrie förmlich nach Vergeltung.

Jane erreichte ihren VW. Sie schaffte es aber nicht mehr, die Tür aufzuschließen, denn Ranger hetzte wie ein wildgewordener Büffel auf sie zu.

Jane Collins fuhr herum.

Der Frauentyp stoppte. Er atmete heftig und hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Kalt blickte Jane Collins ihn an. »Reicht Ihnen die Abfuhr noch nicht?« fragte sie.

»Okay, Süße, du hast mich überrumpelt. Das passiert mir einmal, aber kein zweites Mal. Ich ...«

Was er wollte, blieb unausgesprochen, denn plötzlich wurden beide gestört.

Durch Geigenspiel.

Es drang aus dem Park, der vor dem Haus wie eine dunkle Insel lag. Nachtschwarz und voller unheimlicher Geräusche. Da rauschte der Wind, da knackte Holz, oder es raschelte in den Büschen. Und jetzt noch das Spiel.

»Haben Sie die Musik bestellt?« erkundigte sich Jane spöttisch.

Mark Ranger schüttelte den Kopf. »Seltsam«, sagte er, stand gebannt auf dem Fleck und lauschte. Innerhalb von Sekunden hatte sich bei ihm eine Wandlung vollzogen.

Auch Jane Collins wurde von der Faszination des Spiels erfaßt. Die traurig klingende Melodie riß sie auf seltsame Weise mit und lockte sie zugleich an.

Wie auf ein geheimes Kommando hin gingen Mark Ranger und Jane Collins los.

Schritt für Schritt, nebeneinander - ihre Schuhe knickten tau-feuchtes Gras. Sie gingen quer über den Rasen, schritten dicht an Büschen vorbei, deren sperrige Zweige Jane den Mantel von den Schultern streiften.

Keiner von ihnen sprach ein Wort. Eben noch Gegner, waren sie sich jetzt einig. Sie mußten diesen unheimlichen Geigenspieler einfach finden.

Das Spiel wurde lauter, kreiste sie regelrecht ein. Kam von allen Seiten und schien auch aus den Kronen der Bäume auf sie niedерzuschwingen.

Auf Mark Rangers Gesicht lag ein entrückter Ausdruck. Die Augäpfel waren etwas nach innen gedreht, seine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Ein Eichhörnchen huschte direkt vor ihren Schuhspitzen entlang. Sie sahen das Tier gar nicht.

Vielleicht in ihrem letzten Gehirnwinkel hatte Jane noch so etwas wie kühlen Verstand bewahrt. Eine leise Stimme sagte ihr, daß es bei diesem Geigenspiel nicht mit rechten Dingen zuging, doch der Drang, den geheimnisvollen Geiger zu finden, war stärker.

Die Lichter des Hauses blieben zurück. Dicke Baumstämme ließen der Helligkeit keine Chance, sich weiter auszubreiten. Janes Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Sie sah die Bäume mit ihren mächtigen Stämmen und den armdicken Ästen, das Buschwerk, in dem es geheimnisvoll zu rascheln schien, und den am Himmel stehenden Mond, dessen silbrig fahles Licht an den ihn umgebenden Wolkenrändern zerfasert wurde.

Auf einmal ging Mark Ranger schneller. Hatte er etwas entdeckt? Vielleicht den Geiger?

Er begann zu laufen.

»Ich komme!« flüsterte er. »Ich komme ...«

Jane Collins folgte ihm. Sie konnte gar nicht anders, hatte das Gefühl, als würden die Beine nicht mehr ihrem Willen gehorchen.

Und plötzlich sah sie den Geiger. Er trat hinter einem Baumstamm hervor. Ein überdurchschnittlich großer Mann mit einem Schlapphut auf dem Kopf und als Gesicht nur ein blasses Oval. Er trug dunkle Kleidung, hielt die Geige in der linken Hand, strich mit dem Bogen über die Saiten und wiegte seinen Körper im Takt der Musik.

Mark Ranger blieb stehen. »Meister«, hauchte er. »Meister.« Der Geiger schien ihn nicht zu hören. Er spielte unbelastet weiter. Auch Jane Collins war stehengeblieben. Sie traute sich nicht mehr, weiterzugehen. Irgendeine letzte Schwelle hinderte sie daran, auf den Spieler zuzugehen.

Dieser Mann war ihr unheimlich.

Und doch konnte sie sich der Faszination seines Spiels nicht entziehen. Sie mußte einfach zuhören.

Auf einmal hob der Geiger den Kopf.

Jane Collins erschrak. Zwischen Hut und Mantelkragen befand sich eine helle flimmernde Fläche.

Kein Gesicht - nur ...

Da brach das Spiel ab.

Eine Stimme. Flüsternd und doch drohend. »Dich wollte ich, Jane Collins. Du sollst die Blume in meinem Garten werden. In meinem Horror-Garten ...« Er kicherte.

»Aber ihn will ich nicht.«

Ruckartig wandte er sich Mark Ranger zu. Seine rechte Hand führte eine blitzschnelle Bewegung aus, und im nächsten Augenblick zielte die Spitze des Bogens auf Mark Rangers Brust. Sie durchdrang den Körper, als wäre er aus Butter ...

Für ein, zwei Sekunden blieb Mark Ranger stocksteif stehen. Sein Gesichtsausdruck - eben noch voll freudiger Überraschung - wechselte. Ungläubiges Entsetzen und Erstaunen machten sich breit. Mit einem Ruck zog der dämonische Geigenspieler seinen Bogen wieder aus der Brust des Mannes.

Mark Ranger brach in die Knie. Er preßte seine Hände gegen die getroffene Stelle und fiel schwer zu Boden. Auf der Seite blieb er liegen. Nicht ein Laut drang mehr über seine Lippen.

Jane Collins hatte dieser Vorgang geschockt. Dieser brutale Angriff riß sie aus ihrer Lethargie. Verflogen war die gefährliche Aura. Hart und gnadenlos präsentierte sich der Detektivin das Geschehen.

Einem Impuls folgend sprang sie den Geigenspieler an. Hämmerte ihm beide Handkanten gegen die Halsseiten - doch da war nichts, was sie treffen konnten.

Die Handkanten trafen aufeinander. Jane hatte Mühe, einen Schmerzensschrei zu unterdrücken. Sie wich zurück, wollte nicht von dem Bogen getroffen werden. Doch der Teufelsgeiger hatte etwas anderes vor. Er wollte Jane Collins nicht töten, er brauchte sie noch.

Aus dem flimmernden Oval drangen plötzlich seltsame Laute. Pfeifend, zwitschernd ...

Wie Vogelstimmen ...

Ja, er lockte die Vögel, die schon längst schliefen. Sie kamen aus ihren Verstecken, aus Nestern, hüpfen von Zweigen oder flogen flatternd aus den Büschen hervor.

Sie hatten nur ein Ziel.

Jane Collins!

Das Zwitschern, Pfeifen und Zirpen erfüllte die Luft. Die Vögel sammelten sich zu einem Schwarm. Spatzen, Raben und Dohlen.

Wie Gewehrkugeln stießen sie auf Jane Collins nieder, angetrieben durch das Pfeifen des unheimlichen Geigenspielers.

Jane Collins überfiel die nackte Angst. Sie fürchtete sich nicht davor, sich mit Gangstern anzulegen, aber der Attacke der Vögel hatte sie nichts entgegenzusetzen.

Ihr blieb nur noch eins. Flucht!

Die Detektivin warf sich auf dem Absatz herum. Sie rannte, was ihre Beine hergaben, hetzte durch den Park, als säßen ihr tausend Teufel im Nacken.

Pfeilschnell stießen die Tiere auf sie nieder. Jane rannte nach rechts, nach links, schlug Haken wie ein Hase, warf sich durch die Büsche, keuchte und schnappte nach Luft.

Und doch hatte sie keine Chance.

Der Schwarm überholte sie, hüllte sie auf einmal ein wie eine Wolke. Spitze Schnäbel hackten auf sie ein, zerrten an der Kleidung, rissen die Haut auf, fügten ihr leise, blutende Wunden bei. Jane schrie, schlug um sich, warf sich zu Boden, preßte ihr Gesicht in die feuchte Erde und merkte gar nicht, daß die Tiere schon längst von ihr abgelassen hatten.

Sie belauerten sie nur noch, flatterten wie Wächter über ihrem Körper.

Kaum zu vernehmende Schritte näherten sich.

Der Teufelsgeiger kam. Er hatte sich sein Instrument unter den linken Arm geklemmt, bückte sich und zog Jane Collins mit der rechten Hand hoch.

Die Detektivin war mit ihren Nerven am Ende. Sie schluchzte. Tränenbäche rannen über ihre Wangen.

Dann vernahm sie eine Stimme dicht neben ihrem linken Ohr. »Dich habe ich, auch wenn mir der andere entwischt ist. Denke immer daran, der Schwarze Tod schlaf't nicht. Er ist überall.

Überall ...«

Der Geiger schleifte Jane mit. Die Schuhe hatte sie längst verloren, ihre Fußspitzen zogen Spuren in das feuchte Erdreich.

Der Geiger wandte sich dem Ausgang zu. Das eiserne Gittertor stellte für ihn kein Hindernis dar. Er hatte es schon vorher geöffnet.

Vor dem Haus parkte ein pechschwarzer Citroen DS 21. Der Geiger öffnete die hintere rechte Tür und stieß Jane Collins in den Fond. Er schlug die Tür wieder zu und schloß ab. Er selbst setzte sich hinter das Lenkrad, drückte einen Knopf, und im nächsten Augenblick schob sich eine dicke Glasscheibe zwischen Fahrersitz und Rückbank.

Ein weiterer Knopfdruck. Aus einer Düse schoß ein farbloses Gas. Nur das leise Zischen war zu hören.

Erst jetzt kam Jane Collins wieder richtig zu sich. Sie setzte sich auf, merkte in den ersten Sekunden nicht, wo sie war. Als sie sich ihrer Situation bewußt wurde und den Rücken des Fahrers sah, da war es schon zu spät.

Das Gas wirkte bereits.

Jane spürte die Müdigkeit und hatte das Gefühl, Blei in den Knochen zu haben. Sie kroch über den Sitz auf die Tür zu. Die Finger tasteten nach dem Riegel, fanden ihn, konnten ihn jedoch nicht mehr bewegen.

Die Tür war verriegelt.

In einem letzten Impuls warf Jane ihren Körper hoch, trommelte gegen die Scheibe, doch nach zwei Schlägen rutschten ihre Hände ab.

Bewußtlos fiel Jane Collins um. Das Gas hatte seine Wirkung voll entfacht.

Der unheimliche Geigenspieler jedoch fuhr ruhig weiter. Kein Autofahrer, der dem Citroen begegnete, merkte, daß hinter dem Steuer der schwarzen Limousine ein Mann ohne Gesicht saß ...

An Schlaf war in dieser Nacht natürlich nicht mehr zu denken. Ich blieb im Büro.

Zuerst rief ich bei mir zu Hause an. Suko meldete sich sofort.

»Alles klar«, sagte er. »Nur in der Küche ist es etwas kalt. Sonst hat aber niemand versucht, uns zur Hölle zu schicken.«

»Ist ja beruhigend«, erwiderte ich.

»Wie lange soll ich denn hier noch die Stellung halten?« wollte Suko wissen.

»Bis ich es dir sage.«

»Wünsche hast du.«

»Ja, man hat's nicht leicht.« Ich legte wieder auf. Dann dachte ich den Fall noch einmal durch. Ließ die vergangenen Ereignisse vor meinem geistigen Auge Revue passieren, und mir fiel auch mein Traum wieder ein.

Deutlich sah ich den riesigen Schwarzen Tod vor mir, wie er den Sarg in der Hand hielt, auf dem mein Name stand. Ich brauchte wirklich kein Hellseher zu sein, um zu wissen, daß der Sarg für mich bestimmt war. Also hatte der Schwarze Tod mein Ableben schon vorprogrammiert.

Aber wer war der Geiger? War es unter Umständen der Schwarze Tod persönlich?

Soviel ich wußte, konnte er jede beliebige Gestalt annehmen. Unter Umständen sogar die eines Tieres oder eines toten anorganischen Gegenstandes.

Ich muß ehrlich gestehen, daß mir bei dem Gedanken daran verdammt flau im Magen wurde.

Über dieses Gefühl half mir auch ein Scotland-Yard-Frühstück aus der Kantine nicht hinweg.

Zum Glück kam meine Sekretärin, Glenda Perkins, eine halbe Stunde vor Dienstantritt. Ihr Kaffee war ebenso berühmt wie ihre Rundungen.

Auch an diesem Morgen sah sie wieder richtig zum Anbeißen aus. Das schwarze Haar trug sie zu Korkenzieherlocken gedreht, der knallrote Rollkragenpulli saß äußerst knapp, und ein schwarzer Cordrock umschmeichelte die perfekt gewachsenen Beine.

Glenda wäre die glücklichste Frau auf der Welt gewesen, wenn sie mich zum Standesamt hätte schleppen können. Die Kleine war bis über beide Ohren in mich verknallt.

Ich gebe zu, sie war ein Mädchen, nach dem sich viele die Finger lecken, nur - Liebe im Büro ist nicht mein Fall. Das führt meistens zu Komplikationen.

Aber Glenda gab nicht auf.

Ihre Augen strahlten mich an. »Hat man Sie aus dem Bett geworfen, Mr. Sinclair?«

Ich schenkte ihr ein Lächeln. »So ungefähr. Tun Sie mir einen Gefallen, Glenda?«

Ihr Blick wurde erwartungsvoll. Sie atmete tief ein, und ich sah, wie sich der Pullover noch weiter spannte.

»Kochen Sie mir bitte eine Tasse Kaffee!«

Sie schluckte. »Natürlich, sofort, Mr. Sinclair.« Sie drehte sich um und ging zur Tür, vergaß aber nicht, ihre Hüften gekonnt zu schwingen.

Ich lächelte. Nach Glendas Kaffee leckten sich auf der Etage alle die Lippen.

Ich erhielt ihn schnell. Mit Zucker, ohne Milch. Ganz nach meinem Geschmack.

»Ich tippe dann den Bericht für Superintendent Powell«, sagte Glenda.

»Tun Sie das.«

Glenda ging wieder. Nachdenklich rührte ich den Kaffee um. Immer wieder entstand das Bild des Geigers vor meinem geistigen Auge. Ich wurde daraus einfach nicht schlau.

Mein Gott, wer spielte schon so Geige? Ich kannte keinen. Die Künstler, die mir ein Begriff waren, lebten alle längst nicht mehr. Paganini, zum Beispiel. Ihn nannte man den Teufelsgeiger.

Angeblich sollte er mit dem Satan im Bunde gestanden haben.

Ob dieser Geiger unter Umständen auch ...?

Ich beschloß, der Spur nachzugehen. Aber wer konnte mir Auskunft geben? Ein Musiklexikon ließ ich mir von Glenda besorgen. Dort fand ich zwar viele Namen, aber die meisten Musiker waren tot.

So vergingen drei Stunden. Irgendwann erschien Glenda wieder in meinem Büro, den fertig getippten Bericht brachte sie mit.

»Haben Sie Probleme, Mr. Sinclair?«

»Ja. Ich suche einen Geiger. Aber einen lebenden.«

»Oh, da gibt es viele.«

»Das weiß ich auch. Aber ich suche einen, dessen Spiel berühmt ist, der die Leute mit seiner Musik in Trance versetzen kann, wie damals Paganini.«

»Da gibt es doch einen«, erwiderte Glenda.

»Sagen Sie bloß. Und wer ist es?«

»Zarcadi. Professor Zarcadi. Stand in allen Musikzeitschriften.

Haben Sie das nicht gelesen?«

»Nein, ich lese nur die Tageszeitung.«

Glenda wußte, welch einen Job ich hatte, und war glücklich, daß sie mir einmal behilflich sein konnte.

»Zarcadi ist ein Mann, der die Menschen durch sein Spiel in Trance versetzen kann. Die Zeitungen schrieben, er sei aufgetaucht wie ein Komet am Himmel. Allerdings gibt er nur Privatkonzerte, und seine Verehrer zahlen hohe Eintrittspreise« »Sie sind eine Wucht, Glenda«, rief ich. »Jetzt brauchen Sie mir nur noch zu sagen, wo ich diesen Saitenquäler finden kann.« Glendas Gesicht nahm einen enttäuschten Ausdruck an. »Tut mir leid, Mr. Sinclair. Das weiß ich nicht.«

»Haben Sie in Ihrer Musikzeitschrift denn nicht gelesen, wo er auftritt oder wo er wohnt?«

»In England. Er ist Ungar und aus seiner Heimat geflüchtet. Angeblich hat er sich ein Landhaus gekauft. Inmitten eines großen Parks. Wenn er ein Konzert gibt, müssen die Menschen schon zu ihm kommen. Ziemlich geheimnisvoll, dieser Mann. Finden Sie nicht auch, Mr. Sinclair?«

»Ja.« Ich nickte.

Dann drückte ich Glenda die Hand. »Sie glauben gar nicht, wie sehr Sie mir geholfen haben.«

»Aber Mr. Sinclair.«

Glenda Perkins wurde rot bis unter die Haarwurzeln. Und war es sicherlich auch noch, als sie längst wieder in ihrem Büro saß.

Ich aber wollte mich hinter diesen Geiger klemmen. Doch ein Anruf brachte alles durcheinander.

Ein Kollege von der Mordkommission war am Apparat. Ich kannte ihn nur dem Namen nach.

»Ich rufe Sie aus einem Landhaus in Kilburn an«, sagte der Kollege. »Wenn Sie Zeit haben, möchte ich Sie doch bitten, herzukommen.«

»Was ist denn passiert?«

Inspektor Eagle, so hieß der Kollege, wand sich wie ein Wurm.

»Es ist schlecht am Telefon zu erklären. Es geht aber um Mord und um eine Frau namens Jane Collins.«

Ich war wie elektrisiert. »Um die Privatdetektivin?«

»Ja. Wir haben eine Handtasche gefunden mit ihren Ausweisen. Außerdem fanden wir einen Hinweis auf Sie. Aber ich glaube es ist besser, wenn Sie sich das einmal persönlich ansehen.«

»Natürlich. In Kilburn, sagten Sie. Wo genau dort?«

»Kommen Sie am besten zu unserem Revier. Ich gebe Ihnen die Adresse durch. Salisbury Road vierundzwanzig. Alles verstanden?«

»Alles klar«, erwiderte ich.

Meine Stimme klang längst nicht mehr so optimistisch wie am Anfang. Die Worte meines Kollegen hatten mich geschockt. Jane Collins also auch,

Ich hegte gar keinen Zweifel daran, daß all die Vorfälle mit dem Auftauchen des geheimnisvollen Geigers in einem direkten Zusammenhang standen.

Bis Kilburn war es eine ganz schöne Strecke. Ich mußte durch halb London. Richtung Nordwesten. Vorbei an den beiden großen Parks. Hyde Park und Regents Park.

Über die breite Edgware Road durchquerte ich den Ort Paddington und fuhr über die Brücke, die den Endpunkt der Westautobahn - bei uns Motorway genannt - bildet. Rechter Hand lag der Regent Park, der von zahlreichen Straßen durchzogen wird.

In Kilburn trifft man schon auf das ländliche London. Kleine, niedrige Häuser wechseln ab mit idyllisch gelegenen Villen und Landhäusern. Die Salisbury Road gehört zu den Durchgangsstraßen. Das Revier fand ich schnell. Zwei Streifenwagen parkten davor.

Inspektor Eagle erwartete mich in seinem spartanisch eingerichteten Büro.

Er war ein noch junger Mann und saß unter dem Bild der huldvoll lächelnden Queen.

Der Inspektor begrüßte mich mit einem kräftigen Händedruck.

»Ich freue mich, einen so berühmten Kollegen kennenzulernen«, sagte er. Seine Stimme klang dabei ehrlich.

Ich winkte ab. »Das meiste ist sicherlich übertrieben.«

Eagle lächelte. »Ich weiß nicht.« Er deutete auf einen Besucherstuhl mit harter Sitzfläche. »Nehmen Sie bitte Platz.« Auch er setzte sich wieder. Eagle trug einen Glencheckanzug, ein unifarbenes beiges Hemd und einen Strickbinder. Sein dichter Oberlippenbart war ebenso schwarz wie sein linksgescheiteltes Haar. Inspektor Eagle hatte die Akte schon bereitliegen.

»Möchten Sie selbst lesen, oder soll ich Sie in Stichworten informieren?«

»Ich lese selbst.«

Eagle übergab mir die Akte. Zwanzig Minuten benötigte ich, dann hatte ich alles Wesentliche erfaßt.

Nach Zeugenaussagen mußte Jane Collins die Party gegen drei Uhr morgens verlassen haben. Der Gastgeber hatte sie noch bis zur Tür gebracht. Was dann geschehen war, konnte man nur vermuten. Ein gewisser Mark Ranger, der Jane schon auf der Party nachgestellt hatte, mußte draußen auf sie gelauert haben. Spuren zeigten an, daß Jane wie auch Ranger in den Park hineingelaufen waren.

Aber aus welchem Grund? Bestimmt nicht, um ein Schäferstündchen zu halten, denn im Haus hatte sich Jane Collins Ranger gegenüber ziemlich abweisend verhalten.

Der ganze verdammte Fall blieb rätselhaft. Auch Mark Rangers Tod. Eine Untersuchung hatte ergeben, daß er mit einem spitzen Gegenstand ermordet worden war. Der Arzt meinte, mit einer langen dicken Nadel oder einem Speer.

Seltsame Spuren waren gefunden worden. Federn von Vögeln zum Beispiel. Der Boden war aufgewühlt und aufgehackt worden. Dieser Vorgang war ebenso rätselhaft wie die gesamte Entführung.

Warum hatte dieser Unbekannte die Detektivin gekidnappt? Um mich unter Druck zu setzen? Ein anderes Motiv konnte ich mir nicht vorstellen, denn so vermögend war Jane nicht, daß sich eine Entführung samt Erpressung lohnte.

Inspektor Eagle lachte leise auf. »Ich sehe schon, Mr. Sinclair, Sie blicken auch nicht durch.«

Ich klappte die Akte zu. »Im Moment nicht.«

Eagle stopfte sich gelassen eine Pfeife. »Haben Sie denn einen Verdacht, wer hinter dieser Sache stecken könnte?« Ich schüttelte den Kopf.

Eagle blies gelassen zwei dicke Rauchwolken aus dem rechten Mundwinkel. »Wir werden den Fall selbstverständlich ebenfalls verfolgen«, sagte er. »Durch den Mord an Mark Ranger sind wir dazu gezwungen. Ein faires Angebot: Wir arbeiten nicht gegeneinander, sondern marschieren getrennt und schlagen vereint zu. Beliefern uns auch mit Informationen. Sollte der eine etwas Entscheidendes herausgefunden haben, teilt er es dem andern mit. Ich finde, auf dieser Basis läßt sich arbeiten.«

»Natürlich.« Ich nickte. »Nur - Sie wissen von meinem Job, Mr. Eagle. Ich bearbeite keine normalen Fälle, und es kann Ihnen und Ihren Männern passieren, daß sie mit Dingen konfrontiert werden, die nicht mit dem reinen Verstand zu begreifen sind.« Eagle lächelte. Dabei drehte er die Pfeife zwischen den Fingern. »Ich kenne natürlich Ihren Ruf, Mr. Sinclair. Und ich bin gespannt darauf, ob es sich wirklich so verhält, wie immer erzählt wird. Ich möchte mit Ihnen vorurteilsfrei zusammenarbeiten, natürlich nur, wenn es sich machen läßt.«

Für meinen Geschmack entwickelte Inspektor Eagle zuviel Sensationsgier. Vielleicht hoffte er auch auf eine Beförderung. »Selbstverständlich steht einem Informationsaustausch nichts im Wege«, erwiderte ich. »Nur muß ich Sie warnen, Mr. Eagle. Unterschätzen Sie bitte die anderen Kräfte nicht.«

Eagle nahm wieder einen Zug aus seiner Pfeife. »Wollen Sie sich den Tatort vielleicht noch einmal ansehen?«

»Nein. Ich glaube nicht, daß ich noch etwas finden werde.« »Wo wollen Sie denn einhaken?« forschte Eagle.

»Ich weiß es noch nicht.«

Inspektor Eagle lächelte hintergründig. »Ehrlich?«

»Ja. Ich will erst einmal abwarten, ob sich der oder die Entführer bei mir melden.«

»Wir haben Mittag«, sagte Eagle. »Gehen wir zusammen essen?«

»Danke. Aber ich muß zurück zum Yard.«

Eagle reichte mir die Hand. »Wir hören sicher voneinander.« Gegen vierzehn Uhr trudelte ich wieder im Büro ein. Suko wartete noch immer in meiner Wohnung. Als ich anrief, war gerade der Glaser dabei, eine neue Scheibe einzusetzen. Die Sorgen um Jane Collins steigerten sich von Minute zu Minute. Einmal klingelte ich bei ihr an, in der Hoffnung, daß sie zu Hause war.

Es hob niemand ab.

Mein Zigarettenkonsum stieg. Ich erinnerte mich wieder an den Geiger, diesen Professor Zarcadi. Glenda Perkins war so nett und gab mir die Adresse der Musikzeitschrift, die über den Geiger berichtet hatte.

Dort rief ich an.

Viermal verband man mich weiter, bevor ich endlich den richtigen Mann an der Strippe hatte.

»Zu Zarcadi wollen Sie?« fragte der Redakteur. »Dann wünsche ich Ihnen viel Vergnügen. Der ist menschenscheu und lädt nur Freunde ein.«

»Trotzdem hätte ich gern seine Anschrift.«

»Okay. Der Professor wohnt in Suffolk, in den East Anglian Heights. Das Kaff heißt - Moment mal, nein, der wohnt ja gar nicht in einem Dorf. Ich kann Ihnen nur den nächstliegenden Ort nennen. Und der heißt Orlington. Da sind sicher Katze und Hund begraben.«

»Hat Professor Zarcadi Telefon?«

»Soviel ich weiß, nicht, Sir. Der hat sich völlig zurückgezogen. Es ist überhaupt ein Wunder, daß er einem Mitarbeiter von uns ein Interview gewährt hat.«

»Wie heißt der Mann?«

»Scott, Frank Scott.«

»Wohnhaft?«

»In London. Stadtteil Holborn. In der Bedford Street. Neben dem großen Post Office. Aber ich muß Sie warnen, Sir. Ich weiß nicht, ob Frank Scott zu Hause ist - und wenn, dann ist es fraglich, ob er Sie überhaupt empfängt.«

»Könnten Sie sich klarer ausdrücken?«

»Sicher. Scott ist zu einem Einzelgänger geworden. Nach dem Besuch bei Zarcadi hat er seinen Job hingeschmissen. Er hat gesagt, daß er nur noch freiberuflich für uns arbeiten will.«

»Und? Sind Sie darauf eingegangen?« fragte ich.

»Ja. Scott ist ein guter Mitarbeiter. Wissen Sie, er hat den gewissen Touch, kommt bei den Interviewpartnern unheimlich gut an. Kaum einem anderen hätte Zarcadi ein Interview gewährt.« Weitere Fragen hatte ich nicht. Ich bedankte mich noch einmal für die Auskünfte und legte dann auf. Als nächstes stand bei mir ein Besuch bei diesem Frank Scott auf dem Programm.

Irgendwann kam Jane Collins wieder zu sich. Tageslicht kitzelte ihre Nase. Jane mußte niesen. Und damit war sie hellwach.

Sie lag auf einem Sofa. Verwirrt setzte sie sich auf, und sofort waren die Erinnerungen da. Sie dachte an die Party, an Mark Ranger und an den Geigenspieler.

Er stand da, spielte - die Vögel ...

»Mein Gott«, flüsterte Jane, sprang von dem Sofa und lief zu der hohen weiß lackierten Tür. Sie war verschlossen.

Sie hatte überhaupt keine Klinke, keinen Drehknauf - nichts. Nur eine weiße, glatte Fläche.

Die Detektivin machte kehrt und lief zum Fenster. Eine Scheibe, eingelassen in die Wand. Kein Rahmen, kein Verschluß. Jane Collins schlug gegen die Scheibe. Ihre Knöchel begannen zu schmerzen. Es war, als hätte sie gegen Stahl gepocht. Aber nicht Stahl war es, sondern Panzerglas. Das ließ auch keine Kugeln durch.

Du bist gefangen! Knallhart kam für Jane Collins die Erkenntnis. Und zwar gefangen in einem goldenen Käfig. Das Zimmer war prachtvoll ausstaffiert. Die Möbel stammten aus der Zeit des Biedermeier. Warmes Kirschbaumholz. Der ovale Tisch, die hochlehnenigen Stühle, der Eckschrank mit den Bleiglasscheiben und das Bett mit seinem verspielten Gestell. Auf dem Boden lag ein alter, dicker Teppich. Er zeigte Motive aus der orientalischen Sagenwelt.

Zwei Dinge fielen Jane Collins auf. Erstens die Ruhe und zweitens ihr guter Zustand. Sie verspürte nicht einmal Kopfschmerzen. Das Gas hatte sich also ohne Nachwirkungen verflüchtigt.

Jane Collins blickte auf ihre Uhr. Es war eine Stunde vor Mittag, sie war also ziemlich lange bewußtlos gewesen. Aber was hatte man mit ihr vor? Weshalb hatte sie dieser Geigenspieler gekidnappt? Und wer war der Mann überhaupt? Jane Collins erinnerte sich wieder an das Geigenspiel. Nachträglich noch rann eine Gänsehaut über ihren Rücken. Deutlich sah sie die Gestalt vor sich. Der lange Mantel, der Schlapphut - und das Gesicht, das keins war. Nur ein flimmerndes Oval ohne Sinnesorgane.

Mit Schrecken erkannte Jane Collins, was los war. Dieser Gesichtslose, dieser Geiger - er war ein Dämon. Ein Bote der Finsternis, einer, der auf Satans Kommando hörte. Und er hatte sie gefangen.

Eine andere hätte vielleicht die Nerven verloren. Nicht Jane Collins. Da sie keine Fluchtmöglichkeit aus dem Zimmer mehr sah, blieb ihr nichts anderes übrig, als abzuwarten. Irgendwann würde sich schon jemand sehen lassen und vielleicht auch eine Erklärung abgeben. Man wollte was von ihr. Das lag auf der Hand. Denn sonst hätte der Unbekannte sie ja umbringen können. Aber was? Ein Racheakt? Kaum. Allerdings war sie mit John Sinclair befreundet, und sie wußte sehr genau über seinen Job Bescheid. Vielleicht wollte man ihn durch die Entführung in eine Falle locken. Jane war sich über ihre Gefühle für John im klaren. Ihr war auch klar, daß der Geisterjäger alles daran setzen würde, um sie zu befreien. Und das wußten auch seine Feinde. John war den Dämonen schon längst mehr als nur ein Dorn im Auge. Sie haßten ihn mit aller brutalen Konsequenz, wollten ihn ausschalten, erniedrigen - und töten. Bisher hatte John Sinclair seine Gegner immer besiegt, manchmal in letzter Sekunde. Die Mächte der Finsternis mußten sich beinahe lächerlich vorkommen, daß sie ihren menschlichen Feind noch nicht zertreten hatten.

Wie gesagt, Jane Collins kannte all die Probleme, war aber momentan nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Ja, sie wußte überhaupt nicht, wo sie sich befand.

Sie ging zum Fenster und warf einen Blick nach draußen. Ein Garten präsentierte sich ihren Blicken.

Wild und ungepflegt. Die Bäume wuchsen bis dicht an das Fenster heran, schienen mit ihren Ästen an der Scheibe kratzen zu wollen. Dichtes Unterholz bedeckte den Boden. Farn und sperriges Gestrüpp.

Jane hatte das Gefühl, als würde sich das Unterholz bewegen, wenn sie lange genug darauf schaute.

Zwischen den Zweigen sah sie eine Glasfläche schimmern.

Jane bückte sich, konnte jetzt genauer hinsehen und erkannte, daß die Glasfläche das Dach eines Treibhauses bildete.

War sie in einer Gärtnerei gelandet?

Da fielen ihr plötzlich die Worte des Geigenspielers ein. »... du sollst die Blume in meinem Garten werden. In meinem Horror-Garten ...«

Hatte der Unheimliche diesen verwilderten Park damit gemeint?

Langsam überfiel Jane Collins doch ein ungutes Gefühl. Dieser Horror-Garten schien doch nicht nur in der Phantasie des Geigers zu bestehen.

Erst jetzt fiel ihr auf, daß es sehr warm war. Eine regelrechte, Treibhausluft herrschte in dem Zimmer. Obwohl Jane nur ihre Bluse und den Rock trug, schwitzte sie. Sie sehnte sich nach einer Dusche oder einem Bad.

Sie selbst sah schon fast wie ein Monster aus. Verschmutzt und zerschunden. Seltsamerweise brannten die Wunden, die ihr die Vögel zugefügt hatten, nicht. Es war auch nichts zu sehen. Die Wunden hatten sich auf wundersame Weise wieder geschlossen.

Auf dämonische Weise ...

Plötzlich zuckte Jane zurück. Ein Vogel war dicht vor ihrem Fenster vorbeigeflogen. Die Flügel waren lang wie der ausgewachsene Arm eines Mannes. Der Vogel drehte sich und glitt dann auf einen starken Ast zu, wo er sich niederließ. Er schüt-

telte sein Gefieder, hüpfte noch ein paarmal und drehte seinen Kopf fast um hundertachtzig Grad.

So etwas konnten Eulen gut.

Tatsächlich, es war eine Eule, die Jane Collins anstarrte.

Und sie hatte blutrote Augen!

Unwillkürlich trat die Detektivin zwei Schritte zurück. Die Eule saß völlig bewegungslos auf dem Ast und schaute in das Zimmer. Sie schien Jane bewachen zu wollen. Unverwandt starrte sie die Detektivin an.

Jane Collins trat vom Fenster weg. Sie konnte den Blick der Blutaugen nicht ertragen. Schwer atmend ließ sie sich auf dem Sofa nieder, blieb sitzen und hing ihren Gedanken nach.

Und dann wurde die Ruhe des Hauses plötzlich gestört.

Schritte klangen auf.

Tapp - tapp - tapp ...

Sie kamen eine Treppe hoch. Es hörte sich unheimlich an.

Immer lauter wurden die Schritte, näherten sich der Tür und verklangen.

Jane war aufgesprungen. Sie lief zu einem Stuhl, packte ihn an der Lehne und war bereit, jedem Eindringling das Möbelstück über den Kopf zu schmettern.

Aber noch blieb es still.

Dann eine Stimme. Hechelnd, kichernd. »Sie ist hier drin - nicht wahr?«

Eine zweite Stimme antwortete. »Ja ...«

»Warum gehen wir nicht hinein?«

»Es ist abgeschlossen.«

»Als ob uns das daran hindern könnte ...«

Wieder das Hecheln.

Wie hypnotisiert starrte die Detektivin auf die Tür. Sie wartete darauf, daß ein Riegel zurückschnappte und die Tür aufflog.

Das geschah nicht.

Dafür etwas anderes. Eine grüne, gallertartige Flüssigkeit kroch unter der Türritze hervor und breitete sich blitzschnell im Zimmer aus ...

Ich wollte diesen Frank Scott gar nicht erst vorwarnen und rief ihn deshalb auch nicht an. In der Bedford Street selbst fand ich keinen Parkplatz, dafür auf einem in der Nähe liegenden Schulhof, der nachmittags als Abstellfläche für Wagen benutzt werden durfte.

Ich mußte ungefähr zweihundert Yards zu Fuß gehen. Machte nichts. Tat auch mal gut.

Das Post Office war ein grauer Betonbau mit vergitterten Scheiben im Parterre.

Daneben und etwas nach hinten versetzt stand das Haus, in dem Frank Scott lebte. Es war renoviert worden. Altbau-Modernisierung nennt man so etwas.

Irgendein Künstler hatte die Frontseite gelb angestrichen und die Fensterrahmen in einem knalligen Grün. Zur Haustür führte eine Treppe hoch, die wiederum von einem Eisengeänder eingehaumt wurde.

Auf den Stufen prügeln sich zwei Kinder, während ihre Mütter sich gegenseitig ausschimpften. Ich hatte mal einen Slogan gelesen. Farbige Hausfassaden machen Menschen fröhlicher, hieß es in der Werbebroschüre. Hier schien das nicht so zu sein. Gemeinsam rollten die beiden Jungen dann die Stufen hinunter und blieben dicht vor meinen Fußspitzen liegen. Sie prügeln sich weiter.

Ich stieg über die Kämpfer hinweg und drängte mich zwischen die beiden Frauen.

»Sorry«, sagte ich und setzte mein Sonntagslächeln auf.

»Wissen Sie zufällig, ob Mr. Scott zu Hause ist?«

Sie antworteten synchron. Ihren Worten entnahm ich, daß Frank Scott unter dem Dach wohnte.

Ich bedankte mich und betrat durch die offenstehende Haustür den breiten Flur.

Eine Holztreppe führte nach oben. Gemächlich schritt ich die Stufen hoch. Nach der vierten Etage wurde die Treppe schmäler, und schließlich stand ich vor Frank Scotts Tür. Das messingfarbene Namensschild fand ich auf dem Holz. Scott hatte sogar seinen Beruf darauf angegeben: Journalist.

Ich fand eine Klingel und betätigte als höflicher Mensch den Drücker. Der Gong war melodisch und ziemlich laut.

Scott mußte direkt hinter der Tür gelauert haben, denn er öffnete sofort.

Unter schwarzem Haar sah mich fragend ein blasses, etwas spitz wirkendes Gesicht an. Frank Scott war mittelgroß, ziemlich dünn, trug eine Cordhose, ein kariertes Hemd und eine weit fallende Strickjacke.

»Sie wünschen?«

Ich stellte mich erst einmal vor.

Scotts Augen wurden groß. »Polizei?«

»Scotland Yard«, präzisierte ich. »Kann ich Sie einen Moment sprechen, Mr. Scott?«

»Worum handelt es sich denn?«

»Das möchte ich gern in Ihrer Wohnung mit Ihnen bereden.«

»Tja, also ...« Zögernd nur gab Frank Scott die Tür frei. »Wenn Sie meinen ...«

Ich betrat die Wohnung und glaubte, in der Behausung eines verrückten Malers gelandet zu sein. Der Flur war schmal. Rechts zweigten zwei Türen ab. Die Wand an der linken Seite war durch Vorhänge verdeckt. Die Stoffe zeigten wirre, grellbunte Motive. Geradeaus stand die Tür offen. Dahinter lag der Wohnraum. Er war ziemlich groß. Hier hatte der Künstler die Wände direkt bemalt. Fratzen, Ungeheuer, ein Bild von Gevatter Sensenmann, und alles in grellen Farben. Wie man sich hier wohl fühlen konnte, war für mich ein Rätsel.

Sitzgelegenheiten gab es genug. Sie lagen auf dem Boden verstreut herum. Würfelförmige Gebilde aus Schaumstoff. Auch hier waren sämtliche Farben des Spektrums vertreten.

Ich nahm auf einem roten Würfel Platz. Frank Scott setzte sich mir gegenüber.

Schon beim Eintritt war mir ein sehr bekannter Duft aufgefallen. Deshalb fragte ich auch ziemlich direkt. »Rauchen Sie immer Hasch?«

Frank Scott verzog die Mundwinkel. »Wollen Sie mir daraus einen Strick drehen?«

»Nein. Es ist Ihre Gesundheit, die Sie sich ruinieren. Ich bin aus einem anderen Grund hier.«

»Und der wäre?«

»Ich möchte, daß Sie mir etwas über Professor Zarcadi erzählen. Sie haben ihn doch interviewt.«

»Das stimmt.«

»Und ich möchte gern mehr über ihn wissen. Was ist er für ein Mensch? Ich habe gehört, er lebt in einem Landhaus? Womit finanziert er seinen Lebensunterhalt? Nur durch das Geigen-spiel?«

Frank Scott senkte den Blick. »Haben Sie meinen Artikel nicht gelesen?«

Ich log. »Doch, aber ich brauche noch mehr Informationen über den Professor.«

»Und wofür?«

»Darüber darf ich mit Ihnen leider nicht sprechen, Mr. Scott. Allerdings hätte ich auch gern ein Bild von ihm.«

»Zarcadi möchte aber in Ruhe gelassen werden«, sagte Frank Scott. »Er hat genug hinter sich.«

»Was, zum Beispiel?«

»Man hat ihn in seiner Heimat verfolgt. Er hat gedacht, in England hätte er Ruhe und Sicherheit. Wenn ich Ihnen jetzt Informationen gebe, komme ich mir vor wie ein Verräter!«

»Wenn Sie mit Informationen zurückhalten, machen Sie sich strafbar«, hielt ich ihm entgegen. »Sie haben die Pflicht, der Polizei bei ihren Ermittlungen zu helfen.«

»Dabei weiß ich nicht einmal, worum es geht.«

»Um einen Mordfall, Mr. Scott. Mehr darf ich Ihnen wirklich nicht sagen.«

Er lächelte. Es erschien mir irgendwie hintergründig. »Nun ja ...«, meinte er.

Dieser Frank Scott war ein komischer Typ. Ich wurde aus ihm einfach nicht schlau. Aber sein ehemaliger Kollege hatte mir ja berichtet, zu welchen Reaktionen Scott neigte. Zarcadi mußte ihn ungeheuer beeindruckt haben.

»Wann gibt der Meister denn sein nächstes Konzert?«

Scott legte den Kopf in den Nacken und peilte die Hängelampe mit den trüben Schalen an der Decke an. »Heute abend«, erwiderte er überraschend schnell. »Allerdings nur für geladene Gäste.«

»Und sind Sie geladen?«

Scott senkte den Kopf und blickte mich an. »Ja, Mr. Sinclair. Ich gehöre zu den Auserwählten.«

»Wie fein für Sie. Dann zeigen Sie mir mal eine Aufnahme von Ihrem großen Guru.«

»Sie sollten nicht so respektlos von ihm reden, Mr. Sinclair. Er hört so etwas nicht gerne.«

»Entschuldigung.« Ich erhob mich.

Auch Frank Scott stand auf. Er ging auf eine kleine Tür zu, die ebenfalls bemalt war. Deshalb war sie mir auch in der Wand nicht aufgefallen.

Hinter der Tür lag eine Dunkelkammer. An der Wand hingen zwei Lampen. Sie verbreiteten mattes Rotlicht.

Die Dunkelkammer war ziemlich klein. Der Labortisch aus rotem Kunststoff nahm eine Wandhälfte ein.

Ich entdeckte einen Trockner, Schalen, in denen sich mehrere Lösungen befanden, und einen Kran in der Wand, von dem ein Schlauch zu einem Gefäß führte.

Sogar ein Telefon stand auf einem kleinen Wandbrett.

In den Labortisch waren Fächer eingebaut. Frank Scott bückte sich und holte einen Stapel Fotos hervor. Noch in der Dunkelkammer sah er sie durch.

Ich blickte ihm über die Schulter.

Der Journalist hatte bekannte Personen des öffentlichen Lebens aufgenommen. Ich sah die Konterfeis von Schauspielern, Ministern, und auch einen prominenten Gangsterboß aus Soho entdeckte ich.

Zarcadis Foto lag als zweitletztes. »Hier«, sagte Frank Scott und reichte mir das Bild.

Ich nahm es entgegen, beugte mich über den Labortisch und hielt die Aufnahme gegen die Lampe, um sie besser betrachten zu können.

Scott ging einen Schritt zur Seite. Ich achtete nicht weiter auf ihn, und das war mein Fehler.

Auf Scotts Lippen lag ein teuflisches Grinsen, als er unter den Labortisch griff und einen schweren Schraubenschlüssel umfaßte.

Geräuschlos zog er die Hand wieder hervor, hob den Arm und drosch im nächsten Moment blitzschnell zu ...

Jane Collins mußte zurückweichen, wollte sie verhindern, daß die grüne schleimige Flüssigkeit über ihre Füße rann und dann an den Beinen hochstieg.

Es war widerlich anzusehen, wie dieser Schlamm sich ausbreitete und von dem Zimmer Besitz ergriff.

Jane blieb nichts anderes übrig, als auf das Sofa zu springen. Hier war sie vorerst in Sicherheit.

Sie hatte vorhin Stimmen gehört. Aber wer hatte dort vor der Tür gesprochen? Wo waren die Personen, die ...?

Janes Gedanken wurden unterbrochen. Der Schleim, der bisher den Boden bedeckt hatte, geriet in Bewegung. Er zog sich zusammen, und Jane wurde dabei an einen Wasserstrudel erinnert.

Immer schneller begann es zu fließen.

Der grüne Schleim stieg in die Höhe, wurde zu einer Windhose, rotierte und wirbelte um die eigene Achse.

Atemlos sah Jane Collins dem Schauspiel zu. Zwei grün schillernde Windhosen umtanzten den Tisch, wirbelten hin und her und kamen plötzlich zur Ruhe.

Jane fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Vor ihr standen zwei Monster.

Grünhäutige, gallertartige Geschöpfe mit langgezogenen Gesichtern, deren Aussehen sich von Sekunde zu Sekunde änderte.

Die Masse war nicht fest, sie waberte, war ständig in Bewegung, floß, stieg, veränderte ihre Farbe, wurde mal heller, dann wieder dunkler, und doch blieben die Umrisse dieser beiden menschengroßen Monster.

Jane sprang wieder auf den Boden. Sie fühlte, wie ein Angstschauder nach dem anderen über ihren Rücken rann. Keinen Blick konnte sie von den Gesichtern der Monster wenden.

Sie waren ebenso schleimig wie der übrige Körper. Eingedrückte Stellen kennzeichneten die Augen. Nase und Mund verliefen ständig, bildeten immer neue Formen.

Von den herabhängenden Armen tropfte es zu Boden. Die Tropfen blieben jedoch nicht liegen, sondern vereinigten sich sofort wieder mit der Masse des Körpers.

Und die Monster konnten sprechen.

»Wir haben sie erschreckt, die Kleine, nicht wahr?«

»Ja, sehr.«

Jane Collins hielt den Atem an. Diese Stimmen. Es waren die gleichen, die sie auch draußen vor der Tür vernommen hatte.

»Sollen wir ihr mal beweisen, was wir alles können?«

Das von Jane aus gesehen rechte Monster ging vor. Es streckte den Arm aus und griff nach einer Blumenvase. In Sekunden schnelle umfaßte der Schleim die Vase, integrierte das Stück in seinen Körper, löste es auf wie Säure.

Die Vase blieb verschwunden.

Der Detektivin wurde klar, mit welch schrecklichen Horrorwesen sie es hier zu tun hatte. Wer sie berührte, der war rettungslos verloren, den saugten sie kurzerhand auf, ließen ihn eins werden mit ihren gallertartigen Körpern.

Die Monster sahen das Entsetzen auf Jane Collins' Gesicht. Sie hatten ihren Spaß. »Möchtest du auch mal von uns umfaßt werden?« höhnten sie und schoben sich näher.

»Nein!« schrie Jane. »Bleibt weg! Los, verschwindet ...!«

Die Monster lachten. Sie nahmen Jane Collins in die Zange.

Schon streckten sie ihre gierigen Arme aus. Sie erinnerten Jane an lange Tentakel; nur die Saugnäpfe fehlten an den Enden.

Verzweifelt versuchte die Detektivin, diesen gefäßigen Bestien zu entgehen. Sie faßte einen Stuhl und schleuderte ihn auf das ihr am nächsten stehende Monster zu.

Es klatschte, als der Stuhl auf die wabernde Masse traf. Das Monster änderte seine Gestalt, wurde rund und umspannte den

Stuhl wie ein Kokon die Raupe. Danach lösten sich die Teile des Möbelstücks auf. Für einen Augenblick noch sah es Jane im Körper des Monsters braun schimmern, dann war auch dies vorbei.

Die Detektivin hatte schon viel in ihrem abwechslungsreichen Leben erlebt. Aber das hier ging einfach über ihren Verstand. Die Monster wirkten wie aus Hollywoods Gruselküche geschaffen. Sie gehörten ins Reich der Fabel, der Märchen und Sagen, aber nicht in die reale Welt, wo sie Angst und Schrecken verbreiteten. Aber hatte nicht dieser Geigenspieler von einem Horror-Garten gesprochen? War der Mann, der Vögel seinen eigenen Willen aufzwingen konnte, nicht auch in der Lage, die Natur zu verändern? Konnte er die Urängste der Menschen wecken und Alpträume schaffen? War er sogar der Teufel selbst?

Allein bei diesem Gedanken stöhnte die Detektivin auf. Die Angst flutete in ihr hoch wie eine Welle. Sie wußte, wenn die beiden schleimigen Monster sie erreichten und sie umfaßten, dann war es aus. Dann würde sie ebenso aufgelöst werden wie die toten Gegenstände.

Fieberhaft sah sie sich um. Ihre Blicke hetzten förmlich durch den Raum.

Ein Ausweg! Himmel noch mal, wo gab es einen Ausweg? Es gab ihn nicht. Jane Collins war diesen grünen Schreckenswesen hoffnungslos ausgeliefert.

Sie preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Rechts von ihr befand sich das Fenster mit dem Panzerglas. Sie sah durch die Scheibe.

Noch immer hockte die Eule mit den blutroten Augen auf dem Ast des Baumes und starre in das Zimmer.

Die Luft im Raum war noch schlechter geworden. Die Monster verbreiteten einen perfiden Geruch.

Nach verwelktem Laub, nach Erde, nach Verwesung und Tod ...

»Sie ist schön«, wurde Jane angesprochen.

»Ich freue mich schon auf sie«, sagte das andere.

»Wir werden sie uns teilen.« Kichern folgte.

Janes Herzschlag hatte sich vervielfacht. Ungeheuer stark war die Angst geworden.

Der Tod in Form einer schleimigen, tropfenden, unformigen Hand griff nach ihr. Der Arm des Monsters pendelte dicht vor ihrem Gesicht.

Jetzt, jetzt mußte er zugreifen!

Jane Collins schrie auf ...

Nennen Sie es Instinkt, nennen Sie es Reaktion oder einfach nur Glück. Ich weiß es selbst nicht.

Aus den Augenwinkeln sah ich den Schlag heruntersausen. Er war mit ungeheurer Wucht geführt und hätte sicherlich meinen Schädel zertrümmert.

Im buchstäblich letzten Moment schnellte ich nach links.

Noch im Sprung streifte mich der schwere Schraubenschlüssel. Ich hatte das Gefühl, mein rechtes Ohr würde abgerissen, dann dröhnte der Schlüssel auf meine Schulterkante, aber das merkte ich schon gar nicht, denn der erste Schmerz war zu grausam, zu stechend.

Ich fiel zu Boden.

Schwer, ungelenk. Hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Vor meinen Augen tanzten dicke Schleier, mein Schädel schien explodieren zu wollen.

Es war grausam. Ein Kind hätte mir jetzt den Rest geben können.

Über mir hörte ich Frank Scott sprechen. »Hin«, murmelte er, »der ist hin ...«

Er legte den Schraubenschlüssel weg und rieb sich die Hände. Wie tot lag ich auf dem Boden, hielt die Augen halb geschlossen, kämpfte gegen die Schmerzen an und beobachtete dennoch Frank Scott, der mir jetzt den Rücken zuwandte und an das kleine Regal mit dem Telefon ging.

Er hob den Hörer ab und wählte eine Nummer.

Wenn ich mich konzentriere, höre ich am Zurücklaufen der Wähl scheibe, welche Telefonnummer der Teilnehmer wählt. Wie

gesagt, das geht aber nur, wenn ich mich konzentriere und nicht halb tot bin.

So bekam ich nur das Gespräch mit. Doch es war aufschlußreich genug.

Frank Scott nahm an, er hätte mich bewußtlos geschlagen.

Deshalb redete er frei und ungehemmt.

»Sinclair war bei mir«, meldete er.

Er hörte zu und lachte dann.

»Nein, er ist nicht tot. Ich habe ihn bewußtlos geschlagen. Soll ich ihn töten?«

Pause.

Ich war gespannt auf die Antwort. Er würde Schwierigkeiten haben, mich umzubringen, denn es ging mir bereits etwas besser als noch vor wenigen Minuten.

»Also, dann bringe ich ihn nicht um«, sagte Frank Scott. Seine Stimme klang direkt traurig. »Aber was soll ich dann tun?«

Er hörte wieder zu.

»Gut«, erwiderte er nach einer Weile. »Ich bringe diesen Sinclair zu Ihnen, Professor. Wunderbar. Ja, heute abend. Fesseln werde ich ihn auch nicht. Ich glaube kaum, daß es Schwierigkeiten gibt. So gefährlich ist der gar nicht.«

Ich hörte nicht mehr hin, sondern konzentrierte mich auf einen Überraschungsangriff. Dieser Typ würde sich wundern.

Behutsam tastete ich nach meinem rechten Ohr. Ich fühlte Blut, aber es war noch alles dran. Auch der rechte Arm ließ sich bewegen. Zwar schmerzte die Schulter noch, und das war für mich ein Handikap, aber ich war sicher, daß ich einen Kampf überstehen würde.

»Bis heute abend dann«, sagte Scott und legte den Hörer auf.

Ich hatte meine Beine schon angezogen.

In der Dunkelkammer war es nicht nur eng, sondern die Beleuchtung taugte auch nicht gerade viel. Die Überraschung mußte also gelingen.

Frank Scott drehte sich um.

Da schnellten meine Beine vor.

Scott mußte den Tritt voll nehmen. Die Sohlen bohrten sich in

seine Magengrube. Er wurde zurückgeschleudert und krachte gegen die Wand.

Ein erstickter Schrei drang über seine Lippen.

Ich kam auf die Beine. Mühsam, viel zu langsam, hatte mir offenbar etwas zuviel zugemutet.

Scott war schneller wieder fit. Und er handelte sogar noch überlegt. Wieder umklammerte seine rechte Hand den verdamten Schraubenschlüssel. Er warf sich vor und schlug noch im Sprung.

Ich riß die linke Hand hoch. Die Kante kollidierte mit Scotts Gelenk. Der Schraubenschlüssel wurde ihm aus den Fingern gewirbelt und klornte zu Boden.

Sofort setzte ich nach. Meine linke Faust traf sein deckungloses Gesicht.

Der Schlag schüttelte ihn durch. Frank Scott stöhnte dumpf und brach in die Knie.

Mit den Händen versuchte er, meine Beine zu umklammem. Trotz dieses Treffers war er nicht geschlagen, versuchte sich gegen mich aufzulehnen.

Ich trat die Hände zur Seite. Noch immer spürte ich die Schmerzen, wollte ihn in einem ersten wilden Impuls mit einem Tritt ins Reich der Träume schicken, doch ich beherrschte mich im letzten Augenblick. Wenn ich so reagierte, stellte ich mich letzten Endes mit denen auf eine Stufe, die ich bekämpfte.

Dafür bückte ich mich, packte sein rechtes Handgelenk und riß ihn herum.

Das Weitere ging blitzschnell. Handschellen hingen immer hinten an meinem Gürtel. Mit einer routinierten, hundertmal geübten Bewegung klickte ich die stählerne Acht um seine Gelenke. Frank Scott war überwältigt.

Sekundenlang lehnte ich mich gegen die Wand. Der Kampf hatte mich doch ziemlich mitgenommen. Mein rechter Arm hing immer noch am Körper, als würde er mir gar nicht gehören.

Frank Scott begann zu toben. Er schrie, brüllte und schleuderte mir Flüche entgegen.

Ich ließ ihn.

Scott hörte von allein auf. Er hockte jetzt auf dem Boden, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und peilte mich schräg von unten an.

»Stehen Sie auf!« befahl ich. »Los, machen Sie schon!«

Er quälte sich auf die Beine. Seine Arme waren auf dem Rücken gefesselt. Ich faßte ihn an der Schulter und drückte ihn, durch die schmale Dunkelkammertür hinein in den Wohnraum. Das Bild des Professors nahm ich mit.

Ich blickte das Foto an. Es zeigte das Gesicht eines etwa fünfzigjährigen Mannes. Die rechte Gesichtshälfte lag im Schatten, die linke stach klar und deutlich hervor.

Zarcadi mußte ziemlich knochig sein. Die gebogene Nase sprang hervor wie ein Erker, die schmalen Lippen waren fest aufeinandergepreßt und erinnerten an die Schneide eines Messers. Das Kinn lief unten spitz zusammen und zeigte in der Mitte eine scharfe Kerbe. Von den Augen konnte ich nicht viel erkennen. Auch das auf der helleren Gesichtshälfte war überschattet. Soviel ich sehen konnte, trug der Professor die Haare glatt nach hinten gekämmt. Der Halsansatz war faltig, wirkte wie eingekerbt.

Ich verstaute das Bild in meiner Innentasche.

Frank Scott sah mich an, als wollte er mich jeden Moment auffressen. Ich hatte seinen schönen Plan durchkreuzt. Pech für ihn. Ich griff nach den Zigaretten.

»Auch eine?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

Ich hob die Schultern und gönnte mir selbst ein Stäbchen. Dann begann ich zu sprechen. »Was Sie eben gegen mich unternommen haben, war ein reiner Mordversuch. Ich hoffe, das wissen Sie. Und wissen Sie auch, was auf Mordversuch steht?«

Scotts Gesicht verzerrte sich. Ich sah den Haß in seinen Augen flimmern. »Ich würde es immer wieder tun!« schrie er. »Immer wieder!«

»Die Chance ist vorbei«, entgegnete ich kalt. »Ich an Ihrer Stelle würde mir aber überlegen, ob Sie mir nicht vielleicht helfen. Ich könnte dann so einiges vergessen.«

Er riß den Mund auf und kicherte fast lautlos. »Vergessen? Was wollen Sie denn vergessen? Ein Toter braucht nichts mehr zu vergessen. Und Sie sind schon tot.«

»Sie wollten mich zu Ihrem Professor schleppen«, sagte ich.

Er schwieg.

»Den Gefallen kann ich Ihnen gerne tun«, redete ich weiter.

»Wir fahren zusammen. Nur gelten dabei meine Spielregeln«

Scott blickte mich an wie einen Geisteskranken.

»Wir fahren mit meinem Wagen«, fuhr ich fort. »Sie zeigen mir den Weg, und alles andere wird sich ergeben. Ich bin sicher, daß wir bei Ihrem Professor einige interessante Leute finden. Zum Beispiel Jane Collins.«

Ich erwähnte bewußt den Namen der Detektivin, doch Frank Scott reagierte nicht. Er fragte nicht einmal, wer diese Jane Collins war. Wahrscheinlich hatte er wirklich noch nichts von ihr gehört.

Wenn wir am Abend das Ziel erreicht haben wollten, dann mußten wir jetzt losfahren. Aber ohne Begleitung wollte ich auch nicht weg.

Bevor ich mich mit Frank Scott auf den Weg machte, mußte ich noch Suko Bescheid sagen. Er sollte mir das geben, was man Rückendeckung nennt ...

Mit einem Krach flog die Tür auf, prallte bis zur Wand, tickte wieder zurück und wurde von einem Fuß gestoppt.

»Halt!«

Der Befehl gellte durch den Raum.

Der schleimige Arm über Jane Collins erstarrte, wurde zurückgezogen, und dann drehten sich die beiden Monster um.

Mit wütenden Schritten trat der Eindringling näher. Die Monster wichen zur Seite. Jane sah deutlich, daß sie Angst hatten.

Sie kannten den Mann, der ins Zimmer gestürmt war. Es war der geheimnisvolle Geigenspieler, der ihr und Mark Ranger im Park aufgelauert hatte.

Die Detektivin spürte, wie ihre Knie weich wurden. Aber nicht vor Angst, sondern vor Erleichterung. Sie hatte wirklich mit ihrem Leben abgeschlossen.

Die beiden schleimigen Monster duckten sich zusammen.

Dabei nahmen sie von einer Sekunde zur anderen verschiedene Gestalten an. Wirkten einmal wie eine Kugel, dann wieder lang gezogen oder bildeten die Form einer Ellipse.

Der Geiger scheuchte die Monster aus dem Zimmer. Mit einem entschuldigendem Lächeln wandte er sich Jane Collins zu. »Es tut mir leid, daß meine Freunde Ihnen einen Schrecken eingejagt haben«, sagte er, »aber man darf sie eben nicht aus der Kontrolle lassen.«

Jane glaubte dem Mann kein einziges Wort. Er schien sehr wohl gewußt zu haben, was seine beiden Lieblinge taten. Wahrscheinlich wollte er Jane nur schocken.

Die Privatdetektivin riß sich zusammen. Sie wollte ihre Angst nicht zeigen, sondern fragte: »Wer sind Sie?«

Der Mann verdrehte die Augen. »Entschuldigen Sie vielmals, daß ich mich noch nicht vorgestellt habe. Eine Panne, die unter zivilisierten Menschen nicht passieren darf. Mein Name ist Zarcadi. Professor Zarcadi. Musikliebhabern bin ich ein Begriff. Mein Geigenspiel ist in internationalen Kreisen anerkannt. Es gibt Leute, die bezeichnen mich bereits als zweiten Paganini, falls Ihnen der Name etwas sagt, Miss Collins.«

»Ja. Der Teufelsgeiger. Angeblich soll er sogar mit dem Satan im Bunde gestanden haben.«

Zarcadi begann zu lachen. »Nicht nur angeblich. Er hat seine Seele dem Satan verschrieben.«

»Wie Sie, nehme ich an.«

Zarcadi lächelte. Er hielt den Kopf etwas gesenkt und blickte Jane lauernd an.

Der Professor trug dunkle Kleidung. Eine schwarze, drei viertellange Jacke, eine enge Hose in der gleichen Farbe und dunkle Schuhe.

Die Jacke hatte einen Stehkragen, der bis zum Hals geschlossen war.

Sein Haar war ebenfalls dunkel und glatt nach hinten gekämmt. Die hochstehenden Wangenknochen ließen den slawischen Typ erkennen, das Kinn war spitz, die Nase schmal und gebogen.

Besonders die Hände interessierten Jane. Sie waren sehr schmal, jedoch mit langen, kräftigen Fingern versehen, auf deren Oberseiten dunkle Härchen wuchsen.

»Zufrieden mit der Musterung?« erkundigte sich der Professor.

»Nein.«

»Was fehlt Ihnen?«

»Ich überlege, wie ich es Ihnen begreiflich machen kann, daß auf Menschenraub eine sehr hohe Strafe steht, und daß sich Kidnapping nicht lohnt.«

Zarcadi lachte. Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Kommen Sie mir doch nicht damit, Miss Collins. Ich habe vor Ihren Gesetzen keine Angst. Ich brauche davor keine Angst zu haben, sagen wir es mal so. Und ob ich Sie entführe oder hundert andere, das spielt für mich keine Rolle. Wissen Sie, irgendwann verliert sich die Größenordnung, dann zählt nur noch der Erfolg.«

»Und wie soll der bei Ihnen aussehen?« fragte Jane.

»Der Erfolg heißt John Sinclair. Das liegt doch auf der Hand. Sie sind für uns nicht wichtig. Nur als Lockmittel. Sie können uns keine Schwierigkeiten bereiten. Aber Ihr Freund, der kann es, und er hat es schon oft genug bewiesen. Wir wissen auch, was er von Ihnen hält, Miss Collins. Wenn wir Sie entführen, dann haben wir ihn an seiner schwächsten Stelle getroffen. Er wird alles tun, um Sie wieder herauszupauken.«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen.«

»Nein, Miss Collins. Ihre Entführung ist ja nur ein winziges Rädchen im dämonischen Getriebe. Tatsächlich geht es um ganz andere Dimensionen. Sie hätten Orlington, den nächsten Ort, sehen sollen, dann wäre Ihnen einiges klar geworden.«

»Orlington? Wo liegt das?«

Zarcadi lächelte. »Ich will es Ihnen sagen. Es spielt doch keine Rolle mehr. Bald werden Sie eine von uns sein und als Blüte in

meinem Garten stehen. Orlington liegt in der Grafschaft Suffolk, in den östlichen Ausläufern der East Anglian Heights, also ziemlich weit von London entfernt. Wir sind hier ganz unter uns. Ich habe hier zu bestimmen.« Zarcadi strich sich über die Stirn. »Und schminken Sie sich den Gedanken an die Polizei ab, Miss Collins. Es gibt hier keine Polizei. Und wenn, dann hält sie zu mir. Sie sehen also, Sie sind unter Freunden.«

»Die ich mir verdammt nicht ausgesucht habe.«

»Tja, manchmal geht das Schicksal eben seltsame Wege.« Die Stimme des Geigers troff vor Zynismus.

»Und Sie sind der Meinung, daß John Sinclair freiwillig in die Höhle des Löwen spaziert?«

Zarcadi hob die Schultern. »Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig. Sinclair ist intelligent, er wird bald herausfinden, wohin die Spuren führen. Er läuft uns also freiwillig ins Netz. Und hier ist alles vorbereitet.«

Jane atmete tief ein. Dieser Mensch vor ihr sprach mit solch einer Sicherheit, daß es ihr schauderte. Er wußte genau, was er wollte, und er hatte John Sinclair richtig eingeschätzt. Der Geisterjäger würde keine Minute ruhen, bis er ihr - Janes - Versteck herausgefunden hatte.

Und dann lief er in die Falle.

Aber Jane gab nicht auf, auch wenn sie sich erst einmal in das unvermeidbare Schicksal fügte. Sie würde auf alle Fälle versuchen, die Flucht zu ergreifen, um John zu warnen. Sie wollte keine Blume in Zarcadis Horror-Garten werden.

»Was haben Sie mit mir vor?« fragte sie.

»Sie werden erst einmal mein Gast sein, Miss Collins. Ich zeige Ihnen meinen Garten, mein Haus, und sollten Sie an Flucht denken, so schlagen Sie sich den Gedanken gleich aus dem Kopf. Es gibt für Sie keine Chance, von hier zu fliehen. Merken Sie sich das. Ich habe die besten Wächter, die es gibt.«

»Die beiden schleimigen Monster und die Eulen mit den blutigen Augen?«

Zarcadi lächelte wissend. »Nicht nur die. Aber folgen Sie mir, wir wollen uns die Zeit ein wenig vertreiben.«

Jane Collins ließ sich von der äußereren Fassade nicht täuschen. Die glatte Höflichkeit war nur gespielt. Dieser Mann würde keine Skrupel haben, sie zu töten. Dabei stellte sich die Frage, ob sie überhaupt einen Menschen vor sich hatte. Oder war er vielleicht ein Dämon?

»Eine Frage hätte ich noch«, sagte die Detektivin.

»Bitte sehr.«

»Warum haben Sie John Sinclair nicht direkt entführt? Warum sind Sie diesen Umweg über mich gegangen?«

»Da muß ich Ihnen eine Niederlage eingestehen, Miss Collins. Wir haben versucht, den Geisterjäger zu kidnappen. Leider ist es uns mißlungen. Ich selbst habe in der Tiefgarage auf ihn gelauert. Ich habe ihm auch meine Bluteule geschickt. Es hat nichts genutzt. Es ist zweimal schiefgegangen. Einmal war der Zufall gegen mich. Ein Hausbewohner ist aufgetaucht und hat ihn, ohne es zu wissen, gerettet. Aber das wird sich alles ändern.« Professor Zarcadi war schon vorangegangen. An der Tür blieb er stehen. »Bitte, Miss Collins, kommen Sie. Der Rundgang wird für Sie sicherlich sehr interessant sein.«

Ich lieferte Frank Scott vorübergehend im Untersuchungsgefängnis des Yards ab. Er hatte sich auf der Fahrt ruhig benommen. Nur hin und wieder lachte er auf oder murmelte Worte, die ich nicht verstand. Komplimente waren es bestimmt nicht. Inzwischen hatten sich unsere Spezialisten auch mit Jane Collins' Wagen beschäftigt. Der Käfer war auf den Kopf gestellt worden. Ohne Ergebnis. Man hatte keine Spuren gefunden, keine Fingerprints, die vielleicht einen Hinweis ergeben hätten - nichts.

Die Untersuchungsergebnisse lagen auf meinem Schreibtisch. Ich nahm die Akte mit zu meinem Chef, Superintendent Powell. Er sah meinem Gesicht an, daß ich eine neue Spur gefunden hatte, und sagte nur: »Erzählen Sie.«

Ich berichtete ihm von Frank Scott und was er mir über den Teufelsgeiger erzählt hatte.

Powell zeigte sich besorgt. »Wollen Sie wirklich allein dieses Landhaus aufsuchen?«

»Nein, nicht allein. Suko wird mir Rückendeckung geben.«

Powell winkte ab. »Ich denke da eher an eine große Polizeiaktion.«

»Ein großes Polizeiaufgebot wäre viel zu auffällig. Wir würden nichts finden, Sir.«

Powell schlug mit der Hand auf den Schreibtisch, daß sein Glas mit Mineralwasser tanzte. »Aber darauf warten diese Halunken doch nur, daß Sie allein erscheinen.«

»Sicher«, gab ich zu. »Aber ich weiß auch, was mich erwartet. Und das ist das Gute. Eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe Gefahr, so sagt man doch - oder?«

Powell wiegte den Kopf. »Mir gefällt das alles nicht. Ich weiß nicht so recht. Dieser Geiger ist verdammt mächtig. Der wird Ihnen zu schaffen machen, John.«

Ich lächelte. »Sie sollten nicht so pessimistisch sein, Sir. Ich werde Sie auf jeden Fall telefonisch auf dem laufenden halten, abgemacht?«

»Meinen Segen haben Sie.« Powell reichte mir die Hand. »Und viel Glück, mein Junge. Ich glaube, diesmal geht es wirklich um alles.«

Selten hatte ich meinen Chef so besorgt gesehen. Mir rann regelrecht eine Gänsehaut über den Rücken. Ich bin wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen, doch diesmal brachte ich nur ein paar gestammelte Abschiedsworte hervor.

In meinem Büro wartete schon Suko. Ich hatte ihn angerufen, und er ließ sich von Glenda Perkins mit Tee versorgen. Glenda hatte ihr Unbehagen gegenüber Suko noch nicht überwunden. Immer wieder betrachtete sie ihn mit scheuen Seitenblicken. Ich muß zugeben, wer Suko nicht kannte, der hielt ihn für einen Kinderschreck. Suko konnte Bäume ausreißen, und nicht selten bekämpfte er Dämonen mit bloßen Fäusten. Dann flogen die Fetzen, und es blieb kein Auge trocken.

Gerade in dem neuen Fall wollte ich auf Sukos Hilfe keinesfalls verzichten. Suko sollte mir praktisch als zweiter Mann folgen.

Und zwar auf seiner Harley Davidson. Da Suko etwas gegen Autos hatte und doch beweglich sein mußte, hatte er diese Maschine erhalten. In diesem Fall wollte er sie zum ersten Mal einsetzen.

Suko trug schon seine Motorradkluft. Schwarzgrünes dickes Lederzeug. Dazu Stiefel und einen Helm mit eingefaßtem Visier. Den Helm hatte er allerdings auf den Knien liegen, als ich das Zimmer betrat.

»Da sind Sie ja«, sagte Glenda.

»Wieso? Hat mein Freund Sie gelangweilt?« Ich grinste.

Glenda zog die Luft durch die Nase ein und rauschte an mir vorbei.

»Die mag mich nicht«, meinte Suko.

Ich deutete auf die Tasse. »Dann darfst du auch nicht von ihrem Tee trinken.«

»Das ist was anderes. Den hat sie mir ja nur gebracht, damit ich zufrieden bin.« Suko nahm einen Schluck. »Ist aber prima.«

»Sag ich doch.« Ich setzte mich und gönnte mir eine Zigarette. Mein Blick schweifte durch das Fenster. Am Himmel segelten graue Wolken. Sie lagen in mehreren Schichten übereinander und hingen ziemlich tief. Es sah nach Regen aus. Schnee würde es nicht geben, dazu war es zu warm.

Suko hatte schon eine Karte auf meinem Schreibtisch ausgebreitet und den Weg eingezeichnet. Die Kugelschreiberlinie verlief von London aus gesehen in Richtung Nordosten.

»Dieses komische Landhaus konnte ich nicht finden. Ich meine den Ort, der in der Nähe liegt.«

Ich blickte Suko an. »Orlington heißt der?«

»Ja.«

»Macht nichts«, sagte ich. »Scott werden wir ja mitnehmen.

Und der war nicht zum erstenmal da.«

»Und was soll ich tun?«

Ich tippte Suko gegen die breite Brust. »Du kannst Pfadfinder spielen. Wie ich dein Gespür kenne, findest du das Landhaus mit hundertprozentiger Sicherheit.«

»Noch was, und ich muß lachen«, meinte Suko.

»Hast du eigentlich Bill Conolly informiert?«

Suko wehrte ab. »Um Himmels willen - nein. Da wäre mir doch seine Frau an den Hals gesprungen. Sheila hat die Nase noch vom letztenmal voll. Außerdem will ich einer werdenden Mutter nicht den Mann wegnehmen.«

Bill und Sheila Conolly waren meine ältesten Freunde. Vor seiner Heirat hatte ich mit Bill die tollsten Sachen gedreht, kein Girl war vor uns sicher gewesen. Aber wir wurden älter, ich erhielt meinen Spezialjob, und Bill Conolly, der Reporter, begleitete mich oft. Er hatte auch manchen Dämon zur Hölle geschickt. Und bei einem dieser Fälle lernte er Sheila, seine jetzige Frau, kennen. Da hatte es Bill erwischt. Hals über Kopf verknallte er sich in das gutaussehende Girl. Es kam, wie es kommen mußte. Heirat. Bill gab seinen Job auf, da Sheila ein Millionenvermögen mit in die Ehe gebracht hatte. Jetzt arbeitete er als freier Mitarbeiter für die größten Illustrierten der Welt. Wenn er einen Bericht verfaßte, dann riß man ihm den förmlich aus der Hand. Ich verstand mich mit Sheila sehr gut. Nur wenn Bill mal mit auf Dämonenjagd ging, dann gab es Ärger. Sheila hatte Angst um ihren Mann. Verständlich. Aber manchmal packte es Bill. Da wurde er wieder in den Strudel dämonischer Ereignisse mit hineingezogen.

Meine Gedanken konzentrierten sich wieder auf die Gegenwart. Suko faltete die Karte zusammen.

»Ich werde eine andere Strecke nehmen«, erklärte er. »Irgend jemand wird mir den Weg zu diesem komischen Landhaus schon zeigen.«

Suko war wie immer zuversichtlich. Überhaupt hatte ich ihn noch nie bei schlechter Laune erlebt, und es war schon manches Mal verdammt hart hergegangen.

Wir verabschiedeten uns voneinander mit einem kräftigen Händedruck. Niemand von uns beiden ahnte zu diesem Zeitpunkt, daß es ein langer Abschied werden sollte.

Ich fuhr hinunter in den Zellentrakt. Frank Scott sah mir stumm entgegen. Nur um seine Lippen spielte ein böses Lächeln.

»Komischer Kauz, den Sie mir da in die Zelle gesetzt haben«, sagte der zuständige Kollege. »Der Kerl quasselt ununterbrochen vom Teufel und was weiß ich nicht alles.«

Ich nickte. »Ja, es gibt schon seltsame Spezies.« Ich ging nicht näher auf den Gefangenen ein, sondern holte ihn aus der Zelle. »Wollen Sie mir Handschellen anlegen?« fragte Frank Scott bissig.

Von der Seite her blickte ich ihn an. »Ich werde es zuerst ohne versuchen. Sollten Sie irgendwelche Schwierigkeiten machen, gibt es Ärger.«

Er kicherte. »Keine Angst, Bulle, ich enttäusche Sie schon nicht. Was auf Sie wartet, ist schlimm genug.«

Ich gab keine Antwort, sondern drückte ihn in den Fahrstuhl.

Professor Zarcadi führte Jane Collins eine gewundene Treppe hinunter. Von den beiden Monstern war nichts mehr zu sehen. Fast machte dieses Landhaus einen normalen Eindruck. Aber nur fast.

Seltsam und bedrückend war die Stille, die sich wie eine Last auf Jane Collins legte. Sie spürte, daß hier das Böse lauerte, daß es unsichtbar in zahlreichen Ecken und Winkeln hockte und das Landhaus wie eine schaurige Aura umgab.

Der Professor blieb immer einen Schritt hinter ihr. Lautlos stieg er die Stufen hinunter. Seine linke Hand lag dabei auf dem gedrechselten glatten Geländer, der rechte Arm hing am Körper herab.

Die Treppe mündete in eine große Halle. In den hohen Fenstern saßen kleine, viereckige Bleiglasscheiben. Sie filterten einen großen Teil des Lichts. Die breite Eingangstür bestand aus dunklem Holz. Von der Halle führten mehrere Türen ab. Sie waren alle geschlossen.

Große, farbenfreudige Bilder verzieren die Wände. Die Gemälde zeigten durchweg Szenen aus dem Kriegsgeschehen, grausame Schlachten. Tod und Vernichtung. Das Böse behielt auf den Bildern immer die Oberhand, der Teufel triumphierte.

Kalt präsentierte sich der Marmorboden der Halle. Die gelblichweiße Farbe stand in scharfem Kontrast zu den dunklen Möbeln. Die Stühle, die einen offenen Kamin flankierten, bestanden aus Mahagoniholz.

Der Leuchter an der hohen Hallendecke war mit zahlreichen Kerzen gespickt. Von den verzweigten Armen hingen unzählige kleine Glasplättchen. Sie klimbten bei jedem Windzug gegen- einander.

»Gefällt es Ihnen, Miss Collins?« erkundigte sich der Professor. Er hatte sich vor die Detektivin gestellt und hielt seine Hände auf dem Rücken verschränkt. Seine Stimme klang laut, obwohl er im normalen Tonfall gesprochen hatte. Die Halle war schlecht isoliert. Es fehlten die Vorhänge, die die Geräusche dämpften.

Jane schüttelte den Kopf. »Was erwarten Sie eigentlich für eine Antwort von mir, Mr. Zarcadi? Wie kann es mir in einem Gefängnis gefallen?«

Zarcadi lächelte dünn. »Sie sollten das alles nicht so eng sehen, Miss Collins. Für ein Gefängnis halte ich mein Haus nun wirklich nicht.«

»Für was denn dann?«

»Sagen wir - für eine Art Übergangsstation. Aber kommen Sie, ich werde Ihnen mein Prunkstück, den Garten, zeigen. Vielleicht gefällt Ihnen der besser.« Er legte Jane seine Hand auf die Schulter. Die Detektivin schüttelte sich.

Zarcadi merkte es. »Sie sind zu sensibel, Miss Collins. Von einer Privatdetektivin hätte ich das nicht gedacht.«

»Man kann sich täuschen.«

Während des Dialogs hatten sie die Tür erreicht. Zarcadi holte einen Schlüssel hervor und schloß auf. »Bitte sehr, Miss Collins.« Jane trat ins Freie. Eine breite Treppe führte in den verwilder- ten Garten. Die Steinstufen zeigten schon Risse. Ebenso wie das Geländer, dessen Handlauf von Säulen gestützt wurde.

Jane Collins fiel sofort die Luft auf, die über dem Garten lag. Sie war seltsam drückend und feucht, erschwerte das Atmen. Professor Zarcadi war hinter der Detektivin stehengeblieben. Er pfiff einmal durch die Zähne.

Von einem nahen Baum löste sich ein großer Vogel. Er breitete die Schwingen aus und segelte näher.

Blutrote Augen leuchteten über dem spitzen Schnabel. Unwillkürlich zog die Detektivin den Kopf ein, als die Eule auf sie zuflög.

Doch das Tier wischte über sie hinweg und nahm auf der rechten Schulter des Professors Platz.

»Mein Wächter«, erklärte Zarcadi. »Nur für den Fall, daß Sie Dummheiten vorhaben.«

Er ging die Treppe hinunter. Hoch aufgerichtet wie ein König. Es gab keine gepflegten Wege in diesem verwilderten Garten. Nur einen Trampelpfad, der bis zum Haus führte. Die Bäume standen dicht an dicht. Viele von ihnen trugen schon ein Blattwerk, obwohl der Vorfrühling erst seine zaghafte Versuche unternahm, die winterlich erstarrte Natur wieder zum Leben zu erwecken.

Die Belaubung der Bäume gehörte auch zu den Rätseln, die Jane Collins nicht verstand.

Sehr dicht präsentierte sich das Unterholz. Es wucherte zwischen den Baumstämmen, machte aus dem Garten einen regelrechten Dschungel mit ineinander verfilzten Büschen und Sträuchern, zwischen denen wildes Gras und Farnkraut wie ein Teppich wuchs.

Das Treibhaus, das Jane Collins vom Fenster aus gesehen hatte, konnte sie aus dieser Perspektive nicht erkennen. Baumsäume und dichtes Unterholz verwehrten die Sicht.

Die Bluteule hockte unbeweglich auf Zarcadis Schulter. Sie hatte den Kopf gedreht, so daß sie Jane Collins immer beobachten konnte.

Die Detektivin fühlte sich in der Umgebung äußerst unwohl. Obwohl sie sich in einem großen Garten befanden und Zarcadi seinen dämonischen Willen auch den Tieren aufzwingen konnte, vernahm Jane keine Vogelstimmen und auch keine anderen Tierlaute.

Nahezu still präsentierte sich der >Dschungel<.

Sie tauchten in den Wald ein. Zweige schienen nach Jane

greifen zu wollen. Disteln hakten sich im Stoff des Kleides fest. Der Himmel war kaum zu sehen. Sattgrüne Baumkronen verwehrten den Blick.

Farn und Gras raschelten, als Zarcadi mit seiner Gefangenen durch den Wald schritt. Er schlug den Weg nach links ein, stampfte durch das Unterholz wie ein Führer durch den Urwald: Und wieder dachte Jane Collins an Flucht. Vor sich sah sie Zarcadis Rücken und seinen Nacken. Ungeschützt bot er sich ihren Blicken.

Jane Collins beherrschte Kampftechniken. Karate, Judo. Karate bedeutete auch Handkantenschläge. Plaziert angesetzt, schickten sie einen Menschen ins Reich der Träume.

Augenblicklich setzte die Detektivin ihre Idee in die Tat um.

Wie eine Sprungfeder schnellte sie nach vorn, ließ die gekrümmte Hand durch die Luft pfeifen und traf.

Professor Zarcadi fiel nach vorn, sackte mit einem Ächzlaут auf den Lippen zusammen und blieb liegen.

Wild flatternd erhob sich die Eule von seiner Schulter. Auch sie war von Janes Aktion überrascht worden.

Die Detektivin rannte nach rechts. Sie versuchte, wieder auf die Höhe des Hauses zu gelangen, um dann in entgegengesetzter Richtung weiterzulaufen. Sie nahm an, daß sie irgendwann auf ein Tor treffen würde, das aus diesem verdamten Garten hinausführte.

Hinter sich vernahm sie ein heiseres Krächzen. Das mußte die Eule ausgestoßen haben, die sicher die Verfolgung aufnehmen würde.

Geduckt rannte Jane weiter. Der Boden war uneben. Knorrige, glatte Wurzeln ragten wie Höcker daraus hervor. Jane mußte springen wie ein Hase, tauchte unter tief hängenden Zweigen hinweg, huschte an verwachsenen, gespenstisch aussehenden Baumstämmen vorbei und änderte die Richtung, als sie glaubte, ungefähr auf Höhe des Hauses zu sein.

Nach ein paar Schritten blieb sie stehen. Verwirrt sah sie sich um. Alles sah gleich aus. Nichts war da, wonach sie sich hätte orientieren können. Der Wald - eben noch ruhig - war jetzt zu

einem gespenstischen Leben erwacht. Überall im Gebüsch raschelte und bewegte sich etwas. Doch Jane sah nichts, so sehr sie sich auch anstrengte.

Wieder das Krächzen.

Sogar ganz in ihrer Nähe.

Die Bluteule war da!

Gehetzt blickte sich Jane Collins um. Da stockte ihr der Atem. Sie sah nicht nur eine Bluteule, sondern gleich zwei. Rechts und links von ihr hockten sie auf armdicken Baumästen, starrten sie mit ihren glühenden Augen unverwandt an.

Aber Jane gab nicht auf. Sie warf sich herum, rannte weiter.

Die Eulen flatterten von ihren Ästen, schlugen heftig mit ihren Flügeln, kürzten den Weg ab, um Jane in die Zange zu nehmen. Plötzlich befanden sie sich vor der Detektivin schnitten ihr den Weg ab.

»Nein, verdammt! « zischte Jane. »So einfach bekommt ihr mich nicht! « Sie blieb stehen. Ihr Atem flog. Dicht vor ihr sah sie einen Ast auf dem Boden liegen. Rasch hob sie ihn auf und behielt ihn schlagbereit in der Hand.

Dann lief sie weiter.

Pfeilschnell schoß die linke Eule auf sie zu. Sie hatte ihr Maul aufgerissen. Jane sah die Reißzähne, mit denen die Eule normalerweise Mäuse schlug.

Aus vollem Lauf drosch die Detektivin zu. Der schwere Ast krachte gegen den Körper der Eule, warf sie aus der Flugrichtung.

Das Tier fiel zu Boden, landete in einem Gebüsch, schlug mit den Flügeln und stieß Geräusche aus, die an das Weinen eines kleinen Kindes erinnerten.

Da griff die zweite Eule an.

Sie kam von hinten.

Jane hörte im letzten Augenblick das Schlagen der Flügel und warf sich zu Boden.

Etwas Beißendes fuhr über ihren Rücken.

Die Eule hatte ihre Krallenfüße ausgestreckt, Janes Bluse aufgerissen und zwei Striemen in die Haut geritzt.

Die Detektivin verbiß sich den Schmerz. Sie durfte jetzt nicht aufgeben, mußte den Kampf gegen die beiden Bluteulen gewinnen. Koste es, was es wolle.

Jane sprang auf die Füße, packte den Ast mit beiden Händen, und ehe die Eule zu einem erneuten Angriff ansetzen konnte, schlug Jane zu.

Sie traf das breite Vogelgesicht, zertrümmerte es, und die Eule blieb zuckend am Boden liegen.

Erleichtert schluchzte Jane Collins auf. Doch sie gönnte sich keine Pause, wirbelte sofort herum, um der zweiten Eule den Garaus zu machen.

Die Bluteule hatte sich aus dem Gebüsch befreit, flatterte in einer Höhe, die für Jane Collins günstig war. Mit einem Schlag konnte sie alles beenden.

Sie hob den Ast, lief noch zwei Schritte vor - und ...

Mit einem Schrei ließ Jane Collins ihre >Waffe< fallen. Sie sprang zur Seite, ihr Gesicht verzerrte sich vor Ekel. Jane starzte auf den Ast, der sich verwandelt hatte.

In eine grün schillernde Schlange!

Sie ringelte vor Jane auf dem Boden, huschte dicht an ihren Fußspitzen vorbei und versuchte, sich an ihren Beinen hochzuschlängeln.

Angewidert sprang die Detektivin zurück. Sie prallte mit den Hacken gegen einen aus dem Boden ragenden Ast, stolperte, verlor das Gleichgewicht ...

Zwei Hände packten zu wie Stahlklammern, hielten eisern fest und drückten das Fleisch an den Oberarmen zusammen.

Dicht neben Janes rechtem Ohr raunte eine Stimme: »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Flucht keinen Sinn hat. Und mit lächerlichen Karateschlägen können Sie mich auch nicht besiegen.« Sekundenlang schloß Jane Collins die Augen. Aus. Ihre Flucht, ihr Kampf, es war alles umsonst gewesen. Sie hatte verloren.

Professor Zarcadi war der Stärkere. Jane spürte, daß ihre Knie weich wurden. Doch nur einen Moment lang, dann hatte sie sich wieder gefangen.

»Ich hoffe, Sie sind nun endlich vernünftig, Miss Collins. Noch

einmal lasse ich mir das nicht bieten. Dann werde ich Sie töten. Endgültig.«

Zarcadi ließ sie los. Er ging auf die erschlagene Eule zu, hob sie auf und warf sie Jane vor die Füße.

»Es war nicht gut von Ihnen, dieses Tier zu töten. Sie haben sich den Zorn ihrer Brüder zugezogen. Diese Tat verlangt nach Blut - nach Ihrem Blut. Sobald die Eulen Sie allein antreffen, greifen sie an. Also bleiben Sie immer in meiner Nähe. Zu Ihrer eigenen Sicherheit.« Zarcadi wandte den Kopf und blickte Jane unverwandt in die Augen. »Sie haben mitbekommen, wie sich der Ast in eine Schlange verwandelt hat. Das war nur eines der Geheimnisse dieses Waldes. Es gibt noch andere. Weit schlimmere. Und jetzt folgen Sie mir. Ich will Ihnen etwas zeigen.« Als Jane Collins nicht reagierte, faßte Zarcadi sie grob an der Schulter. Er ließ sie auch den weiteren Weg über nicht los, streifte mit ihr quer durch den Wald.

Jane stolperte willenlos mit. Sie hatte auch die Orientierung verloren. Ihr war in diesen Momenten alles egal geworden. Die Detektivin bemerkte kaum, daß sich der Wald lichtete. Und plötzlich stand sie mit Zarcadi vor dem Treibhaus.

Die Wände bestanden aus dickem, undurchsichtigem Glas. Die einzelnen Fenster wurden von Stahlstreben gehalten. Zarcadi ging mit Jane um das Treibhaus herum, erreichte die Stirnseite und blieb vor einer Tür stehen.

Er schloß sie auf.

»Bleiben Sie jetzt dicht bei mir!« flüsterte er warnend.

Dann betraten sie das Treibhaus.

Warme, schwüle Luft mit hohem Feuchtigkeitsgehalt schlug ihnen entgegen. Jane bekam Atembeschwerden. Der Kampf vorhin und der Lauf hatten sie angestrengt.

Blühende, fremdartige Gewächse präsentierten sich ihren Blicken. Ein Gang teilte wie mit dem Lineal gezogen diesen prächtigen Garten, über dem ein betörender Duft schwebte. Manche Gewächse wuchsen bis hoch an das Glasdach, bogen sich dann wieder dem Boden entgegen und sahen aus wie große, grüne Arme.

Jane sah farbige, kopfgroße Blüten, die ihre Kelche weit geöffnet hatten und deren Blätter sich hin und her bewegten wie Wellen auf dem Meer.

Sie durchquerten das Treibhaus und blieben abermals vor einer Tür stehen. Sie war schmal und führte in einen kleinen Anbau, der als Geräteschuppen diente.

Aber nicht nur Harken, Schaufeln und Hacken standen darin. Den Mittelpunkt des Schuppens bildete ein Sarg.

Zarcadi machte Licht und schob den Sarg näher an Jane Collins heran. Er war aus dunklem, schwerem Holz gefertigt, war mit Silbergriffen versehen und hatte bestimmt ein Vermögen gekostet.

Doch das alles interessierte Jane Collins nicht. Sie las nur den Schriftzug auf dem Deckel des Sarges. Golden schimmernde Buchstaben setzten sich zu einem Namen zusammen. Zu einem Namen, der Jane Collins mehr als nur ein Begriff war.

JOHN SINCLAIR

Jane Collins wurde leichenblaß. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Wie aus unendlich weiter Ferne hörte sie die Stimme des Professors.

»Ihr Freund kann ruhig kommen, Miss Collins. Sie sehen selbst, daß alles für seine Beerdigung vorbereitet ist ...«

Wir erreichten den Ort bei Anbruch der Dämmerung. Er lag idyllisch, in einem Tal, das von bewaldeten Hängen umgeben war. Die Kronen der Fichten bogen sich im leichten Wind, und zwischen dem Grün der Nadelbäume schauten die noch kahlen Zweige der Laubbäume wie larige, gebogene Finger hervor.

Nicht einmal ein Ortsschild gab es. Orlington schien wirklich am Ende der Welt zu liegen.

Der Asphalt der Straße hatte schon wenige Meilen vor dem Ort einem besseren Feldweg weichen müssen. Bei Regen kam man hier bestimmt nur mit dem Trecker oder einem Range Rover weiter. Ein normaler Wagen würde seine Schwierigkeiten haben, sich durch den schlammigen Boden zu wühlen.

Orlington wirkte wie eine Geisterstadt. Leer, verlassen. Kein Mensch auf der Straße. Die Fahrbahn verlief schnurgerade bis zum Ortsende, wo die Schatten der Dämmerung die Konturen zerfließen ließen.

Und hier in der Nähe sollte ein berühmter Geiger wohnen?  
Kaum vorstellbar.

Frank Scott hatte sich den Umständen entsprechend gut benommen. Nicht einen Fluchtversuch wagte er. Er hatte sich sogar kompromißbereit gezeigt und mir den genauen Weg erklärt.

Ich lenkte den Wagen an den Rand der Fahrbahn und stoppte. Neben mir atmete Frank Scott befreit auf. »Wir haben es geschafft«, sagte er. »Sie haben sich bis an das eigene Grab kutschiert, Bulle.«

»Abwarten«, erwiderte ich einsilbig. »Steigen Sie aus.« Er öffnete die Tür und schwang sich ins Freie. Erst jetzt bemerkte ich, wo ich den Bentley abgestellt hatte. Genau neben einem Friedhof. Die dunkle Steinmauer war höchstens ein Yard von der Fahrertür entfernt.

Ich stieg ebenfalls aus. Was mir sofort auffiel, war die Stille. Hier schien selbst die Natur den Atem anzuhalten. Ich sah auch nirgends Licht oder streunende Hunde.

Ich war groß genug, um über die Friedhofsmauer schauen zu können. Hinten, am anderen Ende des Totenackers, sah ich einen Mann. Soviel ich erkennen konnte, machte er sich an einem Grab zu schaffen.

Wenigstens ein Einwohner.

Ich beschloß, mit dem Alten zu reden.

Frank Scott schaute mich grinsend an. »Bin Ihnen wohl Ballast, wie?« höhnte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Sie haben Ihre Pflicht getan. Den Weg zum Landhaus werde ich wohl allein finden. Bestellen Sie Ihrem Professor einen schönen Gruß.«

»Ich bleibe bei Ihnen«, erwiderte Scott und rieb sich die Hände.

»Ich möchte sehen, wie Sie krepieren.«

Plötzlich unterbrach der Schrei eines Käuzchens die Stille.

Scott lachte. »Hören Sie? Der Totenvogel ruft. Dreimal. Er kündigt eine neue Leiche an. Nämlich Sie.«

»Hören Sie endlich auf mit dem Quatsch!« herrschte ich den ehemaligen Journalisten an. »Ihr Gerede geht mir langsam auf den Nerv. Sie können mir keine Angst damit einjagen. Merken Sie sich das endlich!«

Ich ließ den Kerl stehen, ging an der Friedhofsmauer entlang und suchte das Eingangstor.

Es war gar keins vorhanden. Ein Stück Mauer fehlte, war einfach ausgespart. Das war der Eingang. Praktisch.

Es war ein uralter, ungepflegter Totenacker. Es gab keine Wege oder Pfade. Wahllos lagen die Gräber aneinander. Die meisten Grabsteine standen schräg, waren in das Erdreich gekippt, das unter ihnen nachgegeben hatte. Kreuze oder andere christliche Symbole sah ich auch nicht. Viele Gräber waren eingesunken. Hier und da lag verwelktes Laub, das vom Wind raschelnd bewegt wurde und über den Gräbern kreiselte.

Der ganze Friedhof bot eine deprimierende, trostlose Atmosphäre. Er hätte wirklich eine ideale Kulisse für einen Horrorfilm abgegeben.

Ich ging langsam. Von den Bergen her frischte der Wind auf. Er spielte mit meinem Haar. In der Luft kreisten ein paar Raben. Krächzend ließen sie sich hinter dem Friedhof auf einem leeren Feld nieder.

Der Alte hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören. Zwei Schritte hinter ihm blieb ich stehen, sah an seiner Schulter vorbei und entdeckte die Grube, die er frisch ausgehoben hatte. Ein paar Bretter lagen bereit, mit denen das Grab abgedeckt werden sollte. Anscheinend war jemand im Ort gestorben, und ich hatte den Totengräber vor mir.

Ich räusperte mich.

Der Mann arbeitete ungerührt weiter. Er klopfte mit dem Schaufelblatt den Lehmberg auf dem Grab platt.

Ich tippte ihm auf die Schulter.

Der Mann zuckte zusammen, schien dann zu Eis zu erstarren. Unendlich langsam drehte er sich um.

Im ersten Augenblick erschrak ich. Ein bleiches, hohlwangiges Gesicht. Augen, die tief in den Höhlen lagen. Bartschatten bedeckten das Kinn. Die Haut wirkte wie eine Landkarte. War von unzähligen Falten durchzogen.

Der Alte trug eine graue Jacke, ein einfaches Hemd ohne Kragen, eine geflickte Hose und durchlöcherte Schuhe.

Mir fiel es schwer zu lächeln. Ich schaffte es aber trotzdem.

»Guten Abend«, grüßte ich ihn.

Der Mann gab keine Antwort. Stand auf seine Schaufel gestützt und starre mich schweigend an.

»Sie sind wohl hier der Totengräber, nicht wahr?«

Wieder keine Antwort.

Ich schluckte. »Können Sie nicht reden?«

Da bewegte der Totengräber die Lippen. »Wir sind verflucht«, murmelte er kaum hörbar. »Alle sind wir verflucht. Der Dämon wird uns packen. Du bist ein Fremder. Wir warten auf einen Fremden. Der Schwarze Tod lauert überall.«

Mehr sagte er nicht.

Aber er hatte den Namen des Dämons erwähnt. Der Schwarze Tod. Ich wurde wieder an meinen Traum erinnert, sah seine schreckliche Gestalt.

»Du hebst ein Grab aus?«

Der Totengräber nickte.

»Wer ist gestorben?«

»Noch niemand.«

»Für wen ist dann das Grab?«

Jetzt verzog er seine Lippen zu einem wissenden Lächeln. »Das Grab ist für einen Fremden. Er heißt John Sinclair!«

Es gelang mir nur mühsam, meine Überraschung zu verbergen oder auch mein Entsetzen. Aber blaß muß ich wohl geworden sein, denn der Totengräber fragte: »Du bist John Sinclair - nicht wahr?« Ich nickte. »Dann bist du des Todes.«

Ich packte ihn an der mageren Schulter. »Wer hat dir befohlen, das Grab auszuheben. Wer? Los, rede!«

Über seine Augen schien sich plötzlich ein Schleier zu legen. Sein Blick nahm einen entrückten Ausdruck an. »Der Schwarze Tod!« flüsterte er. »Der Schwarze Tod. Er ist überall. Er sieht uns. Er will ...«

Sein Gesicht verzerrte sich entsetzt. »Der Bote«, krächzte er. »Sieh doch!«

Ich wandte mich um. Auf einem nahe liegenden Baum hockte ein Vogel. Eine Eule. Blutrot leuchteten die Augen. Die Blicke schienen mich durchbohren zu wollen.

Mich packte die Wut.

Ich riß meine Beretta aus dem Holster, hob den Arm, zielte ... Ein harter Schlag traf mein Handgelenk. Der Arm fegte nach unten. Im letzten Augenblick zog ich den Finger vom Druckpunkt. Die Eule breitete die Flügel aus und flatterte davon. Ihr Krächzen erschien mir wie Hohngelächter.

Ärgerlich wandte ich mich um. Der Alte hatte zugeschlagen. Er stand da und zitterte. »Man darf sie nicht töten!« zischte er. »Wer die Eulen tötet, ist verflucht.«

»Zum Teufel damit!« schrie ich. »Hier ist keiner verflucht. Ich werde dem Dämon schon zeigen, wer der Stärkere ist.«

»Du wirst sterben«, unterbrach mich der Totengräber. »So wie wir alle einmal sterben werden. Aber du - du bist heute schon an der Reihe. Die Grube wartet. Die kalte Erde, die Würmer, die in deine Augenhöhlen kriechen, und all das Kleingetier, das sich deines Körpers bemächtigt.«

Der Alte rieb sich die trockenen Hände. Lehmiger Staub rieselte dem Boden entgegen.

Dann griff der Totengräber nach seiner Schaufel, riß sie aus dem Erdreich. »Erschlagen!« schrie er. »Erschlagen wie einen Hund werden wir dich!«

Er drosch zu, war aber viel zu langsam. Ich wich aus, ließ das Schaufelblatt an meiner Schulter vorbeizischen und gab dem Alten einen Stoß vor die Brust.

Ich hatte wohl etwas zuviel Kraft hinter den Stoß gelegt und auch nicht mehr an das frisch ausgehobene Grab gedacht. Der Alte kippte in die Grube und war verschwunden.

»Rache!« hörte ich seine dumpfe Stimme. »Der Schwarze Tod wird mich rächen ...«

Ich wollte an die Grube treten und dem Alten heraushelfen, als ich zufällig einen Blick zum Eingang des Friedhofs warf.

Ich hatte das Gefühl, von einem Eisschock getroffen zu sein. Sie hatten sich aufgebaut wie eine lebende Mauer. Sämtliche Einwohner des Dorfes, wie mir schien. Sie waren bewaffnet. Mit Spaten, Hacken, Schaufeln und Sägen. Und alle Gesichter zeigten die gleiche ungesunde Blässe, wie ich sie auch bei dem Totengräber gesehen hatte.

Schritt für Schritt kamen sie näher.

An der Spitze ging Frank Scott. Auf seinen Lippen lag ein teuflisches Lächeln. Mit beiden Händen hielt er eine gewaltige Axt umpackt.

Sie stellten es verdammt raffiniert an, näherten sich von zwei Seiten, um mich in die Zange nehmen zu können.

Man hatte mir den Tod versprochen. Und es sah verdammt so aus, als sollte dieses Versprechen eingelöst werden ...

Professor Zarcadi hatte Jane Collins zum Essen eingeladen.

»Vertreiben wir uns so angenehm wie möglich die Zeit«, sagte er jovial. »Meinen Garten kennen Sie ja bereits. Und sollte John Sinclair hier lebend auftauchen, müssen Sie gestärkt sein.«

»Unter diesen Umständen ist mir der Appetit jetzt schon vergangen«, erwiderte Jane frostig.

»Ich will aber mit Ihnen speisen«, lautete die Antwort, die wie ein Befehl klang.

Jane gab nach. Der Professor führte sie wieder auf ihr Zimmer. Dort lagen inzwischen andere Kleidungsstücke bereit. »Sie sollten sich umziehen, Miss Collins. Ihre Sachen sind zu sehr mitgenommen.«

Zarcadi schloß die Tür und ließ Jane allein.

Die Detektivin setzte sich und vergrub ihr Gesicht in beiden Händen. In den letzten Stunden war doch etwas zuviel auf sie eingestürmt.

Die Gedanken wirbelten nur so durch ihren Kopf. Immer wieder fragte sie sich, wie sie John Sinclair helfen konnte. Dieser Zarcadi fühlte sich ungeheuer sicher. Für ihn war der Tod des Geisterjägers schon beschlossene Sache.

Mit nahezu übermenschlicher Anstrengung riß sich die Detektivin zusammen. Du darfst jetzt nicht schlappmachen! hämmerte sie sich ein. Du darfst nicht nachgeben. Auf keinen Fall. Nur keine Blöße zeigen, keine schwache Stelle. Sie hoffte immer noch darauf, daß es ihr gelingen würde, Zarcadi ein Schnippchen zu schlagen.

Jane Collins besah sich die Kleidungsstücke. Eine braune lange Hose, eine Art Kittel, der in der Taille durch eine Kordel gehalten wurde, Schuhe und ein dunkelrotes Halstuch.

Jane probierte die Sachen an. Sie paßten leidlich. Sie waren hübscher als ihre eigenen Kleidungsstücke, die durch die Flucht doch sehr gelitten hatten.

Die Detektivin hatte gerade die obersten Knöpfe des Kittels geschlossen, als gegen die Tür geklopft wurde.

Jane gab keine Antwort.

Professor Zarcadi betrat auch so das Zimmer.

Auch er hatte sich umgezogen. Er trug einen knappsitzenden Frack, dazu ein schneeweißes Hemd mit altertümlichem Stehkragen, schwarze Lackschuhe, und er hatte sich einen langen weißen Schal um den Hals geschlungen.

Irgendwie wirkte er in seiner Verkleidung lächerlich. Wie der strahlende Held in einer Operette.

Doch Jane hütete sich, geringschätzig zu lachen. Zarcadi hätte es ihr sicherlich übelgenommen.

»Ich sehe, Sie sind fertig«, sagte er. »Dann können wir gehen. Meine Diener haben alles vorbereitet. Kommen Sie.«

Er reichte Jane den Arm.

Die Detektivin spielte mit. Während sie die Treppe hinunterstiegen, plauderte Zarcadi wie ein charmanter Gastgeber. Nur waren seine Worte weniger charmant.

»Dieses Dinner wird mir munden«, sagte er. »Für mich ist es Sinclairs Henkersmahlzeit. Auch wenn er sie nicht persönlich

erlebt, so sind unsere Gedanken doch bei ihm. Habe ich recht, Miss Collins?«

Jane nickte. Sagen konnte sie nichts. In ihrem Hals saß auf einmal ein dicker Kloß.

Sie erreichten wieder die große Halle, gingen am Kamin vorbei, in dem jetzt ein Feuer knisterte, und schritten auf eine Tür zu, die von einem Mann in dunkelroter Livree aufgehalten wurde.

Jane hatte den Knaben noch nie gesehen. Er war ziemlich hager, hatte tief in den Höhlen liegende Augen und eine grünliche, ungesunde Gesichtsfarbe.

Er starrte Jane an, als wollte er sie auffressen.

Zarcadi blieb stehen. »Das ist übrigens Waku. Ihn und seinen Freund Ula kennen Sie bereits, Miss Collins. Es sind die beiden Monster, die Sie so erschreckt haben. Wie ich Ihnen schon sagte, Waku und Ula sind sehr anpassungsfähig und außerdem meine treuesten Diener. Die beiden sind übrigens Ghouls. Ich hoffe, Sie wissen, was das heißt.«

Jane schoß eine Blutwelle ins Gesicht. Ja, sie wußte, was Ghouls waren. Dämonen, die auf der untersten Stufe standen. Oftmals wurden sie von ihren eigenen Brüdern verachtet, denn Ghouls ernährten sich von Toten.

Eine grauenhafte Vorstellung für die junge Detektivin.

Als sie an Waku vorbeischritt, glaubte sie, den Modergeruch zu riechen, der von diesem Scheusal ausging.

Jane schritt rasch an ihm vorbei. Zarcadi bemerkte wohl ihren Widerwillen, er lächelte.

Ula wartete im Salon. Er stand hinter einem der beiden hochlehnigen Stühle und rückte ihn für die Detektivin zurecht. Ula sah ebenso aus wie Waku. Die beiden hätten Zwillinge sein können.

Die Detektivin nahm Platz. Sie und Zarcadi saßen sich gegenüber, getrennt durch die lange Tischplatte.

Im Salon war es angenehm warm. Brennende Kerzen - sie standen in silbernen Leuchtern - verbreiteten einen anheimelnden Schein. Auf der Mitte des dunklen Tisches lag eine Decke. Darauf stand eine Schale mit Obst.

Das Kristall der Weingläser funkelte. Ula goß Zarcadi einen schweren Roten ins Glas, ließ ihn kosten, und als Zarcadi beifällig nickte, wandte er sich Jane zu und ließ ihr Glas halb volllaufen.

»Cheers!« Zarcadi prostete seinem Gast zu.

Jane Collins hob ihr Glas an. Dabei bemerkte sie, daß ihre Hände zitterten. Die Nervenanspannung war zu groß.

Der Wein schmeckte leicht harzig. Jane Collins nahm nur einen kleinen Schluck und stellte das Glas wieder zur Seite.

Vor ihr stand auf einem Set die Suppentasse, darunter ein kleinerer Teller und darunter wieder der Teller für das Hauptgericht. Der Goldrand des Porzellans schimmerte im Licht der Kerzen.

Das Besteck war aus schwerem Silber und mit Gravierungen versehen. Es mußte ein Vermögen gekostet haben.

Die Suppe wurde aufgetragen. Sie dampfte in einer silbernen Schüssel. Muschelsuppe, garniert mit süßer Sahne. In der dicken Flüssigkeit schwamm das graue Muschelfleisch.

Waku servierte bei Jane, Ula bei Professor Zarcadi.

Der Professor band sich eine Serviette um. Er blickte Jane über den Tisch hinweg an.

»Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit, Miss Collins. Lassen Sie es sich schmecken, die Suppe ist wirklich ausgezeichnet.« Ich würde sie dir am liebsten ins Gesicht schütten! dachte Jane, fügte sich jedoch und tunkte den Löffel in die Suppe. Sie probierte. Aus halbgeschlossenen Augenlidern hinweg peilte sie die beiden Ghouls an, die abwartend in Nähe der Tür lehnten und schweigend beobachteten.

Die Muschelcremesuppe schmeckte tatsächlich vorzüglich.

Trotzdem ließ die Detektivin die Hälften stehen. Sie schob die Tasse zurück.

»Hat es Ihnen nicht geschmeckt?« erkundigte sich Zarcadi grinsend.

»Ich habe keinen Hunger!«

Er lachte, während die Ghouls abräumten. »Als Vorspeise gibt es Forellenfilets. Dazu eine Meerrettich-Sahne-Soße.«

Jane rührte von der Vorspeise nichts an. Zarcadi ließ es sich schmecken.

Und auch von der Lammkeule - dem Hauptgericht - aß die Detektivin keinen Bissen. Immer wieder schweiften ihre Blicke zu den Fenstern hinüber. Draußen war inzwischen die Dämmerung angebrochen. Jane lebte von der wahnwitzigen Hoffnung, John Sinclair plötzlich hereinstürmen zu sehen. Sie kannte den Geisterjäger und traute ihm zu, daß er mit den Ghouls fertig werden würde.

Wie Schatten tauchten die beiden schrecklichen Dämonen immer wieder auf, Aus gierigen Augen starrten sie Jane Collins an, und der Detektivin lief jedesmal eine Gänsehaut über den Rücken.

Plötzlich trat Waku dicht an seinen Herrn heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Zarcadi hörte gespannt zu. Dann lachte er. »Es ist gut. Du kannst gehen, Waku.«

Professor Zarcadi stand auf. Seinem Gesichtsausdruck war dabei zu entnehmen, daß er Jane Collins eine Mitteilung machen wollte. Zarcadi legte die Serviette zur Seite und stützte beide Hände auf die Tischplatte.

»Ich habe soeben erfahren, daß Ihr Freund Sinclair in Orlington eingetroffen ist. Er befindet sich schon am richtigen Ort. Und zwar auf dem Friedhof. Allerdings nicht allein. Die Einwohner des Ortes sind dabei, Ihren Freund zu erschlagen ...«

Jane Collins sprang auf. »Nein! « schrie sie. »Das gibt es nicht. Das darf nicht sein!«

Mit einer unkontrollierten, wütenden Bewegung fegte sie das wertvolle Porzellan vom Tisch. Klirrend zerbrach es auf dem Boden.

Sofort waren die beiden Ghouls da. Mit ihren kalten Händen hielten sie Jane an den Oberarmen fest, bis Zarcadi ihnen mit einer Handbewegung den Befehl gab, Jane Collins loszulassen. Jane stand schwer atmend neben ihrem Stuhl.

»Aus welchem Grund sollte ich Sie belügen, Miss Collins?« fragte Zarcadi. »Aber da Sie mir immer noch nicht glauben, werden Sie sich selbst überzeugen können. Passen Sie auf!«

Professor Zarcadi hob beide Hände. Er drehte die Handflächen zum Gesicht hin, strich damit über seine Haut und murmelte Beschwörungen.

Die Luft über ihm begann zu tanzen und zu flimmern. Ein rötlicher Schein legte sich um seinen Kopf, schien das Gesicht regelrecht aufzusaugen und machte einem zweiten, schrecklicheren Platz.

Einem schwarzen Totenschädel!

Vor Jane Collins stand der Superdämon, der Schwarze Tod!

Weiβ schimmerten die großen Augenhöhlen.

»Komm näher!« dröhnte seine dumpfe Stimme.

Jane gehorchte. Gegen ihren Willen. Die Aura des Schwarzen Todes zwang sie dazu.

Schritt für Schritt ging sie auf den Dämon zu.

»Halt!«

Jane blieb stehen.

»Sieh in meine Augen!«

Die Detektivin starrte in die beiden hellen Höhlen, die sich in der nächsten Sekunde veränderten, durchscheinend wurden und plötzlich Bilder zeigten, die Jane Collins erschreckten.

Sie sah John Sinclair, sah einen Friedhof, die unheimlichen Dorfbewohner, die mehr Toten ähnelten als Lebenden - und ...

»Schau genau hin! « dröhnte die Stimme des Dämons.

»Nein!« Jane Collins schrie auf und schüttelte wie wild den Kopf. »John! Nicht!« rief sie. »Bitte ...«

Doch John Sinclair konnte sie nicht hören.

Jane Collins fiel auf die Knie, stürzte nach vorn und blieb auf dem Boden liegen.

Das gräßliche Lachen des Dämons hörte sie nicht mehr. Eine gnädige Ohnmacht hielt sie umfangen.

Für mich sah es verdammt mies aus, und es gab eigentlich nur noch eine Chance.

Wenn ich der Meute entkommen wollte, dann mußte ich zu meinem Wagen. Nur mit dem Bentley hatte ich die Chance zu fliehen.

Aber das war schwer.

Die Dorfbewohner nahmen fast den gesamten Friedhof ein.

Drohend schwangen sie ihre Waffen. Keiner sprach ein Wort.

Nur ihre Schritte waren zu hören.

Laub raschelte unter den Sohlen. Zweige knickten weg und brachen.

Höchstens dreißig Yards trennten uns noch. Ich dachte an meine Waffe. Sicher, ich hätte schießen können, um mir damit den ersten Ansturm vom Leib zu halten. Aber diese Menschen waren keine Verbrecher. Und was sie vorhatten, das taten sie bestimmt nicht freiwillig. Sie standen unter dem Einfluß eines gefährlichen Dämons.

Triumphierend schwang Frank Scott seine Axt. Die Schneide schien höllisch scharf zu sein. Sie blitzte auf.

Hinter mir hörte ich den Totengräber fluchen. Als ich einen hastigen Blick über meine Schulter warf, sah ich ihn aus dem Grab klettern.

Das war für mich so etwas wie ein Startsignal.

Ich warf mich auf dem Absatz herum, sprang über das für mich bestimmte Grab hinweg, spritzte durch ein Gebüsch und erreichte die rückseitig gelegene Friedhofsmauer.

Mit einem Sprung setzte ich über sie hinweg.

Vom Friedhof her vernahm ich Frank Scotts heisere Stimme.

»Laßt ihn nicht entkommen! « feuerte er die Meute an. »Packt ihn!

Es ist Zarcadis Feind John Sinclair. Er muß sterben.«

Ich war weich gelandet. Auf einem umgepflügten Acker. Meine Schuhe versanken im Matsch. Ich lief nach rechts weiter, sprang über Furchen und erreichte den schmalen Trampelpfad, der an der Mauer und auch noch um sie herum weiterführte.

Geduckt rannte ich an der Schmalseite des Friedhofs entlang.

Meine Häscher hatten sich geteilt. Über die Mauer hinweg sah

ich die blassen Gesichter. Hände umfaßten die Mauerkrone. Die Menschen zogen sich hoch, kletterten über den Wall hinweg. Manche schlügen auch mit ihren Spaten und Harken nach mir, so daß ich ein Stück von der Mauer weg mußte.

Aber dann passierte es. Vor mir ließen sich zwei Männer über den Mauerrand fallen. Einer hielt eine Säge in der Hand, der andere eine Schaufel.

Die Kerle waren nicht sehr gelenkig, landeten unglücklich. Sie mußten sich erst noch fangen.

Ich sprang sie aus vollem Lauf an. Mit den Füßen zuerst. Sie kamen gar nicht dazu, mit ihren Waffen nach mir zu schlagen, der Aufprall schleuderte sie zu Boden.

Sie schrien und fluchten. Ich sprang über die Männer hinweg und jagte weiter.

Die Mauer am Friedhofsrand knickte an der Schmalseite ab. Ich sah das Band der ungepflasterten Straße.

Und meinen Wagen!

Sie hatten mich erwartet, bildeten eine lebende Wand von einer Straßenseite zur anderen und versperrten mir so den Weg zu meinem Bentley.

Jetzt wurde es verdammt kritisch.

Ich stoppte.

Zehn Yards trennten uns.

Frank Scott begann, gellend zu lachen. »Ich habe dir doch gesagt, Bulle, daß für dich Endstation ist, Aber du wolltest es nicht anders. Packt ihn!«

Ich sprang zurück und lief gleichzeitig ein Stück zur Seite. Viele der Dorfbewohner befanden sich noch auf dem Friedhof. Sie merkten aber, daß ich gestellt worden war. So schnell es ging, verließen sie den Totenacker.

Die Lage wurde für mich kritischer. Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg.

Und da fiel mir das geweihte Kreuz ein, das ich um den Hals trug. Wenn die Menschen unter dem Einfluß eines Dämons standen, dann mußte sie der Anblick dieses christlichen Symbols schocken.

Mit einem Ruck fetzte ich mir die Knöpfe vom Hemd. Dann ging ich vor. Schritt für Schritt. Ging geradewegs auf die Dorfbewohner zu.

Ihre Blicke fielen auf meine unbedeckte Brust.

Ich wußte selbst, wie groß das Risiko war, das ich einging.

Doch ich sah einfach keine andere Möglichkeit mehr.

Mein Herzschlag hämmerte bis zum Hals. Mein Atem flog. Der Lauf hatte mich angestrengt.

Die Gestalten vor mir wichen keinen Schritt zurück, starrten mich an und sahen das Kreuz. Vielleicht war es ein letzter Sonnenstrahl, der auf das geweihte silberne Metall fiel - ich weiß es nicht. Auf jeden Fall blitzte das Kreuz auf, machte den Besessenen bewußt, daß vor ihnen jemand stand, der mit dem Symbol des Guten kämpfte.

Ein Heulton drang aus der Kehle des vordersten Mannes.

Panisch schrie er auf, riß die Arme vor sein Gesicht und taumelte zurück. Seine Schaufel ließ er fallen. Für ihn zählte nur noch die Flucht.

Den anderen erging es nicht besser. Der Anblick des Kreuzes fraß sich in ihre von dämonischem Willen versklavten Gehirne, zerstörte dort die Kraft des Bösen, und sie reagierten wie der erste ihrer Mitbewohner.

Durch Flucht.

Hals über Kopf rannten sie die Straße hinunter, verschwanden in Häusern und Nischen, versteckten sich, um die Schmerzen nicht mehr ertragen zu müssen, die ihnen der Anblick des Kreuzes bereitet hatte.

Mir war natürlich klar, daß ich längst noch nicht gewonnen hatte. Nur eine Galgenfrist war mir gegeben, die ich nach Kräften nutzen mußte.

Ich kreiselte herum.

Gerade im rechten Augenblick, denn die Menschen, die hinter mir standen, hatten ihre Waffen schon zum Schlag erhoben.

Unvorbereitet traf sie der Anblick des Kreuzes.

Und wieder flohen sie, als säße ihnen der Leibhaftige im Nacken. Brüllend rannten sie die Straße hinunter.

Ich atmete auf. Die erste Hürde hatte ich geschafft. Die Menschen in diesem gottverlassenen Ort mußten wahrhaftig leicht zu beeinflussen sein. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß der Teufelsgeiger mit ihnen leichtes Spiel gehabt hatte. Doch da sie auf den Anblick des Kreuzes so erstaunlich schnell reagiert hatten, konnte die dämonische Beeinflussung nicht allzu schlimm sein. Ich hoffte sehr stark, daß die Bewohner gerettet werden konnten.

Kaum einer von ihnen war noch zu sehen. Zwei ältere Frauen sah ich hinter der Friedhofsmauer verschwinden. Ein Mann humpelte in einen Stall.

Auf der Fahrbahn lagen ihre Waffen. Äxte, Sägen, Spaten, Schaufeln und Harken. Damit hätten sie wer weiß was anstellen können.

Zu meinem großen Glück fand ich den Bentley unbeschädigt vor. Niemand hatte seine Wut an ihm ausgelassen. Ich suchte nach dem Türschlüssel, war aber weiterhin darauf bedacht, die Straße vor mir im Auge zu behalten.

Doch die Gefahr lauerte an einer anderen Stelle.

Plötzlich tauchte vor der Kühlerhaube des Wagens eine Gestalt auf. Frank Scott!

Er hatte dort gelauert, auf einen günstigen Augenblick gewartet, um mich umbringen zu können.

Scott war verdammt schnell und gefährlich. Er sprang um den Wagen herum, und im nächsten Augenblick fegte die scharfe Axt genau auf mich zu.

Ich hechtete zur Seite. Nach links, weg von meinem Wagen. Die Schneide verfehlte mich. Ich aber landete in einem Graben. Der Untergrund war schlammig. Wasserpflüzen blinkten mir entgegen.

Frank Scott stieß einen röhrenden Schrei aus und sprang wie ein Untier in den Graben. In der rechten Hand hielt er die Axt, in der linken ein Messer. Wußte der Henker, woher er diese zweite Waffe hatte.

Ich wälzte mich zur Seite, zog gleichzeitig die Beine an und ließ sie vorschnellen.

Zweierlei geschah. Neben mir klatschte Frank Scott in eine Pfütze, und als er noch in der Bewegung war, traf ihn mein Tritt an der Hüfte.

Scott wurde zurückgeschleudert und landete rücklings im Schlamm. Das schmutzige Wasser spritzte auf. Er fluchte, warf aber noch in der Bewegung seine Axt.

Ich war schon halb hoch, sah das verdamte Ding auf mich zufliegen und ließ mich in die Knie fallen.

Irgend etwas explodierte an meiner rechten Schläfe. Wahrscheinlich die stumpfe Seite der Waffe. Ich sah Sterne, hörte verschiedene Engel singen, und dann geriet vor mir alles in eine kreisende Bewegung. Auch wurde mir übel.

Scotts Kampfschrei brachte mich wieder zur Besinnung. Er warnte mich wie der Heulton einer Sirene, riß mich heraus aus meiner dumpfen Lethargie.

Ich sah Frank Scott nur als wirbelnden Schatten. Etwas blitzte auf, jagte auf mich zu.

Das Messer?

In einer instinktiven Bewegung kreuzte ich die Arme gegeneinander und riß sie zur Abwehr hoch.

Und ich hatte Glück.

Scotts Messergelenk hämmerte gegen meinen Abwehrriegel. Eine Handbreit über meinen Brustkorb blieb die Messerspitze in der Luft stehen.

Zwei Sekunden geschah nichts. Ich hörte Scotts Keuchen, sein heißer Atem streifte mein Gesicht. Er strengte sich an, wollte den Riegel brechen.

Ich fegte ihn mit einem Kniestoß zurück. Haltlos taumelte er, sein Körper war ohne Deckung.

Meine Faust explodierte an seinem Kinn. Scott wurde der Kopf in den Nacken gerissen. Der Mann kippte um wie ein Brett und blieb liegen.

Schwer atmend stand ich in dem schmalen Graben. Ich sah aus, als hätte ich im Schlamm gewühlt. Aber auf Äußerlichkeiten konnte ich jetzt keine Rücksicht nehmen, andere Dinge hatten jetzt Vorrang.

Ich kletterte aus dem Graben. Mit einem Taschentuch reinigte ich so gut es möglich war mein Gesicht. Scott ließ ich liegen. Er hatte zweimal verloren, ein drittes Mal würde er es sicherlich nicht versuchen.

Selten hatte ich mich so getäuscht wie an diesem Tage. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und gönnte mir eine Zigarette. Dabei überlegte ich die nächsten Schritte. Ich wollte so rasch wie möglich das Landhaus des Teufelsgeigers finden. Da ich von Scott keine Informationen erhalten hatte, wollte ich sie mir von einem der Einwohner verschaffen.

Langsam ließ ich den Wagen anrollen.

Es war inzwischen so dunkel, daß ich die Scheinwerfer anstellen mußte. Die langen gelben Finger glitten über die holprige Fahrbahn, rissen Millionen von Staubpartikeln aus der Dunkelheit und ließen sie aufleuchten wie winzige Goldkörnchen.

Bürgersteige gab es nicht. Ebenso fehlte eine Kanalisation. Die Bewohner kippten ihr Schmutzwasser kurzerhand in die Gosse. Die Dunkelheit nistete jetzt überall zwischen den Häusern. Das Blechschild eines Gasthauses blinkte im Scheinwerferlicht auf. Ich stoppte, hatte hinter den matt erleuchteten Scheiben die Umrisse von Menschen gesehen.

Das Gasthaus lag in einem baufälligen Gebäude. Die untere Hälfte war aus Stein erbaut worden, die obere aus Holz. Ich schnupperte. Die Luft roch irgendwie anders. Klarer, frischer, mit Fichtenduft durchzogen.

Hoch am Himmel sah ich die Positionsleuchten eines Flugzeuges.

Dieses Wunderding der Technik kam mir in meiner augenblicklichen Situation ziemlich deplaciert vor. Denn ich hatte das Gefühl, mich im Mittelalter zu befinden.

Die zerkratzte Holztür des Gasthauses bewegte sich im Wind. Als ich die Stube betrat, verstummten sämtliche Gespräche. Die Gäste duckten sich zusammen wie unter Peitschenhieben. Mit offener Feindseligkeit starrte man mich an. Doch niemand wagte, die Hand gegen mich zu erheben.

Ich blieb neben dem einfachen Holztresen stehen. Über der Theke schaukelten Petroleumlampen. Tabaksqualm umwölkte die gelblich schimmernden Glasbehälter.

Trinken wollte ich nichts. Ich traute den Leuten nicht. Es war leicht für sie, mir irgend etwas ins Glas zu mixen, das mich umhauten.

Der Wirt stand neben seiner Spültonne. Er hatte die Fingerspitzen noch im Wasser hängen.

Irgendwo tickte eine Uhr. Ich blickte mich sorgfältig um und sah neben der Standuhr einen noch jüngeren Mann stehen. Er trug eine Schlägermütze auf dem Kopf, hatte ein altes Hemd und verbeulte Hosen an und eine dunkelgrüne Strickjacke über seine mageren Schultern geworfen.

»He, du«, sprach ich ihn an. »Kannst du mir eine Auskunft geben?«

Er starrte mir ins Gesicht, schwieg, drehte sich dann um und ging. Ich unternahm erst gar nicht den Versuch, ihn aufzuhalten. Sein Verschwinden war das Startsignal für den allgemeinen Aufbruch. Schweigend standen die Männer auf. Stuhlbeine scharrten über den rohen Boden, Tische wurden gerückt. Zwei Minuten später war die Gaststube leer. Selbst der Wirt war verschwunden. Laut und deutlich schlug er die Tür hinter sich zu. Ich fühlte mich wie ein Aussätziger. Diese Menschen mieden mich, hielten mich für ihren Feind.

Der Gastraum wirkte seltsam trostlos. In den Aschenbechern verqualmten die selbstgedrehten Zigaretten. Das dunkle Bier in den halbleeren Gläsern verschalte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls zu gehen.

Plötzlich sah ich an der Hintertür eine Bewegung. Automatisch fuhr meine Hand unter die Achselhöhle, doch dann ließ ich den Arm wieder sinken.

Ein heller Fleck leuchtete in der dämmrigen Ecke.

Ein Gesicht. Das eines Mädchens.

»Mister«, wisperte eine Stimme. »Ich muß mit Ihnen reden.

Aber nicht hier, kommen Sie hinter das Haus.«

Das Gesicht verschwand.

Eine Falle? Natürlich dachte ich daran. Aber was sollte ich machen? Ich befand mich in Zugzwang. Wenn ich etwas erreichen wollte, mußte ich dem Mädchen folgen.

Ich schritt quer durch das Lokal. Hinter der Tür begann ein enger Flur. Er war stockdunkel. Sicherheitshalber zog ich meine Beretta. Dann spürte ich die Nähe des Mädchens. Finger tasteten nach meinem Arm.

»Kommen Sie mit auf mein Zimmer!«

Die Stimme war nur ein Hauch, dicht am linken Ohr.

Ich stieg eine enge Wendeltreppe hoch in die erste Etage. Das Haus war hier nicht gut abgedichtet, durch die Ritzen pfiff der Wind.

Das Zimmer des Mädchens war nur eine Kammer. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank. Auf dem Tisch stand eine runde Waschschüssel.

Im Licht zweier Kerzen konnte ich mir das Mädchen genauer ansehen. Es war ungefähr achtzehn Jahre und auf eine wilde Art hübsch. Am schönsten war das rote lockige Haar. Es berührte fast die Schultern und umrahmte ein schmales, bleiches Gesicht. Das Mädchen trug ein bis zu den Waden reichendes Kleid aus grossem Stoff. Um die Schultern hatte es eine gestrickte Stola gelegt.

»Woher kennen Sie mich?« fragte ich sie.

Sie sah mich aus großen Augen an. Die Farbe schien grün zu sein. So genau konnte ich das allerdings im Kerzenlicht nicht erkennen.

»Man hat viel über Sie gesprochen in den letzten Tagen«, gab sie zu. »Die Leute hier stehen unter dem Bann des Professors. Er macht sie mit seinem Geigenspiel verrückt. Er hat Schallplatten verteilt. Wir haben noch alte Grammophone. Dort lassen wir die Platten ablaufen. Und immer, wenn die Musik erklingt, ist es soweit, Dann müssen die Menschen in sein Haus kommen.«

»Aber Sie nicht«, sagte ich.

»Nein.«

»Darf ich den Grund erfahren?«

Sie senkte den Kopf. »Ich bin sehr gläubig, Mr. Sinclair. Immer wenn dieses teuflische Geigenspiel erklingt, stecke ich mir Watte

in die Ohren und bete. Bisher ist alles gutgegangen. Ich weiß, daß der Professor mit dem Teufel im Bunde steht.« Sie trat auf mich zu und umfaßte meine Arme in Höhe der Ellenbogen. »Bitte, Mr. Sinclair, retten Sie die Menschen hier. Ich flehe Sie an.« »Wie heißen Sie?« wollte ich wissen.

»Monja. Monja Dunhill. Aber Sie können ruhig du zu mir sagen. Ich bin erst siebzehn.«

»Okay, Monja. Wenn du mir hilfst, helfe ich dir auch, abgemacht?«

»Ja, Mr. Sinclair.« Sie sah mich fest an, und in ihren Augen las ich ein unsagbares Vertrauen.

»Wann wird das Geigenspiel wieder erklingen?«

»Bald. Es müßte eigentlich gleich soweit sein. Dann legt mein Vater - er ist der Wirt hier - die Platte auf. Die Menschen verlassen anschließend geschlossen das Dorf und gehen zu dem Landhaus.«

Ich lächelte hart. »Diesmal wird es eine Person mehr sein. Ich werde mich der Gruppe anschließen.«

»Aber das ist gefährlich«, warnte Monja. »Ich ...« Sie verstummte. Das Geigenspiel war aufgeklungen.

Ich schob das Mädchen zur Seite und ging auf die Tür zu. »Jetzt drücke mir am besten nur die Daumen«, sagte ich. Dann schlich ich auf Zehenspitzen die steile Treppe hinunter ...

Meine Augen hatten sich inzwischen gut an die Dunkelheit gewöhnt. Je weiter ich mich dem Erdgeschoß näherte, um so lauter wurde das Spiel der Geige. Es war eine alte Platte. Sie leierte. Und da auch das Grammophon schon eine Menge Jahre auf dem Buckel hatte, war die Musik dementsprechend.

Aber sie tat ihre Wirkung.

Ich hörte das Schlurfen von Schritten und vernahm das Scharren von Stiefelsohlen. Die Menschen mußten wie die Tiere aus ihren Höhlen gekommen sein. Die Musik lockte sie. Diese schrillen, mißtönenden Geigenklänge, die für das Ohr eines Normalsterblichen eine Qual bedeuteten.

Ich blieb auf halber Treppe stehen. Drückte mich eng gegen die Wand. Unten schlug eine Tür. Dann hörte ich eine tiefe Männerstimme.

»Sind die anderen soweit? Zarcadi wartet nicht gem.«

Es war die Stimme des Wirtes. Eine Frau antwortete ihm. »Ja, wir können gehen.«

Die Stimmen entfernten sich. Ich nahm an, daß die Menschen durch die Gaststube gingen.

Ich hütete mich, ihnen sofort zu folgen. Unter keinen Umständen sollten sie mich entdecken. Daß die Wirkung des Kreuzes nicht von Dauer war, hatten mir die letzten Minuten gezeigt. Sobald das Spiel aufklang, zog die finstere Melodie die Menschen wieder in ihren Bann.

Die Musik verstummte.

Es wurde still.

Ich wagte es und schritt auf Zehenspitzen die restlichen Stufen hinunter. Mit dem Handrücken drückte ich die Tür zum Gastraum auf, durchquerte ihn und erreichte die Straße.

Wie ein Tuch lag die Dunkelheit über dem Ort. Von den Bergen her wehte ein kalter Wind. Die Temperatur war in den letzten Minuten gefallen. Es roch nach Schnee. Für diese Jahreszeit nichts Ungewöhnliches.

Ich sah die Einwohner, wie sie sich dem Dorfausgang näherten. Ich war vom Westen her in die Stadt gekommen. Sie schritten in die entgegengesetzte Richtung.

Die Menschen gingen in Zweierreihen, das konnte ich trotz der Dunkelheit erkennen.

Vorsichtig heftete ich mich an ihre Fersen. Ich hielt mich immer im Schatten der alten Häuser, versuchte, kein Geräusch zu verursachen.

Vor mir hörte ich trampelnde Schritte. Kein Wort wurde gesprochen. Die Prozession vor mir war wie ein unheimlicher Leichenzug.

Diese Menschen wußten nicht, was sie taten. Ihr eigener Wille war ausgeschaltet. Professor Zarcadi hätte sie mitten in die Hölle locken können. Und niemand würde sich wehren.

Ich zerbrach mir den Kopf über das Motiv, das diesen Dämon leitete. Aus welchem Grund ließ er die Menschen zu sich in sein Landhaus kommen? Was hatte er mit ihnen vor?

Oder wollte er nur eine große Schau abziehen? Der Totengräber hatte mir ja deutlich genug zu verstehen gegeben, daß alles für meine Beerdigung vorbereitet war. Sogar das Grab hatte er schon geschaufelt. Und sicher stand auch schon ein Sarg für mich bereit. Im Traum hatte ich ihn ja deutlich gesehen.

Der Gedanke daran bereitete mir Unbehagen. Ich mußte an Suko denken, der eigentlich schon hätte hier sein müssen. Mit ihm im Rücken fühlte ich mich doch wohler.

Die Prozession hatte jetzt das Dorfende erreicht. Hinter den letzten Häusern schlossen sich flache, schon umgepflügte Äcker an, die von Wiesen- und Waldstreifen abgelöst wurden. Im Norden und Süden begannen die bewaldeten Hänge der East Anglian Heights.

Irgendwo in den dichten Wäldern - so schätzte ich - mußte das geheimnisvolle Landhaus liegen.

Noch hatte die Menschenschlange die Straße nicht verlassen, obwohl das Dorfende schon einige hundert Yards hinter ihr lag. Ich selbst ging nicht über die Straße, sondern hielt mich an deren Rand. Meine Füße wischten durch trockenes, gelb und hart gewordenes Wintergras. Hin und wieder tauchten Telegraphenmasten auf. Die Leitungen schwangen sich wie Wellenträger von einem Mast zum anderen.

Plötzlich änderte die Prozession die Richtung. Die Menschen gingen nach rechts und verschwanden in einem Wald, der bis dicht an die Straße wuchs.

Ich blieb stehen, wartete, bis die letzten Einwohner verschwunden waren, und erreichte dann mit schnellen Schritten die schmale Einmündung des Weges.

Es war mehr ein Pfad. Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich rechts und links die Gebüsche am Wegrand berühren. Je weiter ich in den Wald eintauchte, um so dichter wurde er. Die Bäume standen nah beieinander. Fast waagerecht streckten manche Fichten ihre Zweige aus.

Es war verflucht dunkel. In dieser Finsternis konnte ich nicht einmal die berühmte Hand vor Augen sehen. Das Nadeldach der Bäume filterte auch das letzte Sternenlicht.

In Windungen schlängelte sich der Weg weiter und höher. Das Landhaus mußte an einem Hang liegen.

Nach einem Fußmarsch von fünfzehn Minuten hatte ich das Grundstück erreicht.

Ein hoher, schmiedeeiserner Zaun hielt mich auf. Die Stäbe waren daumendick und ließen oben spitz zu. Ich schlich vorsichtig ein paar Schritte zur Seite und sah ein zweiflügeliges Tor, das weit offenstand.

Die Menschen hatten das Tor bereits passiert. Sie waren schon auf dem direkten Weg zu ihrem Ziel.

War mir vorher der Wald dunkel und geheimnisvoll erschienen, so übte der Park, der das Haus umgab, eine regelrechte Beklemmung aus. Ich weiß auch nicht, wie das kam, irgendwie schien sich die Luft verdichtet zu haben.

Ich blieb stehen und schaute zum Himmel.

Schwarz und drohend spannte er sich über mir. Nicht ein Stern blinlte.

Einige Schritte weiter begann das dichte Unterholz. Es umrankte die Stämme der Laub- und Nadelbäume wie die Arme von Schlingpflanzen. Und noch etwas war seltsam. Die Laubbäume trugen ein grünes Kleid.

Und das um diese Jahreszeit.

Etwas stimmte hier nicht.

Ich schlich weiter. Sicherheitshalber nahm ich meine Beretta in die Hand. Ich war gar nicht mal überrascht, als der Weg plötzlich aufhörte.

Nur noch der Wald - fast ein Dschungel - lag vor mir. Verfilzt und ineinander gewoben das Unterholz. Knorrig und dick die Baumstämme.

Dann die Geräusche. Überall raschelte, flüsterte und raunte es.

Ich glaubte Stimmen zu vernehmen.

Er ist da! Da kommt er! Er kann nicht mehr fliehen! Wir freuen uns auf ihn!

Die Kehle wurde mir trocken. Mir war verdammt mulmig zumute. Irgendwer hatte für mich eine Falle aufgebaut, und ich war drauf und dran, in diese Falle hineinzustolpern.

Aber gab es eine andere Möglichkeit? Nein. Wenn ich diesen Zarcadi besiegen wollte, dann mußte ich so vorgehen.

Plötzlich hörte ich ein heiseres Krächzen. Abrupt blieb ich stehen und lauschte.

Das Krächzen kam mir bekannt vor. Ich hatte es gestern schon gehört, in meiner Wohnung, als ich mit der Bluteule kämpfte. Und schon sah ich das Augenpaar.

Blutigrot leuchtete es in der Dunkelheit. Die Eule schien vor mir auf einem Ast zu sitzen. Gedanken über diese Bluteulen schossen mir durch den Kopf. Sie trugen den speziellen Namen Strigen, waren Nachtgeschöpfe, die sich vom Blut Unschuldiger ernährten, ähnlich wie die Vampire. Diese Strigen geisterten durch die Legenden, man sagte ihnen auch nach, daß sie Unheil und Tod brachten.

Automatisch hob ich den rechten Arm, zielte genau zwischen die beiden blutroten Augen. Ich war bereit zu feuern, doch dann dachte ich wieder an die Szene in meiner Küche, als das Mädchen tat vor mir auf dem Boden lag.

Nein, solange die Eule mich nicht angriff, wollte ich auch nicht schießen.

Ich ging weiter, tastete mich Schritt für Schritt durch den Urwald. Wo das Haus lag, konnte ich nicht sehen. Kein Lichtschimmer blitzte durch die Dunkelheit. Ich konnte mich nur anhand der Spuren orientieren, die die Prozession hinterlassen hatte.

Die Eule war verschwunden. Sicherlich flog sie jetzt zu ihrem Herrn und Meister, um zu berichten, daß ich da war.

Die Zeit verrann. Langsam gewöhnte ich mich an die Geräusche des unheimlichen Waldes. Auch das beklemmende Gefühl wich etwas zurück. Bis ich das Geigenspiel hörte.

Auf einmal schwebte es in der Luft.

Klagend und berauschend zugleich. Die Melodie faszinierte mich, zog mich in ihren Bann.

Die Töne schienen von allen Seiten zu kommen, schwangen durch den Wald, wurden eins mit der Natur und lockten mich weiter, immer weiter.

Ich merkte, daß ich das reale Denken verlor, daß der Bann stärker wurde. Aber ich tat nichts dagegen, ließ mich von diesem Gefühl leiten und merkte, daß ich lächelte.

Ja, ich freute mich über dieses berauschende Spiel.

Plötzlich erschien mir der Wald auch nicht mehr so dunkel.

Von überallher schwebten singende und klingende Geräusche auf mich zu. Bäume, Sträucher - sie bewegten sich in einem süßen, verzauberten Reigen, der mich einlud, mitzutanzen und mitzusingen.

Mein Gang wurde beschwingter. Ich vermeinte, Glockenspiel zwischen den Geigentönen heraushören zu können. Zwischen den Bäumen tanzten silberne Reflexe, wurden zu Schleieren, die sich wie Gespinste über das Unterholz legten.

Und dann sah ich die Gestalt.

Ein Mädchen - eine Frau!

Jane Collins!

Wie eine Geistererscheinung tauchte sie auf. Trat hinter einem Baumstamm hervor. Eine Lichtglocke umschwebte sie. Ihr goldblondes Haar wehte um den Kopf. Jane streckte beide Arme aus. Ich sah das Lächeln auf ihrem Gesicht, ihre Lippen öffneten sich. »Komm!« lockte sie. »Komm zu mir, John - hier ist es wunderbar. Bitte - komm ...«

Ich hörte die Worte, vernahm das Geigenspiel, dazwischen das seltsame Klingen und fühlte mich in einen verzauberten Märchenwald versetzt.

Ich vergaß alles andere, dachte nicht mehr an Gefahren. Dort stand Jane Collins, die Frau, die mich liebte und die auch mir nicht gleichgültig war.

Ich warf die Pistole weg. Die Waffe brauchte ich nicht mehr. Es war so herrlich, so schön, so friedlich ...

Plötzlich hatte ich es mehr als eilig. Wie an einem unsichtbaren Faden gezogen, rannte ich auf Jane Collins zu ...

Suko, der Chinese, schien an diesem Tag das Pech gepachtet zu haben. Erstens sprang seine Maschine nicht an - Defekt am Vergaser -, und zweitens geriet er wenige Meilen nordöstlich von London in eine Polizeikontrolle.

Terroristenfahndung.

Suko wurde zur Seite gewunken. Vier Polizisten kreisten ihn ein. Zwei MPi-Mündungen zeigten auf seinen Körper.

Da Suko allein schon äußerlich nicht unter den Begriff >normal< fiel, zusätzlich noch ein schweres Motorrad fuhr und in seiner Kluft aussah wie ein Marsmensch, beschäftigten sich die Beamten intensiv mit ihm.

Suko wurde gefilzt.

Und das dauerte,

Man merkte ihm wohl seine Unruhe an. Der Streifenführer fragte grinsend: »Eilig, Mister?«

»Ja.«

Damit war der Dialog beendet. Ein noch junger Beamter gab dem Chinesen die Papiere zurück. »Sie können weiterfahren!« Das war der einzige Kommentar.

Suko schwang sich wieder auf seine Harley. Er kickte sie an. Satt röhrt der Motor. Das war Musik in Sukos Ohren. Er liebte diesen Sound heiß und innig.

Noch lagen hundert Meilen Motorway vor ihm. Dann jedoch hörte die Autobahn auf. An die Straßen, die danach kamen, wagte Suko nicht mal zu denken.

Zum Glück waren die Fahrbahnen trocken. Suko drehte auf. Flach lag er auf seiner Maschine. Der Wind pfiff um den Helm. Doch Sukos Visier saß so fest, daß er davon nichts spürte. Die Lederjacke hielt ebenfalls Kälte und Wind ab. Sie war innen spezialgefüttert. Wärmeisolierender Schaumstoff.

Suko schaffte den Motorway in Rekordzeit. Dann fuhr er über Nebenstraßen weiter.

Der Nachmittag neigte sich dem Ende entgegen. Suko sah den Wegweiser nach Saffron. Dieser Ort befand sich schon inmitten der East Anglian Heights. Von Saffron aus war es nicht mehr weit bis Orlington. Höchstens noch dreißig Meilen.

Aber die wurden zur Tortur. Enge Straßen, zahlreiche Kurven. Suko mußte durch Dörfer fahren, deren Namen er noch nie gehört hatte. Zumeist waren die Straßen nicht einmal gepflastert. Er und seine Maschine wurden angestarrt, als kämen sie direkt vom Mars. Wahrscheinlich hatten die Leute noch nie so einen heißen Ofen in natura gesehen.

Kurz vor Orlington wurde die Straße noch mieser. Bis in den Ort hinein war sie nur noch eine Schlaglochpiste.

Suko erreichte Orlington, als es schon dunkel war. Der breite Scheinwerferstrahl glitt durch das Dunkel, zerschnitt es wie ein Speer und riß einen Wagen aus der Finsternis.

John Sinclairs Bentley!

Suko stoppte. Mit einem letzten Blubbern erstarb der Motor. Der Chinese bockte die Maschine auf, schob sein Visier hoch und näherte sich dem Wagen. Er hatte die Harley so abgestellt, daß der Bentley angestrahlt wurde.

Suko erreichte den Wagen und schaute in das Innere.

Der Bentley war leer. Von John Sinclair keine Spur. Der Chinese wartete ab. Er kam sich plötzlich unsagbar verlassen vor. Von Leben keine Spur. Nur das Säuseln des Nachtwindes war zu hören. Suko fühlte sich wie in einer Geisterstadt.

Da hörte er ein Geräusch. Direkt neben sich.

Suko ging einen Schritt vor und stand vor einem Graben. Aus ihm war das Geräusch gekommen. Jetzt vernahm Suko auch eine Männerstimme.

»Verdammter, dieser dreckige Hund! Wenn ich den in die Finger kriege. Die tiefste Hölle soll ihn verschlingen!«

Suko hatte genug gehört. Er huschte zu seinem Motorrad zurück und löschte den Scheinwerfer. Dann ging er hinter dem Bentley in Deckung.

Es dauerte gar nicht lange, bis er die Umrisse einer menschlichen Gestalt sah. Der Kerl kletterte aus dem Graben, blieb auf Händen und Füßen hocken, schüttelte benommen den Kopf und brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin. Etwas blinkte in seiner rechten Hand. Das konnte ein Messer sein.

Suko beschloß, vorsichtig zu handeln.

Der Mann richtete sich auf. Mit der freien Hand faßte er sich an den Kopf und stöhnte. Seine Schritte waren unsicher, als er einen Fuß vor den anderen setzte und auf die Straßenmitte zuging. Dabei passierte er das Heck des Bentley.

Und dort lauerte Suko.

Der Mann sah ihn nicht, ging vorbei. Zwei Yards ließ Suko ihm, dann sprach er ihn an.

»He, Freund!« zischte der Chinese.

Der Kerl erstarrte. Aber plötzlich warf er sich nach vorn, stoppte dann blitzschnell seinen Lauf und kreiselte herum.

Nichts war mehr von seiner Lethargie zu spüren.

Suko war ihm unwillkürlich gefolgt, bremste aber sofort ab, da der Kerl mit dem Messer nach ihm zielte. Nur haarscharf verfehlte die Klinge Sukos Schulter.

Zu einem zweiten Stich kam der Mann nicht mehr. Ein Tritt fegte ihm das Messer aus der Hand, ein zweiter die Beine unter den Körper weg, und mit einem kaum zu verfolgenden Griff warf Suko den Burschen auf den Bauch. Er hebelte dessen Arm hoch und drückte ihm das rechte Knie in den Rücken.

»Reicht es?« fragte der Chinese.

Der Typ unter ihm stöhnte.

Suko gab den Griff auf. Am Kragen der verschlampten Jacke riß er den Mann in die Höhe, zog ihn zur Seite und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Kühlerfront des Bentley.

»Und nun wollen wir uns einmal in aller Ruhe unterhalten«, sagte er mit leiser Stimme. Doch darin schwang ein Unterton mit, der den Mann schaudern ließ.

»Wie heißt du?« herrschte Suko den Kerl an.

»Scott«, lautete die Antwort. »Frank Scott.«

Suko lachte. »Sieh mal einer an. Da habe ich ja einen ganz besonderen Fisch gefangen.«

Mein Freund war selbstverständlich von mir eingeweihgt worden, deshalb wußte er auch, wie Frank Scott zu diesem Fall stand und Welch eine Rolle er spielte.

»Was ist mit John Sinclair?« fragte Suko grollend.

Scott begann zu kichern. »Keine Ahnung!«

Suko riß den Kerl ein Stück hoch. »Noch bin ich guter Laune«, flüsterte er. »Sollte sich meine Stimmung jedoch ändern, sieht es böse für dich aus. Noch einmal. Wo steckt John Sinclair?«

Frank Scott atmete tief ein. »Er - er war hier«, gab er zu.

»Und?«

»Er hat mit den Dorfbewohnern gekämpft. Es ist ja schon alles für ihn vorbereitet. Er hat keine Chance mehr. Wir schaffen ihn«

»Wo steckt er jetzt, zum Teufel?«

»Ich weiß es nicht genau. Kann es nur raten.«

»Dann rate.«

»Ich habe mich mit ihm geschlagen. Er hat gewonnen, und ich bin bewußtlos geworden. Die anderen sind bestimmt zu Professor Zarcadi gegangen.«

»Wer sind die anderen?«

»Die Bewohner des Dorfes.«

»Sind alle weg?«

»Nein, ich bin noch hier!« Die Stimme klang hinter Sukos Rücken auf. Sie war weich und gehörte einer Frau. Der Chinese drehte sich um, ohne Scott dabei loszulassen. Monja Dunhill sah ihn an. Ihr Gesicht behielt den ernsten Ausdruck bei, als sie erklärte: »John Sinclair war bei mir. Ich habe mit ihm gesprochen.«

»Was hat er gesagt? Reden Sie!« Suko hatte es plötzlich eilig.

»Kommen Sie mit«, erwiderte das Mädchen. »Ich will Ihnen etwas zeigen.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?« erkundigte sich Suko.

Das Girl war schon auf dem Weg, blieb jedoch stehen und drehte sich um.

»Ich heiße Monja Dunhill. Sie können mir vertrauen. Ich meine es gut mit Ihnen.«

»Hoffentlich«, knurrte Suko. Er packte Frank Scott am Arm.

»Du wirst mich begleiten, Freundchen. Und wenn du Dummheiten machst, gibt es was auf die Nuß.«

Sukos Griff war ebenso hart wie seine Sprache. Denn er spürte instinktiv, daß John Sinclair in großer Gefahr schwelte. Deshalb reagierte er vielleicht aggressiver als gewöhnlich.

Monja Dunhill begann zu laufen. Sie hatte es plötzlich sehr eilig. Suko hatte Mühe, ihr zu folgen.

Frank Scott machte ihm Schwierigkeiten. Er versuchte, Sukos Griff zu sprengen, doch die Finger des Chinesen waren wie Stahlklammern.

Müde gab Scott nach. Da standen sie schon dicht vor der Friedhofsmauer.

»Er schafft es nicht mehr!« freute sich Frank Scott. »Sinclair ist des Todes, wie ich gesagt habe.«

»Halts Maul!« Suko stieß den Kerl auf den Totenacker. Monja war schon einige Schritte vorgelaufen. Jetzt drehte sie sich um und winkte hastig. »Rasch, beeilen Sie sich ...«

Suko stieß Frank Scott über die eingesunkenen Gräber hinweg. Es war verdammt finster. Einmal stolperte der Chinese über einen Grabstein. Den hatte er einfach nicht gesehen.

Monja wartete schon auf die Männer. Soviel Suko erkennen konnte, stand sie am Rand eines offenen Grabes.

»Das ist es«, erklärte sie. »Das ist das Grab für John Sinclair!« Unwillkürlich hielt Suko den Atem an. Er beugte sich etwas vor, um in die Grube hineinsehen zu können.

»Noch ist es leer«, sagte Monja, »aber bald ...«

Suko wandte ihr das Gesicht zu. »Warum haben Sie mich zu diesem Grab geführt?« wollte er wissen. »Da hat John nichts von.«

»Es ist aber die einzige Chance, ihm zu helfen!«

»Nein!« Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Ich muß zu diesem Zarcadi! «

»Es ist zu spät.«

»Dann will ich es wenigstens versucht haben!« Der Chinese beharrte auf seinem Standpunkt. Er wollte mit seinem Gefangenen wegrennen, doch das Mädchen fiel ihm in den Arm.

»Bleiben Sie um Himmels willen hier. Sie haben keine Chance. Der Horror-Garten wird Sie verschlingen!« Monja flehte Suko an. Und in ihre Worte mischte sich Frank Scotts hämisches Kichern. Doch Suko ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

»Entweder, oder«, sagte er. »Los, komm!« Er riß Frank Scott mit.

Noch einmal versuchte ihn das Mädchen zurückzuhalten. Sie schaffte es nicht.

Verloren und einsam blieb sie am Rand des Grabes stehen. Ihre Arme hingen am Körper herab. Sie sah aus wie eine Puppe.

»Jetzt ist alles aus!« flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Niemand sah die Tränen, die an ihren schmalen Wangen entlangliefen.

Auch Suko nicht, der mit Frank Scott den Friedhof inzwischen verlassen hatte.

»Was haben Sie mit mir vor?« kreischte Scott.

Suko lachte hart. »Das wirst du schon früh genug merken. Du zeigst mir nämlich den Weg zu diesem verdammten Zarcadi.«

Scott lachte. »Auf dem Motorrad?«

»Nein, wir gehen zu Fuß.«

Da Suko für den Bentley keinen Ersatzschlüssel besaß und ihm eine Fahrt auf der Harley zu gefährlich erschien, blieb ihm nur noch diese eine Möglichkeit. Suko war in dem festen Glauben, richtig gehandelt zu haben. Dabei ahnte er nicht, daß er soeben den wohl größten Fehler seines Lebens begangen hatte ...

Immer noch streckte mir Jane Collins beide Arme entgegen. Sie winkte dabei mit den Händen, lächelte wie ein Engel.

»Jane! «

Sie umklammerte mich, preßte ihre Wange gegen die meine.

Ich spürte ihre Hände über meinen Rücken streichen, den Druck ihrer Brüste. Meine Lippen suchten ihren Mund - und ...

Mit einem Schrei fuhr ich zurück.

Da lag keine Jane Collins mehr in meinen Armen, da war überhaupt keine Frau mehr.

Ich hielt ein Skelett umklammert.

Hastig löste ich die Hände von den knochigen Schultern, wollte zur Pistole greifen - das Holster war leer.

Siedendheiß fiel mir ein, daß ich die Waffe weggeworfen hatte.

Ich fühlte mich mehr als elend. Mit einem schrillen Ton verstummte die Musik. Stille breitete sich aus. Es wurde finster um

mich. Verschwunden waren die lockenden Bilder, das Singen und Klingen des Zauberwaldes.

Geblieben war das Skelett.

Und nicht nur das. Sie hatten mich eingekreist. Die Menschen aus dem Dorf umstanden mich wie eine Mauer. Ich sah ihre bleichen Gesichter in der Dunkelheit leuchten. Mordlust schimmerte in ihren Augen. Die Menschen brauchten nur die Hand auszustrecken, um nach mir zu greifen. Sie taten es nicht, standen stumm und sprachen kein einziges Wort.

Ich pumpte die Nachluft in meine Lungen. Der Zauber der letzten Minuten war verflogen. Aus mir war wieder der Geisterjäger geworden.

Aber ein waffenloser ...

Trotzdem zeigte ich keine Schwäche, so schwer es mir auch fiel. »Was wollt ihr?« herrschte ich die Menschen an. »Los, sagt, was ihr von mir wollt!«

Keine Antwort.

Schweigen. Düster, drohend.

Ich ging zwei Schritte nach vorn. Niemand wich zurück. Auch das Kreuz auf meiner Brust hatte seine abschreckende Wirkung verloren. Auf nichts konnte ich mich mehr verlassen.

Dann hörte ich die Stimme. Sie war sehr laut. Dumpf hallte sie durch den Wald.

»John Sinclair!« rief der Unheimliche. »Es ist soweit. Endlich stehen wir uns gegenüber!«

Ich rief zurück. »Wo bist du, Zarcadi? Zeig dich, verdammt noch mal. Ich möchte dich sehen!«

Lachen. Hohl und teuflisch. Dann hörte ich Schritte. Es war nur ein dumpfes Pochen.

Zweige knackten. Irgend etwas raschelte.

Und dann trat er aus dem Schatten eines dicken Baumstamms.

Professor Zarcadi?

Nein, es war der Schwarze Tod.

Häßlich war er anzusehen mit seinem dunklen Schädel und den hellen farblosen Augenhöhlen. Die Skeletthände ragten aus den Ärmeln der dunklen Jacke hervor.

Der Schwarze Tod hielt etwas in der rechten Hand.  
Es war eine Geige!  
Er und Professor Zarcadi waren ein und dieselbe Person. Ich  
hatte es geahnt, aber jetzt wußte ich es.  
Stumm standen wir uns gegenüber. Auch die Diener des  
Schwarzen Tods wagten keinen Laut von sich zu geben. Gebannt  
sahen sie unserem Ringen zu.  
Er hatte nun die besten Chancen, einen der größten Wider-  
sacher der Hölle zu vernichten.  
Er genoß seinen Triumph, mich waffenlos vor ihm stehen zu  
sehen. Das Kreuz auf meiner Brust schreckte ihn nicht ab. Mit  
solchen für ihn lächerlichen Waffen konnte man den Schwarzen  
Tod nicht schocken.  
Und doch dachte ich in diesen Augenblicken nicht an mich,  
sondern an Jane Collins.  
»Wo ist Jane Collins?«  
Meine Worte tropften in das bedrückende Schweigen.  
Der Schwarze Tod lachte hohl. »In guten Händen. Sie wird  
noch an deiner Beerdigung teilnehmen, Geisterjäger. Vorhin, das  
war eine Täuschung. Du bist darauf hereingefallen wie ein bluti-  
ger Anfänger. Ich glaube, man hat dich überschätzt, John Sinclair.  
Ich gebe zu, du hast einige meiner Freunde besiegt, aber damit ist  
es vorbei. Endgültig!«  
Die Worte trafen mich. Es war eine Erniedrigung, wie ich sie  
noch nie erlebt hatte. Gleichzeitig peitschten sie auch meine Wut  
hoch, stachelten den Haß an gegen die Mächte der Finsternis,  
gegen die Kräfte des Bösen, die über die Menschheit herein-  
brachen wie ein alles vernichtendes Ungewitter.  
Ich überlegte nicht mehr lange. Ich griff an.  
Aus dem Stand sprang ich vor, wollte diesem verdammten  
Ungeheuer beide Fäuste in den Leib rammen.  
Ich schlug hindurch. Der Schwarze Tod hatte sich innerhalb  
eines Atemzuges aufgelöst. Seine Gestalt war verschwunden,  
wie wegewischt.  
Ich hörte nur noch ein gellendes, hämisches Lachen und  
stürzte, von meinem eigenen Schwung getragen, zu Boden.

»Packt ihn!« gellte der Befehl aus dem Unsichtbaren. Sie fielen über mich her wie ein hungriges Wolfsrudel. Männer und Frauen. Sie schlügen und traten auf mich ein. Ich wehrte mich verbissen, kämpfte wie ein Berserker. Drei, vier Gegner schleuderte ich zur Seite, die nächsten schickte ich mit Karatetritten zu Boden, verschaffte mir dadurch etwas Luft und konnte stolpernd weglauen.

Nach zwei Schritten hechtete mir jemand in die Beine. Wieder fiel ich, prallte aufs Gesicht. Der weiche Boden dämpfte den Fall zum Glück. Trotzdem spürte ich das Blut aus meiner Nase laufen. Und dann brach die Welle aus Menschenleibern über mir zusammen. Etwas traf mit ungeheurer Wucht meinen Hinterkopf, und im nächsten Augenblick verlöschten sämtliche Lichter bei mir. Wie ein Stein fiel ich in den tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit.

Suko hatte Frank Scotts Hände mit einem Hosengürtel gefesselt. Der Knabe erschien ihm doch ein wenig zu widerspenstig. Seinen Beschimpfungen konnte Suko jedoch nicht entgehen.

Der Chinese hatte eine Kondition für drei. Er schleifte Scott förmlich hinter sich her, und als sie in den Wald tauchten, wurde das Tempo kaum langsamer.

Auch Suko kam der Wald wie eine einzige Bedrohung vor. Doch der Chinese mit seinem positiven Naturell schüttelte das Gefühl einfach ab. Wie eine Rammkugel brach er durch die Büsche. Dabei zog er Scott immer mit.

Einmal blieb er stehen und versuchte, mit seinen Blicken das Dunkel zu durchdringen. »Wie weit ist es noch?«

»Weiß ich nicht.« Frank Scott kicherte.

Suko ging weiter. Und ohne daß er es merkte, wich er von der Hauptrichtung ab und näherte sich dem Treibhaus. Dann versperrte ihm ein Zaun den Weg.

Suko hakte seine flache viereckige Lampe vom Gürtel. Er

leuchtete die Eisenstäbe an, erkannte, daß sie oben spitz zuliefen, und fluchte.

Dieses Hindernis paßte ihm gar nicht.

Aber er mußte hinüber.

Suko drehte die Lampe, und der Schein fiel auf Frank Scotts grinsendes Gesicht.

»Freu dich nicht zu früh«, sagte Suko. Ein wohldosierter Schlag schickte Scott ins Reich der Träume. Suko war ein Meister in der Technik von Handkantenschlägen. Frank Scott würde nur wenige Minuten bewußtlos bleiben. Eine Zeitspanne, die der Chinese benötigte, um das Hindernis zu überwinden.

Suko warf sich den Bewegungslosen über die linke Schulter und begann, an dem eisernen Hindernis hochzuklettern. Er umklammerte zwei Stangen gleichzeitig, und es grenzte schon an Artistik, wie er es schaffte, daß dabei der Bewußtlose nicht von seiner Schulter rutschte und zu Boden fiel.

Geschickt überturnte er auch die Eisenspitzen und stand wenig später auf der anderen Seite des Zauns.

Er peilte erst einmal die Lage, nahm die Lampe in die linke Hand und ließ den Strahl hin- und herwandern.

Baumstämme, Büsche, Gras und Farnkraut wurden aus der Dunkelheit gerissen. Zweige und Blätter wiegten sich im Nachtwind. Eine unnatürliche Ruhe lag über dem wilden Park. Keine Vogelstimme war zu hören. Kein Tier jaulte.

Die Stille zerrte förmlich an den Nerven.

Je länger Suko auf die Bäume starnte, um so mehr hatte er das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Seit er den Zaun übersprungen hatte, schien sich um ihn herum etwas Drohendes, Unfaßbares zusammenzubrauen.

Suko, der mit sehr sensiblen Nerven ausgestattet war, spürte die Gefahr, wie sie herankroch.

Hin und her bewegte er die Lampe.

Da, ein Gesicht! Direkt neben einem Brombeerstrauch.

Im nächsten Augenblick war das Gesicht verschwunden. Doch Suko glaubte nicht, daß er sich getäuscht hatte.

Er ging zwei Schritte vor.

Plötzlich vernahm er einen Pfiff.

Dünn stand der Ton in der Luft und brach ebenso schnell wieder ab, wie er aufgeklungen war.

Suko drehte den Kopf. Der Pfiff war von rechts gekommen, wurde aber aus der entgegengesetzten Richtung beantwortet. Es waren also zwei.

Menschen, Dämonen?

Der Chinese setzte jetzt alles auf eine Karte. Er drehte sich im Kreis und ließ den Lichtstrahl durch die näher stehenden Büsche streifen.

Wie eine Lanzenspitze traf der Lichtschein das Monster. Es war ein schleimiges Geschöpf und tauchte zwischen zwei dicht beieinander stehenden Bäumen auf.

Suko starrte das schreckliche Geschöpf an. Er sah den unformigen schleimigen und sich immer wieder verändernden Körper, und er wußte, was da vor ihm stand.

Ein Ghoul.

Schrecklichster und widerlichster aller Dämonen.

Er sah aus wie eine große Flasche, sein Körper war durchsichtig. Er schillerte im Innern grünbraun. Von dem langgezogenen Kopf fielen Tropfen auf den Boden, rollten sich zusammen und glitten am Unterteil des Körpers wieder hoch. Es kam näher. Sah in Suko schon eine sichere Beute.

Im selben Augenblick begann sich Frank Scott zu regen. Er stöhnte und setzte sich auf.

Und dieses Geräusch rettete Suko das Leben. Wenigstens für die nächsten Minuten. Der Chinese wandte sich um. Er wollte sehen, wie es seinem Gefangenen ging.

Sein Blick traf das zweite, ebenso schreckliche Monster.

Und der Ghoul war nur noch einen Schritt von ihm entfernt ...

Irgendwann kam ich wieder zu mir. Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos gewesen war, aber die Stimmen brachten mich in die Wirklichkeit zurück.

Ich wurde hin und her geschaukelt. Wie auf einem Schiff bei

mittlerem Seegang. Immer wenn ich in ein >Wellental< fiel, schien sich mein Magen in Richtung Kehle zu bewegen. Es war ein schreckliches Gefühl.

Ich hatte Mühe, ein Würgen zu unterdrücken. Auch schien mein Schädel um das Doppelte angewachsen zu sein. Die Augenlider schwer wie Blei, die Zunge hing pelzig im Rachen, und ich spürte Blutgeschmack auf den Lippen.

Mühsam nur begann ich mit der Sammlung meiner Gedanken. Ließ die Ereignisse der vergangenen Minuten Revue passieren. Das Ergebnis war für mich niederschmetternd.

Der berühmte Geisterjäger hatte versagt.

Gleichzeitig war die andere Stimme in mir: Mensch, reiß dich zusammen, John! Stell dich nicht an wie eine Memme!

Zum Glück war die zweite Stimme stärker.

Ich öffnete die Augen.

Dunkelheit. Gestalten links und rechts neben mir. Kräftige Arme, die mich trugen. Bleiche Gesichter starrten auf mich herab. Vor mir sah ich die Rücken der Menschen, starrte auf lange Mäntel oder alte Joppen.

Sie trugen mich durch den Wald. Schweigend. Nur das monotone Geräusch ihrer Schritte war zu hören. Ich war nicht gefesselt, aber ich wußte auch so, daß Flucht keinen Zweck hatte. Sie würden mich bestimmt keine drei Schritte weit kommen lassen, wenn überhaupt.

Dann sah ich zwischen den Sträuchern und Baumstämmen Licht schimmern. Näherten wir uns dem Landhaus?

Nein, nicht dem Sitz des Teufelsgeigers, sondern einem Treibhaus. Die Kolonne stoppte vor einer grau gestrichenen Tür. Jemand schloß auf.

Feuchte, heiße Luft schlug mir entgegen, legte sich schwer auf die Lungen und ließ das Atmen zur Qual werden.

Wir durchschritten einen langen Gang. Links und rechts standen etwas erhöht die Reihen mit zahlreichen Pflanzen.

Über mir sah ich das Glasdach. Es war undurchsichtig.

Leuchtstoffröhren brannten in unregelmäßigen Abständen.

Das Licht schmerzte meinen Augen.

Noch hatte niemand bemerkt, daß ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwacht war. Ich wollte diesen Zustand auch so lange wie möglich geheimhalten.

Vor einer zweiten, wesentlich schmäleren Tür stoppte der Zug abermals.

Die Tür stand offen. Sie führte in einen Abstell- oder Geräteschuppen. Von der Halle fiel genügend Licht herein, um die einzelnen Gegenstände erkennen zu können.

Harken, Forken, Mistgabeln, Spaten, eine alte Karre - und ...

Ein Sarg!

Aus schwarzem, lackiertem Holz.

Mit einem Namen darauf.

JOHN SINCLAIR

Schlagartig kam mir die Erkenntnis. Der Traum, das triumphierende Grinsen des Schwarzen Todes - und der Sarg.

Die Schrecken sollten sich bewahrheiten.

Zwei Männer hoben den Deckel an. Ich sah die weiße Seide der Innenverkleidung. Mein Magen krampfte sich zusammen. Panik wollte mich überfallen.

Ich versuchte es. Mußte einfach etwas tun.

Ich trat mit den Füßen aus, schlug gleichzeitig mit den Händen um mich, traf Körper, hörte Stöhnen und Fluchen.

Dann gaben sie es mir knüppeldick. Sie ließen mich erst gar nicht auf die Füße kommen. Es hagelte Schläge. Vor dem verdammt Sarg fiel ich in die Knie.

Die golden schimmernden Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Ich war nicht bewußtlos. Nein, soweit hatten sie es nicht kommen lassen. Aber es gab kaum eine Stelle an meinem Körper, die nicht schmerzte. Fast hätte ich mir eine Ohnmacht gewünscht. So wären mir die nächsten Ereignisse in meinem Bewußtsein erspart geblieben.

Sie zerrten mich hoch. Ich hörte ihr Lachen, ihr siegessicheres Gegeifer.

Ich machte mich so schwer wie möglich. Es half nichts. Harte Fäuste schleiften mich zum Fußende des Sarges. Ich erhielt einen Stoß und kippte in die komfortable Totenkiste.

Ich fiel weich. Kissen dämpften meinen Fall. Die Seide fühlte sich kalt an. Sekundenlang noch sah ich die bleichen Gesichter über mir. Dann fiel der Deckel zu.

Dunkelheit. Pechschwarz. Undurchdringlich.

Von außen hörte ich dumpfe Geräusche. Die Schrauben wurden festgezogen.

Aus, endgültig.

Ich war lebendig begraben

## LEBENDIG BEGRABEN

Haben Sie schon einmal in einem Sarg gelegen? Ich glaube kaum, und ich möchte es auch keinem von Ihnen wünschen. Es ist einfach unbeschreiblich.

Ich hörte noch, wie der Sargdeckel geschlossen wurde. Dann gab es um mich herum nur die alles verzehrende Dunkelheit. Luft! Ich brauche Luft.

Wie lange reichte der Sauerstoff, der sich in meinem Gefängnis befand? Eine halbe Stunde? Oder mehr?

Ich wußte es nicht, hatte mich mit diesen Dingen noch nie beschäftigt. Mir war nur eines klar: Ich durfte auf keinen Fall zu tief einatmen und mußte sparsam mit dem kostbaren Sauerstoff umgehen.

Leben! Hatte es überhaupt noch einen Sinn? War es nicht egal, ob ich zehn Minuten früher starb - einfach erstickte? Dieser Tod mußte grausam sein. Ich stellte mir schon vor, wie die Luft knapper wurde, immer knapper ...

Wie eine zweite Haut lag der Schweiß auf meiner Stirn. Längst war die Seide der Kissen nicht mehr trocken und kühl, sondern durchgeschwitzt. Ich atmete nur durch die Nase, bewegte die Arme etwas zur Seite und stieß schon an die seitliche Begrenzung des Sarges.

Wenn ich mich konzentrierte, konnte ich die Stimmen der Menschen hören. Die Einwohner von Orlington hatten es tatsächlich geschafft. Mit Zarcadis Hilfe hatten sie mich ausgeschaltet.

Hoffnung? Hatte ich überhaupt noch Hoffnung? Ja, da war noch Suko, der ebenfalls nach Orlington fahren sollte, um mir den Rücken zu decken. Bis jetzt hatte ich von ihm nicht einen Hemdzipfel gesehen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Jemand hob den Sarg an. Die Totenkiste geriet ins Schaukeln. Da die Träger nicht im Gleichschritt gingen, schwang der Sarg bei jedem ihrer Schritte hin und her. Ich fühlte mich wie auf einem Schiff, fiel mal nach rechts, dann wieder nach links.

Ich ahnte, wohin die Träger mich brachten. Zum Friedhof von

Orlington, den ich in verdammt schlechter Erinnerung hatte. Dort war das Grab für mich schon geschaufelt. Der alte Totengräber hatte es mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Ich versuchte, ruhig liegenzubleiben, und wunderte mich, daß ich keine Angst hatte. Normalerweise hätte mich Panik ergreifen müssen.

Nichts. Ich war seltsamerweise ruhig.

Geschichten von Scheintoten fielen mir ein. Man sagte Scheintoten nach, daß sie in ihrer Panik das eigene Totenhemd aufessen, wenn sie kurz vor dem Ersticken sind.

Sollte es bei mir irgendwann auch soweit sein?

Möglich war alles.

Das Schaukeln des Sarges wurde heftiger. Übelkeit befiehl mich. Gepreßt sog ich den Atem durch die Nase ein. Aber wurde die Luft nicht schon schlechter? Hatte ich schon zuviel Sauerstoff verbraucht?

Plötzlich stoppten die Träger.

Wie aus weiter Ferne vernahm ich das Wiehern eines Pferdes. Dann wurde der Sarg wieder angehoben, es gab einen Ruck, einen dumpfen Laut unter mir, und dann stand die Totenkiste. Ich konnte eins und eins zusammenzählen und gelangte zu dem Ergebnis, daß der Sarg auf der Ladefläche eines Wagens stehen mußte. Ich hatte mit meiner Vermutung recht. Sekunden später ruckte der Wagen an. Gedämpft hörte ich das Trampeln von Pferdehufen.

Draußen quietschte etwas. Wahrscheinlich die Räder, deren Lager schlecht geölt waren.

Ich lag jetzt unbeweglich. Auf meiner Stirn sammelte sich der Schweiß zu Tropfen, rann an den Seiten hinab und benetzte das Seidenkissen. Ja, sie hatten sich Mühe gegeben und einen kostbaren Sarg besorgt. Aber der steht mir auch zu, dachte ich in einem Anflug von Galgenhumor. Schließlich hatte ich den Mächten der Finsternis schon so manche Niederlage beigebracht. Ich wußte, wie sehr man mich im Reich der Dämonen haßte. Mein Name wirkte wie ein rotes Tuch. Aber bis jetzt hatte ich noch jeden Fall gelöst.

Meine Gedanken wechselten und kehrten zu meinen Freunden zurück. Jane Collins hatte ich gar nicht zu Gesicht bekommen. Das heißtt, ihre Geistererscheinung sah ich wohl, damit hatte man mich in die Falle gelockt. Aber wo sie gefangengehalten wurde und wie es ihr jetzt ging, das wußte ich nicht.

Und Suko. War er überhaupt in Orlington eingetroffen? Ich hoffte es inständig, denn er war meine letzte Chance. Falls er wirklich im Ort war, mußte ihm meine Beerdigung auffallen. Es bestand ebenso die Möglichkeit, daß Suko, genau wie ich, in eine Falle gelockt worden war.

Der Gedanke daran ließ mein Herz rascher schlagen. War das schon die Angst? Wahrscheinlich.

Ich hielt die Augen geschlossen und konzentrierte mich auf die Geräusche, die von draußen an meine Ohren drangen. Da war nur das Schlagen der Hufe. Das Mahlen der Räder und hin und wieder das Schnauben eines Pferdes. Gespräche hörte ich keine. Durch das steife Liegen schliefen mir Arme und Beine ein. Das wollte ich auf keinen Fall. So bewegte ich die Hände und die Zehen, um etwas für den Kreislauf zu tun.

Der Wagen fuhr in eine Kurve. Die Wegstrecke wurde noch schlechter. Der schwere Sarg bewegte sich auf der Ladefläche. Ich hoffte, daß er hinunterfiel und aufsprang.

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Weiter fuhr der Wagen seinen Weg. Dann bog er auf einmal scharf nach links ab.

Jetzt hatten wir den Friedhof erreicht, das war mir klar.

Und von Suko war noch immer nichts zu merken.

Langsam begannen meine Nerven zu flattern. Meine Finger zitterten, vom Magen her drückte ein würgendes Gefühl in meiner Kehle hoch.

Der Tod kam näher. Sicher hielt er schon seine Knochenhand nach mir ausgestreckt.

Dann hielt der Wagen.

Stimmen. Befehle!

Der Sarg wurde von der Ladefläche gehievt. Wieder schaukelte ich in meinem schmalen Gefängnis hin und her, bis die prächtige Totenkiste auf dem Boden stand.

JOHN SINCLAIR - in schimmernden Lettern stand mein Name auf dem Sargdeckel. Ja, sie wußten, was sie mir schuldig waren, dem berühmten Geisterjäger, dessen Ende unweigerlich näher rückte.

Der Sarg wurde aufgehoben und ein Stück weiter getragen. Unter mir hörte ich schabende Geräusche. Ich ahnte, was sie zu bedeuten hatten. Seile wurden unter dem Sargboden durchgezogen.

Stimmen. »Hebt ihn hoch. Aber vorsichtig. Paßt auf, wenn er in die Grube gelassen wird. Der Teufel soll ihn holen.« Lachen ... Der Kloß vom Magen saß jetzt in meinem Hals. Er erschwerte das Atmen. Wieder schaukelte der Sarg. Und mit jeder Bewegung lief meine Lebensuhr um eine Sekunde ab.

Das Ende kam. Unweigerlich ...

»Gut so!« Gedämpft hörte ich den Rufer. »Laßt ihn jetzt hinunter!« Ruckweise ging es abwärts. Die Männer hatten keine Routine.

Mein Körper spannte sich. Ohne es zu wollen, begann ich zu sprechen. »Raus!« flüsterte ich. »Ich will raus. Mein Gott ...« Tiefer und tiefer sackte der Sarg.

Und Suko griff nicht ein. Niemand half mir. Ich war und blieb allein. Hilflos in meinem engen Gefängnis.

Das ruhmlose Ende eines Geisterjägers. Nicht einmal vierzig Jahre alt war ich geworden. Ich ertappte mich dabei, wie ich zurückdachte. Kindheit, Jugend, Universität ...

Das Gesicht meiner Mutter tauchte auf. Beinahe spürte ich ihre streichelnden Hände an meinen Wangen. Sie schien mir beruhigend zuzusprechen. Warm fühlte ich es an meinem Gesicht herablaufen.

Tränen ...

Der Sarg kam zur Ruhe. Er stand jetzt auf dem Boden des Grabes. Etwas fiel auf den Deckel. Kurz hintereinander.

Es waren die Seile. Die Träger hatten sie in das Grab geworfen. Ich drehte mich in meinem Gefängnis herum. Dann begann ich zu schreien. Brüllte all meine Not und Angst hinaus. Himmel, ich war auch nur ein Mensch.

Niemand hörte mich, oder niemand wollte mich hören. Ich schrie bis zur Erschöpfung. Ein Hustenanfall schüttelte mich durch. Ich bekam kaum noch Luft. Der Sauerstoffvorrat neigte sich dem Ende entgegen.

Mein Tod durch Ersticken war nah ...

Etwas polterte auf den Sargdeckel. Das Geräusch ließ mich zusammenzucken.

Sie warfen Lehm hinab, begruben mich endgültig.

Wieder prallte harte Erde auf den Sargdeckel. Zwei Sekunden später abermals eine Schaufel voller Dreck.

Dann rascher, immer rascher.

Ebenso rasch wuchs die Angst vor dem Tod. Vor dieser endlosen erschreckenden Dunkelheit, vor dem kalten Nichts ...

Ohne es eigentlich zu wollen, faltete ich die Hände. Es war wohl das letzte, was mir noch blieb ...

Mit einem katzenhaften Sprung hechtete Suko zur Seite und landete in einem Gebüsch. Das schleimige Monster, das schon den Arm ausgestreckt hatte, verfehlte ihn.

Suko war sofort wieder auf den Beinen. Die beiden Ghouls, die ihn angegriffen hatten, standen nur wenige Schritte von ihm entfernt. Sie hatten selbst nicht damit gerechnet, daß dieser Mensch schneller war als sie, mußten erst mit ihrer Überraschung fertig werden.

Aber auch Frank Scott, der inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, erfaßte die Situation sofort. »Freßt ihn!« brüllte er. »Er ist Zarcadis Feind!«

Die Ghouls gehorchten. Gleichzeitig setzten sie sich in Bewegung und schllichen auf Suko zu. Aus den Augenwinkeln sah der Chinese, daß Scott auf allen vieren davonkroch, um in den Rücken seines Feindes zu gelangen.

Suko war kein Feigling und auch kein Mann, der schnell aufgab und flüchtete. Er stellte sich zum Kampf. Magische Waffen hatte er nicht. Er mußte versuchen, die Monster mit anderen Mitteln zu besiegen.

Scotts Schrei hatte ihm gezeigt, mit welcher Art von Dämonen er es zu tun hatte. Mit Ghouls - den Leichenfressern, den schrecklichsten und widerlichsten aller Dämonen. Und Suko wußte auch, daß man sie entweder mit Feuer oder mit einer silbernen Kugel vernichten konnte. Beides hatte er nicht zur Hand. Kurzentschlossen brach der Chinese einen starken Ast von einem der Bäume ab. Das Holz knackte und splitterte. Suko hatte trotz seiner immensen Kraft Mühe, das Holzstück loszureißen. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig.

Aus der Drehung heraus drosch er zu. Er fegte dem von rechts kommenden Ghoul das Astende gegen den unförmigen Schädel. Etwas Seltsames geschah. Der Ghoul wurde nicht zurückgetrieben, sondern nahm den Ast in seinem Körper auf. Er verarbeitete ihn direkt, zog mit solch ungeheurer Kraft daran, daß Suko loslassen mußte.

Augenblicklich wechselte Suko seinen Standort. Das war gut so, denn Ghoul Nummer zwei rückte ihm schon dicht auf den Leib. Eine Berührung wollte Suko unbedingt vermeiden. Er war schließlich nicht lebensmüde.

Suko tauchte unter, rollte sich mit eingezogenem Kopf über den Boden und kam mit einem anderen Ast wieder hoch.

Genau vor Frank Scott!

Und der hielt ebenfalls einen Ast in der Hand.

Sie schlugen mit den Knüppeln aufeinander ein.

Der Chinese war um den Bruchteil einer Sekunde schneller.

Scott wurde fast aus den Schuhen gehoben. Mit einem erstickten Schrei verschwand er im Gebüsch. Suko wußte nicht, ob Scott bewußtlos war. Sicherheitshalber hechtete er hinter Scott her, doch Scott >schlief< bereits. Suko war beruhigt.

Und dann hatte er Glück.

Seine Finger fühlten plötzlich etwas Kaltes. Metall.

Eine Pistole.

Eine Beretta.

Johns Beretta!

Und die war mit geweihten Silberkugeln geladen. Kugeln, die auch einen Ghoul fällten.

Suko hatte das Gefühl, einen elektrischen Schlag erhalten zu haben. Einen Kraftstrom. Er konnte sein Glück kaum fassen. Jetzt würde es den Ghouls an die Wäsche gehen.

Suko riß die Beretta an sich, rollte zweimal um die eigene Achse und sah im nächsten Moment einen der Ghouls durch halbhohes Gebüsch brechen.

Das Monster hatte sich verändert. Trotz der miesen Lichtverhältnisse bemerkte Suko die Reißzähne in dem abstoßend häßlichen Gesicht. Von dem übrigen Körper konnte er nicht viel erkennen, aber es reichte ihm auch schon so.

Der Ghoul stieß ein siegessicheres Gebrüll aus, sah Suko und stürzte sich auf ihn.

Er stolperte genau in die Schußlinie.

Während Suko auf dem Boden lag, feuerte er. Das geweihte Silbergeschoß stieß den Ghoul zurück. Farnkraut und Gras bedeckten seinen Körper. Das Gebrüll, das im nächsten Augenblick durch den Horror-Wald schallte, hatte nichts Menschliches mehr an sich. Suko konnte den Ghoul nicht sehen, doch die Geräusche, die dieser bei seinem Todeskampf aussieß, reichten ihm.

Wie ein Rekrut robbte Suko über den Boden.

Irgendwo lauerte der zweite Ghoul.

Suko grinste hart, als er daran dachte. Er hatte schon einen Plan ausgeknobelt, und darin spielte der Ghoul eine wichtige Rolle. Schon allein bei dem Namen Ghoul überkam einen normalen Menschen das Schütteln. Diese Aasgeier der Dämonenhierarchie konnten verschiedene Gestalten und Formen annehmen.

Vielleicht als Ausgleich für ihre Widerwärtigkeit.

Nur der Geruch von Moder und Verwesung, der haftete ihnen in jeder Gestalt an.

Der Chinese verhielt sich jetzt ruhig. Er wollte dieses verdamte Monster aus der Reserve locken. Das Brüllen des sterbenden Ghouls hatte aufgehört und war von einer nächtlichen Stille abgelöst worden. Suko schien es, als halte selbst die Natur den Atem an, als würde sie darauf warten, wer nun als Sieger aus dem Kampf hervorging.

Die Zeit verrann. Minute reihte sich an Minute. Suko hatte das Naturell seiner Väter geerbt. Geduld gehörte zu seinen großen Tugenden.

Dann schreckte ihn ein Geräusch auf. Es kam von vorn, war gar nicht mal weit entfernt.

Der Chinese versuchte, mit seinen Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Es war schwer. Bäume und Büsche schienen ein Eigenleben zu führen. Je länger Suko in die Dunkelheit starre, um so größer wurde das Gefühl, von allen Seiten eingeschlossen zu sein.

Lauerten noch mehr Feinde?

Hier und da raschelte es. Wind bewegte das Gras und den Farn. In den Baumkronen schienen Schatten hin- und herzuhuschen.

Waren es Gehilfen des Ghouls? Boten aus dem Dämonenreich? Die Schatten waren nur Einbildung, aber ein anderer Gegner lauerte auf den Chinesen.

Die Bluteule!

Lautlos war sie zu dem Chinesen geflogen. Jetzt hockte sie auf einem Ast, schräg über ihm, drehte den Kopf und starrte den Chinesen aus ihren blutroten Augen an.

Sie spannte die Flügel und schnellte sich von dem Ast.

Wie ein Stein sauste sie herunter.

Suko hatte das Gehör eines Fuchses. Ein winziges Geräusch nur warnte ihn, er riß den Kopf nach rechts, sah die Glutaugen, den schweren Körper, und dann prallte die Eule schon auf ihn. Instinktiv hatte Suko den linken Arm gekrüummt und ihn abwehrend hochgerissen. Die beiden mörderischen Krallen hackten in die Ledermontur seiner Motorradkluft. Das Leder war stabil und reißfest. Normalerweise hätten die verdammten Krallen der Eule es nicht durchstoßen.

Suko hieb mit dem Pistolenlauf zu. Zweimal.

Er traf hart, und die Eule schrie krächzend auf. Wild und unkontrolliert flatterte sie mit den Flügeln, der zweite Schlag hatte sie auf den Boden befördert.

Suko schoß.

Die Silberkugel drang durch den breiten Schädel der Eule, traf genau zwischen die Augen.

Und in den Schuß mischte sich ein röhrender Schrei.

Der Ghoul war da. Er hechtete auf Suko zu. Grausam war sein Gesicht verzerrt, weit der Rachen aufgerissen. Die Hände hatte er vorgestreckt. Seine Finger waren zu gefährlichen Klauen gekrümmmt. Damit wollte er dem Chinesen an die Kehle.

Wieder schlug Suko mit dem Pistolenlauf zu. Und er traf.

Gleichzeitig warf er sich zur Seite, so daß der Ghoul neben ihm zu Boden krachte.

Gedankenschnell war Suko über ihm. Hart preßte er ihm die Mündung der Beretta gegen die Schläfe.

Der Ghoul erstarre.

Suko lachte leise. »Hör zu, mein Freund!« zischte er. »Diese Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Dein Freund hat die Kostprobe nicht überlebt, Du hast noch eine Chance. Wenn du redest!«

Der Ghoul knurrte. Das Geräusch drang tief aus der Kehle.

»Was - was willst du wissen?«

Suko bog den Oberkörper etwas zurück, da er den Gestank, der von dem Ghoul ausging, nicht ertragen konnte. »Wo befindet sich John Sinclair?«

»Auf dem Friedhof!«

»In Orlington?«

»Ja. Man hat ihn dort begraben. Du hast keine Chance mehr.

Sinclair wird sterben. Er wird lebendig ersticken, krepieren.«

Tief saugte Suko die Luft ein. »Du Bastard!« keuchte er, und dann drückte er ab.

Der zweite Ghoul schrie nicht, als er starb. Suko empfand mit dieser widerlichen Kreatur kein Mitleid. Den Ghouls war jedes menschliche Gefühl fremd. Hätte Suko ihn am Leben gelassen, wäre durch ihn sicherlich noch viel Unheil angerichtet worden.

Wieder war Suko zu spät gekommen. Und er erinnerte sich an die Worte des jungen Mädchens. Monja Dunhill hatte ihn gewarnt. Er hätte auf dem Friedhof bleiben sollen. Jetzt war es vielleicht zu spät.

Trotzdem rannte Suko los. Er erreichte den hohen schmiedeeisernen Zaun, kletterte hastig hinüber und lief weiter. Ein einsamer Mann, den die Hoffnung verlassen hatte. Zum erstenmal in seinem Leben spürte Suko große Angst um seinen Freund John Sinclair ...

Es war unbeschreiblich grausam!

Mit jeder Schaufel Erde, die auf den Sargdeckel polterte, schien ein Fünkchen Leben aus mir zu entweichen. Längst hörte sich der Aufprall des feuchten Lehms nicht mehr so laut und polternd an. Die Geräusche waren dumpfer geworden. Ein Zeichen, daß über dem Sarg die Erde hochwuchs.

Der erste Panikanfall war abgeklungen, hatte einer nüchternen Überlegung Platz gemacht.

Ich mußte aus dem verdammt Sarg raus. Wild trommelte ich gegen den Sargdeckel, versuchte ihn hochzustemmen, drückte auch mit den Knien dagegen, aber er rührte sich nicht.

Der Deckel saß wie angeschweißt. Die Aktion hatte viel Sauerstoff gekostet. Ich hatte mich regelrecht verausgabt. Bekam kaum noch Luft. Vor meinen Augen wallten Schleier auf.

War das das Ende?

Immer mehr Erde fiel auf den Sarg. Ich hörte die Geräusche kaum noch. Ich warf mich in der luxuriösen Totenkiste hin und her, zerriß in einem Panikanfall die kostbare Seidenbespannung des Sarges, preßte mein Gesicht gegen das Holz, spürte die Tränen, die an den Wangen hinabliefen, keuchte, würgte und schnappte nach Luft.

Schon plagten mich Wahnvorstellungen. Ich sah mich in einem Luxushotel am Swimmingpool. Neben mir Jane Collins. In einem hautengen Bikini. Fröhliche, lachende Menschen. Wir tanzten.

Janes Lippen schimmerten verführerisch dicht vor meinem Mund. Gedämpfte Beleuchtung, weiche, einschmeichelnde Rhythmen - und dann - über allem das grinsende Gesicht des Schwarzen Tods.

Die Szene verblaßte. Dunkelheit, der Sarg ...

Ich schrie und brüllte - hustete, schnappte nach Luft. Sie wurde verdammt knapp. Kaum noch Sauerstoff.

Schon griff die Knochenhand des Sensenmannes nach mir. Ich bäumte mich noch einmal auf, vermeinte unter mir ein Geräusch zu hören, dann explodierten tausend Sonnen vor meinen Augen, und danach folgte das schwarze Nichts ...

Suko rannte über die menschenleere Hauptstraße. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Schwer arbeiteten seine Lungen. Der Chinese mobilisierte alle Kraftreserven.

Er sah keinen Menschen. Hinter den Hausfenstern brannte kaum Licht. Nur vereinzelt bemerkte Suko einen hellen Schein. Der Chinese mußte das Dorf durchqueren, um den Friedhof zu erreichen. Er hörte die. Stimmen bereits, als er noch einige Yards von dem Totenacker entfernt war. Fackellicht geisterte über die Grabreihen. Der rötliche Schein spiegelte sich auf den Gesichtern der Menschen wider.

Suko flankte über die Mauer. Sein Gang war federnd und verriet die Geschmeidigkeit einer Raubkatze, als er über den Friedhof lief. Die Menschen sahen ihn, unternahmen aber nichts. Schweigend wichen sie zur Seite. Bildeten eine Gasse.

Suko erreichte das frisch aufgeworfene Grab. Zwei Männer waren dabei, die obere Erdschicht plattzuklopfen. Suko kam über sie wie ein Wirbelsturm. Er riß einem Mann die Schaufel aus der Hand, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn durch.

»Liegst dort unten John Sinclair?« schrie er den Mann an.  
Der nickte.

Suko atmete tief ein. »Verdammt!« rief er und stieß den Mann zur Seite. Die Schaufel behielt er in der Hand.

Suko begann zu graben. Er ignorierte die Blicke der anderen stach das blanke Schaufelblatt in die Erde und warf den aufgehäuften Lehm ruckartig hinter sich.

Suko arbeitete wie ein Besessener. Die Umstehenden kümmerten ihn nicht, er wollte auch die letzte Chance ausnutzen, um das Leben seines Freundes zu retten.

Er merkte nicht, daß sich die Dorfbewohner zurückzogen. Fast lautlos verschwanden sie, gingen zurück in ihre Häuser und verkrochen sich. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt. Zarcadi würde zufrieden sein.

Suko war in Schweiß gebadet. Er riß den Reißverschluß seiner Lederjacke auf. Er stand schon bis zu den Knien im weichen Lehm und schaufelte weiter. Unverdrossen, ohne Pause.

Neben ihm wölbte sich bereits ein schwerer Lehmhügel. Der Wind hatte aufgefrischt und den Himmel zum Teil von den Wolken freigefegt. Wie ein heller Ballon stand der Mond am Firmament. Geisterhaft streute er sein Licht auf die Erde und umflochte mit seinem Schein den kleinen Friedhof.

Die Szene sah gespenstisch aus. Der kräftige Mann schaufelte ein Grab aus, um seinen besten Freund zu retten, der darin begraben war.

In Bächen lief Suko der Schweiß über das Gesicht. Er gab nicht auf, warf alles in die Waagschale.

Er sah nicht, was um ihn herum passierte. Er hatte nur Augen für seine Arbeit.

Aus dem Schatten der Friedhofsmauer löste sich eine schmale Gestalt. Ein Mädchen.

Es trug einen weitgeschnittenen dunklen Mantel. Das Haar hatte es durch ein Kopftuch verdeckt.

Das Mädchen war Monja Dunhill. Vorsichtig blickte sich Monja um. Niemand brauchte zu sehen, was sie um diese Zeit auf dem Friedhof trieb. Wenn ihr Vater merkte, daß sie sich mit dem Fremden traf, dann war ihr Schicksal besiegt.

Monja hatte nichts mehr zu Hause gehalten. Sie mußte einfach raus, mußte sehen, ob es noch eine Chance gab.

Suko merkte nichts. Er war völlig in seine Arbeit vertieft. Erst als Monja neben ihm stehenblieb, sah er auf, ließ die Schaufel aber nicht sinken, sondern schuftete weiter.

Monja sagte nichts. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Lippen murmelten unhörbare Worte.

Immer tiefer grub Suko sich vor. Jeweils nach zwei Sekunden flog eine Schaufel Lehm aus dem Grab. Der Chinese hatte nicht

nachgelassen, er kannte keine Pause, er arbeitete weiter wie ein Besessener.

»Sie hätten auf mich hören sollen«, sagte Monja plötzlich.  
Suko gab keine Antwort.

Monja trat dichter an das Grab heran. Im Mondlicht konnte sie Sukos schweißüberströmtes Gesicht erkennen. Und sie sah die Angst in seinen Augen leuchten.

Plötzlich schrie Suko auf. »Der Sarg, ich habe den Sarg berührt!« Er arbeitete noch wilder, angetrieben von einer ungezügelten Hoffnung. Er kratzte mit der Schaufelseite über den Sargdeckel, befreite ihn vom Dreck.

»Wenn er tot ist, ich weiß nicht, was ich mit denen hier mache«, flüsterte er heiser.

Wie ein Wilder räumte er zu beiden Seiten der prächtigen Totenkiste den Lehm weg und fand Platz, sich zwischen Sarg und Grabwand zu klemmen.

Vom Rand der Grube blickte Monja Dunhill in das Grab. Ihr Gesicht war unter dem dunklen Kopftuch nur als blasser Fleck zu sehen.

Suko stellte die Schaufel weg, ging in die Knie und suchte nach dem Deckelverschluß. Die Verschlüsse befanden sich dicht unter den Griffen und waren leicht zu öffnen. Man brauchte sie nur zur Seite zu drücken.

Suko schlug mit der Faust die Verschlüsse an den beiden Sargseiten zurück.

Jetzt konnte er den Deckel abheben.

Er spürte sein Herz hämmern.

Er wagte kaum zu atmen, als er den dunklen Sargdeckel hochstemmte und ihn zur Seite wuchtete.

Der Mond stand so günstig, daß er direkt in den offenen Sarg schien und jeden Winkel ausleuchtete.

Mit einem überraschten Schrei zuckte Suko zurück.

Der Sarg war leer!

Suko hatte das Gefühl, selbst tief im Boden zu versinken. Er starre in den Sarg, schüttelte den Kopf, schloß die Augen, öffnete sie wieder - das Bild blieb.

Von John Sinclair keine Spur.

Suko merkte, wie es ihm schwindlig wurde. All die Anstrengungen und die Nervenbelastungen der letzten Stunden machten sich jetzt bemerkbar. Seine Knie wurden weich.

Vom Grabrand hörte er Monjas Stimme. »Er - er ist weg!« flüsterte das Mädchen. »Verschwunden ...« Sie schluchzte auf. »O mein Gott.«

Suko hob den Blick. »Haben Sie eine Erklärung?« fragte er. »Nein ...«

Die Antwort kam zögernd.

Der Chinese riß sich mit Gewalt zusammen. Er nahm seine Lampe und leuchtete in den leeren Sarg hinein. Mit der freien Hand tastete er die Kissen ab. Er fühlte die Seide unter seinen Fingern und spürte auch die Feuchtigkeit, die Tränen und Schweiß hinterlassen hatten. Sie war noch nicht eingetrocknet. Plötzlich wurden Sukos Augen groß. Der Stoff- auf dem Sargboden gab unter dem Druck seiner Hand nach; Der war auch etwas nach innen gebeugt. Warum?

Suko riß den Stoff auseinander. Es ging leichter, als er es gedacht hatte. Die Polsterung mußte schon vorher ...

Der Chinese hielt den Atem an. Was er entdeckte, war für ihn genauso schockierend wie vorhin der Anblick des leeren Sarges. Die Totenkiste hatte keinen Boden!

Suko fühlte feuchtes Erdreich. Er wühlte darin herum, suchte irgendein Loch, einen Ausstieg - nichts.

Nur Lehm spürte er zwischen seinen Fingern.

»Wie ist das nur möglich?« murmelte er.

Langsam richtete er sich auf. Seine Bewegungen wirkten eckig, kraftlos. Sukos Stirn hatte sich in Falten gelegt. Seine Gedanken wirbelten. Er begriff einfach nicht, was sich hier seinen Augen bot. Die Schwarze Magie mußte übermächtig sein. Der ganze Ort, die Menschen, der Horror-Garten - was war hier eigentlich noch normal?

Kopfschüttelnd kletterte Suko aus dem Grab. Er versuchte, seiner Entdeckung eine positive Seite abzugewinnen. Wenn John Sinclair nicht mehr in diesem Sarg lag, dann stellte sich die Frage, ob er vielleicht noch am Leben war. Hatte er es im letzten Augenblick doch noch geschafft, seinen Gegnern zu entwischen? Wenn ja, wo steckte er dann?

»Hast du eine Erklärung?« fragte er das Mädchen erneut. Monja schüttelte den Kopf.

»Aber es muß eine geben!« Suko beharrte auf seinem Standpunkt. »Und ich werde sie finden. Du hast mir von John Sinclair erzählt und von deinem Vater. Und ihn werde ich fragen!« »Nein!« Monja schüttelte den Kopf und krallte ihre Hände in Sukos Jacke, »Bitte nicht ...«

Suko sprengte den Griff. »Doch, ich werde mit ihm reden. Ich will endlich wissen, was gespielt wird.« Er lächelte. »Keine Angst, dir wird nichts passieren. Man wird uns nicht zusammen sehen. Komm jetzt, ich möchte keine Zeit mehr verlieren.«

Der Chinese faßte Monja bei der Hand. Schweigend schritten sie über den Friedhof. Blaß leuchteten die vom Mondlicht umschmeichelten Grabsteine. Der Wind trug den Geruch von verwelktem Laub, vermoderten Blumen und frisch aufgeworfener Erde an Sukos Nase. Eine Wühlmaus huschte dicht vor ihnen über den Boden. Mit einem Pieplaut verschwand sie hinter einem halb umgekippten Grabstein.

Suko und Monja erreichten den Ausgang und traten auf die Straße. Monja blieb stehen.

»Lassen Sie mich jetzt allein gehen«, bat sie. »Sie finden das Haus, in dem ich wohne, auch ohne mich. Es ist das größte im Ort. Unten befindet sich ein Gasthaus.«

»Okay, geh nur. Aber wenn ich Fragen habe, werde ich mich an dich wenden.«

Monja nickte hastig und verschwand.

Sie ließ einen nachdenklichen Suko zurück, dem die schweren Gedanken auch nicht aus dem Kopf gingen, als er sich seinem Ziel näherte. Obwohl die Straße an beiden Seiten von Häusern flankiert war, fühlte sich Suko einsam wie auf einer verlassenen

Insel. Kein Mensch ließ sich blicken. Nicht einmal hinter den Scheiben tauchten Gesichter auf. Mittlerweile war auch das letzte Licht verloschen.

Suko erreichte das Gasthaus. Dunkel lag die Fassade vor ihm. Mondlicht spiegelte sich auf den kleinen Fensterscheiben. Irgendwo bewegte sich eine Holzlatte im Wind. Rhythmis chslug sie gegen die Hauswand.

Suko tastete mit seinen Blicken die Front des Hauses ab. Soweit er sehen konnte, hatte niemand seine Ankunft beobachtet. Er ging vor bis zur Tür und drehte den Knauf. Sie war offen. Erwartet man ihn etwa, oder waren die Menschen hier in Orlington immer so leichtsinnig?

Sicherheitshalber zog Suko John Sinclairs Beretta. Dann schlich er in das Haus.

Der Gastraum nahm ihn auf. Es roch nach abgestandenem Bier und kaltem Rauch. Über dem gesamten Raum lag der Schleier der Dunkelheit. Spärlich nur sickerte das Mondlicht durch die Scheiben. Suko konnte Umrisse erkennen und ging vor bis zur Theke. Die rohen Holzdielen knarrten unter seinen Schritten. Das Geräusch ließ sich beim besten Willen nicht vermeiden.

Sukos Blicke waren überall. Die Beretta in seiner Hand machte jede Bewegung mit. Der Chinese nahm sich vor, die Waffe bei der nächsten Gelegenheit nachzuladen. Einen Reserveschlüssel hir den Bentley besaß er. Und im Handschuhfach lag immer ein gefülltes Magazin mit Silberkugeln.

»Was wollen Sie hier?«

Suko ruckte herum. Die Stimme, die ihn ansprach, kam von rechts, wo sich der Tresen befand.

Hinter der Theke tauchte ein Mann auf. Soviel Suko erkennen konnte, war er waffenlos. Er hatte die Hände flach auf die Holzplatte des Tresens gelegt.

Suko senkte die Mündung der Beretta, um seine friedlichen Absichten zu demonstrieren. »Sind Sie der Wirt hier?« erkundigte er sich mit neutraler Stimme.

»Ja«, lautete die einsilbige Antwort.

»Ich suche einen Freund.«

»Hier ist niemand.«

Suko ging noch einen Schritt vor, beugte sich über den Tresen und blickte dem Wirt in die Augen. »Mein Freund heißt John Sinclair. Sie wissen nicht zufällig, wo er sich befindet?«

»Ich kenne keinen Sinclair.«

Suko verlor die Geduld. Mit der linken Hand packte er zu, drehte das Hemd des Wirtes zusammen und zog den Mann halb über den Tresen. Obwohl Dunhill nicht gerade zu den schmächtigen Typen gehörte, bereitete es Suko doch keine Schwierigkeiten, ihn sich heranzuholen.

Ihre Blicke bohrten sich ineinander.

»Jetzt hör mir einmal genau zu, Freundchen. Ich bin kein Clown, und ich bin erst recht nicht zum Spaß in dieses verdammt gottverlassene Kaff gekommen. Ich suche John Sinclair, und ich weiß, daß er hier war. Du und deine Freunde, ihr habt ihn in einen Sarg gesteckt und begraben. Ich habe das verfluchte Grab und den Sarg wieder geöffnet. Der Sarg war leer. Von John Sinclair keine Spur. Und du wirst mir jetzt sagen, wo ich ihn finden kann.«

»Ich weiß nichts.«

Über Sukos Lippen drang ein Knurrlaut. Er stieß den Wirt zurück. Plötzlich begann Dunhill zu sprechen.

»Verschwinden Sie«, sagte er mit tonloser Stimme. »Verlassen Sie Orlington, und lassen Sie uns in Ruhe. Ich weiß nicht, wo ihr Freund ist. Fragen Sie Zarcadi. Er ist unser Meister. Wir gehorchen ihm. Es geht uns gut,«

Suko lachte hart. »Das sehe ich. Eure Gedanken sind ausgeschaltet. Einen eigenen Willen habt ihr nicht. Ihr werdet elendig eingehen, wenn ihr so weitermacht. Aber das ist nicht mein Bier. Ich will John Sinclair finden.«

Der Wirt hob nur die Schultern.

»Und Jane Collins? Wo ist die?« fragte Suko.

»Kenne ich nicht.«

Das glaubte Suko dem Mann sogar. Er biß sich auf seine Lippen. Im Moment kam er sich ziemlich überflüssig vor. Er wußte nicht, wo er den Hebel ansetzen sollte. Die Lage war ver-

fahren. Seine einzige Spur zu diesem Zarcadi war Frank Scott. Aber der lag bewußtlos im Horror-Wald. Falls er nicht schon erwacht war und neue Untaten plante.

Wenn er wenigstens Jane Collins bei sich hätte. Die Detektivin wußte sicherlich mehr. Aber auch sie war verschwunden. Blieb nur noch die Möglichkeit, Zarcadis Landhaus auf den Kopf zu stellen. Also genau das, was er schon zuvor wollte.

»Haben Sie hier Telefon?« fragte Suko.

»Nein.«

Der Chinese schlug mit der flachen Hand auf den Tresen. »Das gibt es doch nicht!«

»Wir haben keinen Anschluß mehr.«

Suko unterdrückte einen Fluch. Er blickte den Wirt noch einmal an und sagte: »Wir sprechen uns noch.« Dann machte er auf dem Absatz kehrt. Mit raschen Schritten verließ Suko das Gasthaus.

Telefon gab es in diesem Kaff nicht. Aber der Bentley war mit Autotelefon ausgerüstet.

Suko hatte vor, Land und Leute mobil zu machen, um die Suche nach John Sinclair anzukurbeln. Land und Leute waren in diesem speziellen Fall ein Mann. Und der hieß Bill Conolly, das vierte As in diesem höllischen Spiel!

Ein All von Sternen und Sonnen platzte vor meinen Augen auf. Dazwischen schwirrten bunte Spiralnebel, die von einem gewaltigen Sog davongetragen wurden.

Der Sog hatte auch mich gepackt. Er trieb mich umher, schüttelte mich durch. Ich wußte nicht, wo oben und unten war. Ich fiel und fiel und fiel.

Das also war das Ende, das Gefühl nach dem Tod, worüber schon zahlreiche Wissenschaftler geschrieben hatten. Mein Geist mußte sich vom Körper gelöst haben und schwebte jetzt in den unendlichen Dimensionen, wo Raum und Zeit eins waren und sich aufhoben ...

Ich konnte meinen Körper bewegen, die Hände, die Füße. Ich

registrierte es nur im Unterbewußtsein, erfaßte es nicht richtig. Die rasende Fahrt durch den Tunnel wollte einfach kein Ende nehmen.

Abrupt stoppte die Bewegung.

Ich spürte einen harten Schlag. Verschwunden waren die farbigen Sonnen, die rasenden Spiralnebel, die Dunkelheit, das Gefühl des endlosen Fallens ...

Ich öffnete die Augen.

Rötlich schimmerndes Licht. Es gloste aus allen Richtungen. Nebelschwaden waberten um mich herum, fingen mich ein wie Geisterfinger. In meinem Kopf breitete sich ein dumpfes Gefühl aus. Hinter den Schläfen tuckerte und hämmerte es.

Das Atmen fiel mir schwer. Die feuchte, viel zu warme Luft war nichts für mich. Ich blieb still auf dem Rücken liegen und versuchte, alle Reflexe unter Kontrolle zu bekommen.

Fünf Minuten - nach meiner Schätzung jedenfalls - brauchte ich. Ich merkte, wie ich wieder zu mir selbst fand, wie meine Gedanken anfingen, sich zu formieren.

Deutlich standen die letzten Ereignisse noch vor meinem geistigen Auge.

Ich sah mich selbst im Sarg liegen, erinnerte mich an die Panik, die mich überfiel, und die brutale Todesangst, die mich umklammerte. Aber dann - kurz bevor ich dachte, es wäre endgültig aus - hatte ich noch ein anderes Geräusch gehört. Ein nicht zu identifizierendes. Aber es war unter mir aufgeklungen. Unter mir, obwohl ich auf dem Boden eines Sarges lag?

Ich schüttelte den Kopf und wunderte mich, daß ich nicht einmal Schmerzen hatte.

Es ging mir also relativ gut.

Ich versuchte es und stand auf. Es bereitete mir auch keinerlei Schwierigkeiten. Zwar hatte ich noch ein flaues Gefühl in den Beinen, aber das ließ sich überwinden.

Ich machte die ersten zaghaften Schritte. Unter meinen Schuhen befand sich kalter Steinboden. Er war von Spalten und Rissen durchzogen, aus denen Nebelschwaden krochen und sich schleierartig verteilten.

Über mir wölbte sich ein rötlichvioletter Himmel, ich konnte ihn sehen, wenn hin und wieder der Nebelschleier aufriß.  
Ich ging los. Schritt für Schritt marschierte ich durch das mir unbekannte Land. Schon bald klebten mir die Sachen am Körper. Die Hitze trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Ich fühle mich wie ausgewrungen.

Und nirgendwo ein Geräusch. Ich war eingebettet in eine beklemmende, atemberaubende Stille, die an den Nerven zerrte und mich schaudern ließ.

Wohin war ich nur geraten?

In eine andere Welt? In eine andere Dimension? War ich unter Umständen durch ein transzendentales Tor in die Welt der Dämonen verschleppt worden?

Es war immerhin möglich.

Ich sah meine Chancen verdammt nüchtern. Es war schwer, zu überleben, wenn nicht unmöglich. Ein Mensch konnte sich einfach nicht an die Gegebenheiten in der Welt der Dämonen anpassen. Er mußte entweder eingehen oder wurde einer von ihnen.

Aber jetzt hatten mich die Mächte der Finsternis endlich hier. Lange genug hatte es gedauert. Doch die Chance würden sie sich nicht entgehen lassen.

Geisterjäger John Sinclair befand sich waffenlos in ihrem Reich!  
Der Wunsch eines jeden Dämons.

Er war in Erfüllung gegangen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Der Nebel lichtete sich plötzlich, teilte sich wie ein Vorhang auf der Bühne.

Der Vergleich mit der Bühne war gar nicht mal schlecht gewählt. Vor mir stand ein gewaltiger Thron.

Ich blieb stehen, starre den Thron an.

Er war aus Holz gefertigt, hatte breite Armlehnen, die an der Vorderseite mit Totenschädeln verziert waren. Die Augenhöhlen darin schienen mich höhnisch anzuglotzen. Rechts und links neben dem Thron hockten zwei fischgesichtige Monster auf dem Boden. Die Monster hielten lange Speere in den Händen, hatten eine grüne, schuplige Haut, ein vorgeschobenes Fischmaul und

runde Glotzaugen. Mit einem Menschen hatten sie nur Beine und Arme gemein. Wenn sie ihr Maul öffneten, präsentierten sie höllisch scharfe Reißzähne.

Auf den Schultern der Monster hockten zwei Bluteulen. Ihre glutroten Augen waren auf mich fixiert.

Doch all die Monster waren harmlos gegen den Mann, der auf dem Thron hockte und dessen Totenschädel sich zu einem sattenischen Grinsen verzogen hatte.

Es war mein Erzfeind - der Schwarze Tod!

Er winkte mir mit seiner Knochenhand. »Willkommen in der Hölle, John Sinclair!«

Jane Collins fühlte sich unsagbar elend. Wie lange hatte sie bewußtlos dagelegen?

Eine Stunde, zwei?

Die blonde Detektivin wälzte sich auf den Bauch. Langsam wurde ihr Blick klar. Dicht vor ihren Augen sah sie ein Tischbein. Sie hob den rechten Arm, erreichte mit den Fingern die Tischplatte und zog sich mühsam daran hoch.

Der Schwindel kam plötzlich. Er packte Jane, ließ sie taumeln. Im letzten Augenblick fiel die Detektivin in einen Sessel. Tief atmete sie durch. Sie fühlte sich wie ausgewrungen, matt und schlaff waren ihre Glieder.

Bruchstückhaft kehrte die Erinnerung zurück, formte sich zu einem Bild.

Jane Collins warf einen Blick auf ihre Uhr. Schon sechzig Minuten nach Mitternacht. Demnach hatte sie ungefähr drei Stunden bewußtlos gelegen.

Was war inzwischen geschehen? Hatte John es geschafft? War er dem Dämon entkommen?

Oder aber ...

Sie wagte den zweiten Gedanken gar nicht zu Ende zu denken. Mit eckigen Bewegungen stand sie auf. Es ging ihr wieder besser. Das flauhe Gefühl hatte nachgelassen.

Jane sah sich um und erkannte, daß sie sich in dem Zimmer des

Landhauses befand, das ihr zugewiesen worden war. Sie ging zur Tür, wunderte sich, daß nicht abgeschlossen war, und trat in den Gang.

Es war seltsam still in dem großen Haus. Kein Geräusch, kein Knarren der Dielen, keine menschliche Stimme - nichts. Leer und verlassen präsentierte sich das unheimliche Landhaus.

Jane Collins ging in Richtung Treppe. Lautlos schritt sie die breiten Stufen hinab. Sie gelangte ins Erdgeschoß, und auch hier begegnete ihr niemand.

Zarcadi schien nicht da zu sein. Auch seine Diener nicht, die Einwohner des Dorfes.

Unangefochten erreichte die Detektivin die große Eingangstür. Sie war ebenfalls nicht verschlossen.

Jane ging nach draußen.

Wie eine dunkle Wand lag der Wald vor ihr. Finster und drohend. Jane Collins lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Doch wenn sie nach Orlington wollte, dann mußte sie den Wald durchqueren. Es ging kein Weg daran vorbei.

Sie stieg die Treppe hinab. Schon bald begann der dschungelartige Horror-Wald. Verfilztes Unterholz, hohe Bäume, deren Zweige sich berührten und ein grünes natürliches Dach bildeten, das sogar den Regen abhielt.

Jane lief durch den Wald. Sie hatte das Gefühl, von tausend Augen beobachtet zu werden, doch wenn sie sich umsah, konnte sie nichts entdecken.

Niemand griff sie an - niemand lauerte ihr auf. Jane erreichte das Gitter, das den verwilderten Park vom normalen Wald abtrennte.

Plötzlich blieb sie stehen.

Neben dem schmiedeeisernen Tor stand ein Mann.

Jane sah ihn genau, er jedoch nahm von ihr keine Notiz. Er hielt sich den Kopf und stöhnte laut. Ein Dämon schien er nicht zu sein. Jane Collins wagte es und ging auf den Unbekannten zu. »Hallo«, sagte sie. Ihre Stimme klang zaghaft.

Der Mann ließ die Hände sinken und starrte Jane an.

»Wer - wer sind Sie?« fragte er.

»Mein Name ist Jane Collins! «

Die Detektivin sah, daß der Unbekannte zusammenzuckte, sich aber danach sofort wieder in der Gewalt hatte.

»Darf ich fragen, wie Sie hierher kommen?« fragte er.

Jane beschloß blitzschnell, nicht die Wahrheit zu sagen. »Ich habe mich verlaufen«, log sie.

»Ah ja.«

»Und Sie? Was ist mit Ihnen?«

Der Mann grinste.

»Ich heiße Frank Scott«, erwiderte er. Mehr nicht.

»Wollen Sie auch nach Orlington?« fragte Jane.

»Mal sehen. Eigentlich ...« Er wollte noch etwas sagen, verschluckte die Worte aber dann.

»Ist das Tor offen?« fragte Jane.

Scott nickte. Er war ziemlich blaß. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Das Gesicht glänzte vor Schweiß. Nervös nagte Scott auf seiner Lippe.

Die Detektivin ging auf ihn zu und an ihm vorbei. Sie zog das Tor auf. Es quietschte erbärmlich. Ehe Jane das Grundstück verließ, fragte sie: »Kommen Sie jetzt mit?«

»Waren Sie im Haus?« Scott antwortete mit einer Gegenfrage. Jane verneinte, einen lauernden Ausdruck in seinen Augen zu sehen. Sie war sich jedoch nicht sicher.

»Ja, ich war im Haus.«

»Und? Ich meine Professor Zarcadi. Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Sie kennen ihn?«

»Vielleicht.«

Jane Collins wurde es zu bunt. »Was wollen Sie eigentlich von mir, zum Henker? Entweder Sie gehen mit nach Orlington, oder Sie blieben hier. Ich habe keine Lust, hier anzuwachsen.«

Sie machte auf dem Absatz kehrt und ging. Frank Scott blieb zurück. Jane glaubte, seine brennenden Blicke im Rücken zu spüren. Sie drehte sich jedoch kein einziges Mal um.

Die Detektivin fand einen schmalen Pfad, der quer durch den

Wald führte und dann auf eine Straße stieß. Sie mußte nach Orlington. Aber in welcher Richtung lag der Ort?

Jane entschied sich dafür, nach links zu gehen. Und sie hatte Glück. Schon bald verschwand der Wald rechts und links der Straße und wichen umgepflügten Feldern, auf die das Silberlicht des Mondes schien. Einzelne Gehöfte tauchten wie die Buckel großer Ungeheuer aus der Dunkelheit auf. Die Ställe und Häuser machten allesamt einen verfallenen Eindruck.

Schließlich hatte Jane den Ort erreicht. Wie eine Schlafwandlerin schritt sie durch die menschenleere Hauptstraße. Sie ging auf der Fahrbahnmitte, hatte die Lippen zusammengepreßt und versuchte, mit ihren Blicken die Dunkelheit zu durchdringen. Nirgendwo der Anschein von Leben, der gesamte Ort wirkte geisterhaft tot.

Jane schluckte. Viel besser als in dem verdammten Horror-Garten fühlte sie sich hier auch nicht. Bald erreichte sie das Dorfende. Am linken Fahrbahnrand stand ein Wagen.

Rasch lief Jane näher und blieb ruckartig stehen, als sie die Autotype erkannte.

Es war ein Bentley. John Sinclairs Gefährt.

Und ein paar Schritte weiter stand eine Harley Davidson, Jane wußte, daß Suko seit kurzer Zeit solch eine Maschine fuhr.

Dann waren Suko und John hier?

Jane wischte sich über die Stirn. Sie zuckte zusammen, als sie in ihrem Rücken Schritte vernahm. Hastig drehte sie sich um. Vor ihr stand Suko, der Chinese.

Jane Collins blickte in Sukos Gesicht, das sich zu einem Lächeln verzog, dann warf sie sich dem Chinesen in die Arme.

»Mein Gott!« flüsterte sie. In ihrer Stimme schwang all die Erleichterung mit, die sie in diesen Augenblicken empfand. Jane war überaus glücklich, endlich wieder ein bekanntes Gesicht zu sehen.

Urplötzlich löste sie sich von Suko.

»Wo ist John?« wollte sie wissen.

Der Chinese blickte Jane ernst an. Dann sagte er: »Du mußt jetzt tapfer sein, Jane. Ich habe dir etwas zu erzählen ...«

Die Privatdetektivin war Menschenkennerin genug, um zu wissen, daß mit John Sinclair etwas Schlimmes passiert war. Und sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen.

Bill Conolly schloß die Eingangstür des eleganten Bungalows hinter sich ab. Seine Frau Sheila hatte Licht gemacht. Die Wandlampen verbreiteten einen anheimelnden, gemütlichen Schein.

Es war schon nach Mitternacht. Das Ehepaar Conolly kam von einem Empfang zurück, an dem es aus gesellschaftlichen Gründen hatte teilnehmen müssen.

Auf dem Weg zum Livingroom zog Bill sein Smokingjackett aus und hängte es auf einen Bügel. Sheila rekelte sich bereits in einem weichen italienischen Ledersessel, hatte die Schuhe von den Füßen gestreift und die Beine ausgestreckt. Sie hielt die Augen geschlossen und entspannte sich.

Bill, der an der Tür stehengeblieben war, nahm das Bild seiner hübschen Frau in sich auf. Ein warmes, herzliches Lächeln glitt über seine Lippen, und wieder dachte er daran, daß er keine bessere Frau hätte finden können.

Sheila war eine Schönheit. Und in den letzten drei Monaten schien sie noch mehr aufgeblüht zu sein. Man sagt Frauen, die in anderen Umständen sind, nach, daß sie in dieser Zeit noch schöner werden.

Bei Sheila war das der Fall.

Ihr apartes Gesicht war runder geworden. Auf den Wangen lag ein rötlicher Schimmer, und in ihren Augen war ein Leuchten, das sich Bill nicht erklären konnte. Sheila hatte die vollen, kaum geschminkten Lippen ein wenig geöffnet, ihr lockiges, goldblondes Haar ruhte auf den Schultern der eleganten Pelzjacke. Sie trug ein langes, hellblaues Kleid, das raffiniert ihre schon runder gewordene Figur kaschierte. Bisher war alles problemlos verlaufen. Der Arzt, den Sheila konsultierte, bescheinigte ihr, daß er selten eine so gesunde, junge Frau erlebt hätte.

Und darüber war nicht nur Sheila froh.

Ohne die Augen zu öffnen, sagte sie: »Komm ruhig näher, Bill.

Ich weiß, daß du an der Tür stehst.«

»Dir bleibt auch nichts verborgen, wie?«

Bill ging neben dem Sessel in die Knie. Sheila öffnete die Augen und drehte den Kopf so, daß sie den ehemaligen Reporter anblitzen konnte. »Allzu lang werden wir auf diese Parties nicht mehr gehen können«, sagte sie. »Ich war nie ein Partymensch, und die Luft dort und das dumme Gerede bekommen mir im Moment gar nicht.«

»Du sprichst mir aus der Seele«, gab Bill zu. »Ich habe auch keine Lust, die Abende dort zu verbringen.«

»Aber zum Hausmann sollst du deshalb auch nicht werden«, meinte Sheila.

»Wieso?«

Sheila lächelte verschmitzt. »Denk mal an deine Abenteuer mit unserem Freund John. Die fehlen dir doch.« Bill wollte schon antworten, doch Sheila ließ ihn nicht dazu kommen.

»Streite es nicht ab, ich kenne dich.«

Bill nahm Sheilas Hand und ließ seine Lippen darüber gleiten.

»Du machst dir zu viele Sorgen, Darling. Sieh mal, ich bin ein Mann ohne festen Beruf. Ich schreibe für die großen Magazine in aller Welt, aber ich bin nicht der Typ, der jeden Morgen um acht Uhr aus dem Haus geht, um die nächsten Stunden im Büro zu verbringen. Damit ich meine Artikel so lebensecht wie möglich schreiben kann, muß ich mich in der Welt umsehen. Und wenn es mit John Sinclair ist.«

»Aber John hat einen sehr gefährlichen Beruf«, hielt Sheila entgegen. »Daran solltest du denken.«

»Bisher ist nichts passiert.«

»Niemand hat das Glück gepachtet, Bill. Ich will nur nicht, daß unser Kind ohne Vater aufwächst. Das ist es.«

»Wir werden da schon eine Lösung finden«, erwiderte Bill Conolly diplomatisch.

»Ach, Bill.« Sheila streichelte ihrem Mann über das dunkle Haar. »Ich habe niemals bereut, daß ich dich geheiratet habe. Das kannst du mir glauben.«

Die nächsten Minuten verliefen schweigend. Nur das Ticken der Uhr war zu hören.

»Wenn wir so weitermachen, sitzen wir zum Frühstück noch hier«, sagte Sheila schließlich.

»Du hast recht.« Bill stimmte ihr zu. Er erhob sich, reichte Sheila die Hand und zog sie aus dem Sessel. Sheila befand sich noch in der Bewegung, als Bill die Lippen seiner Frau mit einem Kuß verschloß.

Sheila erwiderte den Kuß. Nach einer Minute lösten sie sich voneinander. Sheilas Blicke hatten einen verschleierten Ausdruck angenommen. »Hast du noch etwas vor?« fragte sie flüsternd.

Bill lächelte. »Vielleicht ...« Er ging zur Bar. »Aber vorher gönnen wir uns noch einen Gute-Nacht-Drink.«

»Für mich nur Orangensaft.«

»Geht klar.«

Bill mixte sich einen Manhattan. Zum Schluß legte er noch ein Stückchen Petersilie auf die Oberfläche.

Sheila blickte ihren Mann erstaunt an. »Was soll das denn bedeuten?«

Bill gab ihr das Glas mit Orangensaft. Er selbst deutete auf seinen Drink. »Ganz einfach«, erklärte er. »Ich habe mir doch einen Manhattan gemixt, und die Petersilie da in der Mitte, das ist der Central Park.«

Der Witz kam bei Sheila an. Sie verschluckte sich fast an ihrem Saft. Bill schlug ihr auf den Rücken. »Langsam, langsam«, sagte er lächelnd.

Und dann schellte es.

Bills Gesicht versteinerte, auch Sheila sah überrascht aus. »Wer kann das sein, jetzt um diese Zeit?« fragte sie.

»Keine Ahnung.« Bill hob die Schultern und verließ den Livingroom. »Ich sehe mal nach.«

»Sei vorsichtig.«

Der Bungalow war von einem gepflegten, parkähnlichen Grundstück umgeben. Das in die Mauer eingelassene Eisentor ließ sich fernsteuern. Die dafür benötigte Vorrichtung war in einer Nische in der Diele angebracht worden. Dort befand sich

auch der kleine Monitor. Zwei versteckt angebrachte Fernsehkameras zeigten auf dem Bildschirm den Eingang zum Grundstück und einen Teil der Straße.

Bill schaltete den Monitor ein.

Vor dem Tor stand ein Polizist, Er zog ein griesgrämiges Gesicht und drückte gerade wieder auf den in der Mauer eingelassenen Klingelknopf, Etwas entfernt sah Bill die Kühlerschnauze eines Streifenwagens.

Der Reporter öffnete.

Das Eisentor glitt auseinander, und noch ehe sich der Beamte in Bewegung setzte, drang aus dem Lautsprecher Bills fragende Stimme. »Was hat Ihr Besuch zu bedeuten, Officer?«

»Ich habe eine Nachricht für Sie. Von Scotland Yard. Es ist sehr dringend.«

»Okay, kommen Sie.«

Bill schaltete die Anlage ab. Er spürte plötzlich ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Mit fahriegen Bewegungen holte er eine zerknautschte Zigarettenpackung aus der Hosentasche. Hastig zündete er sich ein Stäbchen an.

»Was ist geschehen?« Lautlos war Sheila Conolly hinter ihren Mann getreten.

Der Reporter erschrak und drehte sich um. »Ein Polizist hat eine Nachricht für mich von Scotland Yard.«

Sheilas Augen wurden groß. »Ist es schlimm?«

»Weiß ich nicht.«

»Dann hängt es mit John zusammen.«

»Möglich.«

Sheila atmete tief ein. »Mach jetzt keinen Unsinn, Bill. Denk an unser Kind. Ich bitte dich.«

Bill winkte ab. »Keine Angst.« Dann öffnete er die Tür. Der Polizist kam den Weg hoch. Bill hatte die Beleuchtung auf dem Grundstück eingeschaltet. Die Kugellampen verbreiteten einen milchigen Schein.

Der Polizist nahm Haltung an und grüßte. Er reichte Bill einen verschlossenen Umschlag.

Anschließend mußte Bill den Empfang quittieren.

Sheila stand in der Diele und sah ihrem Mann über die Schulter hinweg zu. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Sie ahnte, daß etwas auf sie zukam.

Der Polizist verabschiedete sich. Bill drückte die Tür zu und riß das Kuvert auf.

Die Nachricht war von Suko. Über die Dienststelle des Yard hatte er sich mit Bill in Verbindung gesetzt. Er hatte die Sätze kurz gefaßt, aber alles Wesentliche darin erklärt.

Sheila und Bill lasen die Nachricht gemeinsam.

Der Schock traf sie beide.

»Nein«, flüsterte Sheila. »Das ist - ist - unmöglich. John begraben, verschwunden ...«

Bill faltete den Brief wieder zusammen. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt, als er den Livingroom betrat und sich in einen Sessel fallen ließ.

Sheila nahm auf der Lehne Platz. In den Augen der jungen Frau leuchtete die Angst. »Was willst du jetzt unternehmen?« fragte sie.

Bills Antwort klang tonlos. »Ich fahre nach Orlington.«

Sheila tat einen tiefen Atemzug. Sie nickte schwer. »Ich hatte es mir gedacht.«

»Du willst doch nicht versuchen, mich zurückzuhalten?« fragte der Reporter.

»Kann ich das denn?«

»Nein.«

»Ich hatte es auch nicht vorgehabt.« Sheila barg ihren Kopf an Bills Schulter. »Du weißt selbst, wie gut ich John leiden mag. Wenn es noch etwas zu retten gibt, dann fahr. Fahr, Bill, bitte. Ich hoffe, daß es nicht zu spät ist. John - er - einmal ...«

»Hör jetzt auf, Darling«, sagte Bill. Er stand auf. »Ich ziehe mich um.« Seine Stimme klang rauh und kratzig. Mit schleppenden Schritten verließ er den Livingroom. Die Nachricht hatte ihn getroffen wie ein Faustschlag.

Aber auch Sheila war betroffen. Nicht einmal Bill sah die Tränen, die über ihre Wangen liefen.

Ich war sprachlos, geschockt, entsetzt. Mir fehlten einfach die Worte.

Der Schwarze Tod merkte, was in mir vorging, und er lachte schallend auf. »Du wirst sterben und trotzdem leben. Hier in dieser Zwischenwelt, in den Dimensionen des Schreckens, wo Heulen und Zähneknirschen herrschen, wirst du, John Sinclair, deine Zukunft verbringen. Für uns aber ist der Weg frei. Sicher, es gibt noch einige Menschen, die ebenso Dämonen jagen wie du, aber auch sie haben keine Chance gegen die geballte Macht der Finsternis.«

Der Schwarze Tod beugte sich auf seinem Thron vor. Seine Skeletthände umfaßten die Totenschädel an den Griffen. »Du kannst dich frei bewegen, John Sinclair. Geh hinein, geh hinein in die Hölle. Deine weitere Existenz wird ein einziger Überlebenskampf sein. Du wirst gewinnen und doch verlieren. Du kommst aus dieser Hölle nicht mehr heraus. Es ist endgültig Schluß!« Die Stimme des Schwarzen Tods verhallte. Seine Gestalt verblaßte plötzlich, wurde durchscheinend und war dann ganz verschwunden. Leer präsentierte sich der grauenhafte Thron meinen Blicken. Zurück blieben die beiden fischgesichtigen Monster mit ihren Lanzenwaffen.

Was hatte mir der Schwarze Tod versprochen? Mein Leben sollte aus Kampf bestehen. Und das mußte ich gleich unter Beweis stellen, denn die Monster setzten sich in Bewegung. Von beiden Seiten griffen sie an. Stoßbereit hielten sie ihre Lanzen umklammert. Geduckt schllichen sie näher. Ihre Mäuler standen offen. Die Reißzähne blinkten mir entgegen.

Dann sprang der erste vor. Wuchtig wollte er mir die Lanze in den Leib rammen. Ich steppete zur Seite, packte den Schaft, riß dem Monster die Waffe mit einem Ruck aus der Hand und schleuderte sie ihm in den Rücken.

Das Monster brach zusammen. Dämonenblut tropfte aus der Wunde. Was mit dem Monster weiter geschah, konnte ich nicht sehen, denn der zweite fischgesichtige Dämon stürzte auf mich zu. Er schwang die Lanze über seinen Kopf, wollte sie nach unten rammen.

Ich warf mich zurück, stolperte, fiel, prallte auf den Rücken und verlor für einen winzigen Augenblick die Übersicht.

Die Zeit reichte dem Ungeheuer.

Wuchtig schleuderte es die Lanze.

Aus! schrie es in mir. Vorbei! Ich hatte keine Chance mehr, mich zur Seite zu werfen.

Plötzlich stoppte die Waffe mitten in der Luft, fing an zu glühen und löste sich auf. Sie wurde eins mit den Schwaden, die noch immer den Thron umschwebten.

Das Monster stand einen Moment wie erstarrt, dann riß er das Maul auf, gab einen urigen Schrei von sich, warf sich herum und rannte weg.

Erleichtert rappelte ich mich hoch. Ich begriff selbst nicht, aus welchem Grund die Lanze nicht getroffen hatte, bis ich an mir hinabschaute und das silberne Kreuz vor meiner Brust baumeln sah.

Dieser Talisman der Weißen Magie hatte mir das Leben gerettet. Er hatte die Kräfte des Bösen abgewehrt und einen unsichtbaren Schutzschild um meinen Körper gezogen.

Ich sah mich nach dem ersten Fischgesichtigen um.

Er lag auf dem Rücken. Seine Haut war grau und eingefallen, schrumpfte immer mehr zusammen. Die Zähne fielen ihm aus. Es waren nur noch stumpfe Hauer.

Ich zog die Lanze aus seinem Körper. Ich wollte sie mitnehmen, wenn ich mich auf den Weg machte. Hierbleiben konnte ich nicht. Ich war nicht der Typ, der sich einfach in sein Schicksal fügte, und war es noch so negativ gezeichnet. Ich wollte und mußte nach einem Ausweg suchen. Und das ging nicht, wenn ich hier hocken blieb und wartete. Nein, ich nahm mein Schicksal selbst in die Hand. Daß mein alter Kampfeswille wieder aufgeflammt war, hatte sich schon gezeigt.

»Freut euch nicht zu früh«, murmelte ich. »So leicht ist der alte Geisterjäger nicht totzukriegen.«

Mit diesem Vorsatz nahm mein Marsch ins Ungewisse seinen Anfang ...

Nach einer Stunde Fußmarsch mußte ich die erste Pause einlegen. Dieses verdammt unbekannte Land schaffte mich mit seiner Hitze und der feuchten Luft. Mein Atemsystem hatte sich noch nicht vollends auf die Gegebenheiten eingestellt. Es war immer noch den Sauerstoffgehalt der normalen Welt gewohnt, aber ich war froh, überhaupt atmen zu können.

Die Landschaft hatte sich kaum verändert. Nur in der Ferne sah ich die Umrisse einer Gebirgskette im rötlichvioletten Dunst schimmern.

Wie weit es bis dorthin noch war, konnte ich nicht einmal schätzen, aber ich suchte mir diese Gebirgskette als Ziel aus. Es erschien mir psychologisch besser, ein Ziel zu haben.

Die erbeutete Lanze hielt ich in der rechten Hand. Dabei zeigte die Spitze nach oben, und ich benutzte die Lanze wie einen Stock. Das Licht blieb gleich. Es gab keinen Sonnenaufgang und keinen -untergang, nur das Glosen und Schimmern hüllte mich ein.

Der Boden unter mir war fest. Er erinnerte mich an Lavagestein, grauen Basalt. Ich sah kein Wild, keine Dämonen - nichts. Nur diese unendliche Weite bis hin zu der Gebirgskette.

Die Gedanken kamen von ganz allein. Ich dachte an meine Freunde. An Jane Collins, an Suko und Bill. Wie würden sie reagieren? Ahnten sie überhaupt, wo ich mich befand? Wohl kaum. Der Einstieg zum Dämonenreich unterhalb des Sarges war sicherlich nur Eingeweihten bekannt. Aber wo es einen Eingang gab, da mußte es auch einen Ausgang geben. Ich war davon überzeugt, daß ich an einer anderen Stelle wieder in die sichtbare Welt zurückkehren konnte.

Und die Stelle mußte ich finden.

Der Durst setzte mir zu. Pelzig lag die Zunge im Hals. Wasser würde ich in der verdammt Einöde nicht finden, ich mußte mich also mit den Gegebenheiten abfinden.

Wie lange ich unterwegs war, wußte ich nicht zu sagen. Zeit bedeutete hier nichts. Sie war ein Faktor, der im Reich des Schreckens ausgeschaltet war. Als ich auf meine Uhr schaute, da sah ich, daß sich die Zeiger nicht mehr bewegten.

Das Gebirge schien kaum näher zu rücken. Es war mir, als

würde ich zwei Schritte vor- und dann drei wieder zurückgehen. Unter meinen Schuhen quoll Staub hoch. Er blieb in der Luft stehen, da ihn kein Windzug auseinanderfächerte.

Die Hitze und Schwüle nahmen nicht ab. Im Gegenteil, sie schienen noch zugenommen zu haben. Aber das war wohl nur Einbildung.

Ich ging weiter. Schon bald schlurften meine Schuhe über das rissige Gestein. Ich fühlte mich unendlich verloren in dieser trostlosen Umgebung. Wie ein winziges Boot in einem weiten Ozean. Stunden vergingen. Jedenfalls glaubte ich das. Und dann - ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben - erreichte ich die ersten Ausläufer des Gebirgszuges. Ich mußte jetzt steinige Hänge hinaufklettern, gelangte auf kleine Plateaus und überquerte wieder einen Hang. Keine Veränderung der Landschaft, keine Vegetation, nicht der winzigste Flecken Rasen oder Wiese. Ich ertappte mich dabei, wie ich mich nach einem Fleckchen Grün sehnte. Und sei es nur ein noch so winziges Stück Rasen oder ein erblühter Zweig.

Nur nicht diese verdammt felsige Einöde.

Einmal blieb ich stehen und warf einen Blick zurück. Ich befand mich auf einem Kamm, konnte von meinem Standpunkt aus den Weg zurückverfolgen.

Und ich sah einen Punkt, der sich auf meiner hinterlassenen Fährte bewegte.

Er näherte sich langsam, aber stetig. Minutenlang beobachtete ich ihn. Der Verfolger legte ein gleichmäßiges Tempo vor. Er schien in einer Art Indianertrab zu laufen.

Aber wer hatte sich auf meine Fährte gesetzt? Der Schwarze Tod bestimmt nicht. Ich dachte eher an diese fischgesichtige Monster, das mich attackiert hatte.

Ich spielte mit dem Gedanken, dem Fischgesichtigen aufzulauern. Aber das hätte Zeit gekostet. Es würde sich bestimmt noch eine günstige Gelegenheit ergeben.

Die Pause hatte mir gutgetan. Mein Kraftakku war jetzt wieder aufgeladen. Ich marschierte weiter. An der linken Hüfte spürte ich den leichten Druck. Dort steckte in einer Lederscheide ein

silberner Dolch. Außer dem Kreuz die einzige Waffe, die ich besaß. Die Pistole war in der normalen Welt zurückgeblieben. Ich sah zu den Bergen hoch. Scharfkantig hoben sich die Grate vor dem rotvioletten Himmel ab.

Keine Wolke schwebte an diesem düsteren Firmament. Es erschien mir glatt wie ein Spiegel.

Vor mir führte ein Hang in ein kleines Tal. Ich mußte den Hang hinunterrutschen.

Meine Schuhe hatten bisher gehalten. Ihr gratulierte mir dazu, daß ich bei der Fußbekleidung nicht gespart hatte.

Wie ein Bergsteiger fegte ich in das Tal hinab. Meine Beine liefen automatisch. Es gelang mir kaum, abzustoppen. Dabei fiel ich hin und prellte mir meinen rechten Ellbogen.

Ich blickte mich um. Das Tal war eine Falle. Um an der anderen Seite herauszukommen, mußte ich an glatten Felswänden hochklettern. Ein nahezu sinnloses Unterfangen. Selbst ein geübter Bergsteiger hätte seine Schwierigkeiten gehabt.

Da ich kein Bergsteiger war und auch keine Flügel hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als einen anderen Weg zu suchen.

Aber den gab es nicht.

Von drei Seiten schienen mich die Felswände höhnisch anzuglotzen. Das rötliche Licht spiegelte sich auf ihnen wider. Meine Blicke glitten an den glatten Wänden hoch, und ich entdeckte in großer Höhe höhlenartige Einstiege. Die dunklen Löcher waren kaum auszumachen. Ich mußte schon genau hinssehen, um überhaupt etwas erkennen zu können.

Also den Weg zurück?

Ich drehte mich um.

Und da sah ich das fischgesichtige Monster. Es stand unbeweglich oben am Rand des Hanges und starre mit seinen Glotzaugen auf mich nieder.

Ich hob drohend die Lanze, konnte das Monster jedoch nicht beeindrucken. Es regte sich nicht einmal.

Irgendwie schien es mir, als warte der Dämon auf ein ganz bestimmtes Ereignis.

Ich fühlte mich auf einmal unwohl, spürte, daß etwas in der

Luft lag. Im Laufe der Jahre hatte ich einen Sinn für Gefahren entwickelt, und der ließ mich auch jetzt nicht im Stich.

Ich drehte mich im Kreis.

Das war mein Glück.

Plötzlich nahm ich oben an den Höhlen Bewegungen wahr.

Und im nächsten Augenblick schwebten vier Vögel aus ihren Behausungen.

Vögel?

Nein, zum Teufel. Das waren Flugechsen. Horrorwesen aus dem Reich der Fabel und der Frühgeschichte der Erde. Beinahe lautlos glitten sie durch die Luft. Nur hin und wieder hörte ich heiseres Gekrächze.

Ich packte die Lanze fester, aber die würde mir auch nicht mehr viel nützen.

Die Vögel begannen zu kreisen. Sie hatten mich als Opfer aus- erkoren. Aber erst einmal ließen sie mich zappeln.

Schon bald bekam ich einen Drehwurm, da ich ihre Flug- bahnen mit den Augen verfolgte und dabei den Kopf bewegen mußte.

Und dann stieß die erste Echse dem Boden entgegen. Pfeil- schnell schoß sie heran. Ich sah den langen spitzen Schnabel, der mich aufspießen würde wie eine Nadel, sprang zur Seite, hob den rechten Arm, holte aus und schleuderte die Lanze.

Geschickt wich die Echse aus. Mitten im Flug korrigierte sie die Richtung.

Die Lanze zischte vorbei.

Ich begann zu rennen, suchte verzweifelt meine Chance. Hinter mir vernahm ich das Rauschen der riesigen Flügel, aber auch von vorn und von der Seite jagten sie heran.

Dann waren sie über mir. Instinktiv riß ich den rechten Arm als Deckung vor mein Gesicht.

Es nutzte nichts.

Der Stoß in den Rücken traf mich hart und schmetterte mich zu Boden. Dann spürte ich Krallen, die sich in meiner Kleidung festzerrten.

Ein Ruck, und ich schwebte in der Luft.

Vor Schreck überschlug mein Herz einen Sprung. Wehrlos wurde ich in die Lüfte gehievt und sah das kleine Tal unter mir immer mehr verschwinden.

Noch einmal konnte ich den Fischgesichtigen sehen. Es sah aus, als hätte sich sein breites Maul zu einem häßlichen Grinsen verzogen ...

Die Morgennebel lagen wie Watteschleier über den zahlreichen Wiesen und Äckern. Das Grau der Nacht verschwand im Westen. In entgegengesetzter Richtung stieg die fahle Spätwintersonne empor.

Ruhig lag das Dorf inmitten der grünen Hänge. Die hohen Nadelbäume verströmten einen frischen Geruch, den der Morgenwind ins Tal wehte. Auf den Hausdächern lag der Tau wie eine glitzernde Schicht. Die Fensterscheiben waren beschlagen, und auch auf dem Bentley hatte sich ein feuchter Film gebildet.

Neben dem englischen Wagen stand ein deutscher Porsche. Die Motorhaube war noch warm. Bill Conolly war erst vor wenigen Minuten an seinem Ziel eingetroffen.

Er, Jane Collins und Suko saßen in ihrem vorläufigen Hauptquartier. Und zwar in Dunhills Gasthaus. Sie hatten um einen runden Tisch Platz genommen. Von der Decke herab hing eine Petroleumlampe. Sie verbreitete ein trübes Licht und warf ihren rotgelben Schein über die Gesichter der Anwesenden.

Jane Collins hatte Kaffee bestellt. Der Wirt war nicht zu sehen. Schweigend hatte er sich in seine Privaträume verzogen.

Suko und Jane berichteten Bill in allen Einzelheiten über den neuen Fall. Der Reporter hörte schweigend zu. Hin und wieder sog er an seiner Zigarette.

Der Kaffee kam. Monja brachte ihn. Auf einem Tablett trug sie die dickwandige Kanne und Tassen aus dem gleichen Material. Schweigend deckte sie den Tisch. Hin und wieder musterte sie die Anwesenden mit scheuem Blick.

Als sie sich zurückziehen wollte, hielt Suko sie fest. »Bleiben Sie noch, Monja.«

Das Mädchen lächelte schüchtern.

Suko deutete auf den freien Stuhl neben Jane.

»Setzen Sie sich.«

Monja wurde rot.

»Aber mein Vater ...«

Suko schüttelte den Kopf. »Er wird Ihnen nichts tun. Das verspreche ich.«

»Sie können ruhig weiter du zu mir sagen«, meinte Monja mit leiser Stimme.

Gehorsam nahm sie Platz.

Jane Collins hatte inzwischen die Tassen vollgeschenkt.

Der Kaffee war ziemlich stark und hätte Tote zum Leben erweckt.

Sogar Suko, der normalerweise Tee vorzog, trank die dunkelbraune Brühe.

»Daß John Sinclair nicht mehr in seinem Sarg liegt, wirst du ja inzwischen wissen, Monja«, begann er das Gespräch. »Stellt sich die Frage: Wo kann er sein? Du, Monja, kennst Orlington am besten. Du bist hier aufgewachsen und scheinst als einzige nicht von dem dämonischen Bazillus infiziert worden zu sein. Deshalb frage ich dich, ob du vielleicht einen Ausweg weißt. Kannst du dir vorstellen, wo John Sinclair geblieben ist. Und wenn ja, wie wir ihn finden können?«

Monja senkte den Kopf und hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Vielleicht ist des Rätsels Lösung in diesem Landhaus zu finden.«

»Aber John ist auf dem Friedhof verschwunden«, meinte Jane Collins.

»Es könnte eine Verbindung zwischen Friedhof und Landhaus geben«, vermutete Bill.

»Ich schlage vor, wir sehen uns das Grab noch einmal an.« Jane trank einen Schluck Kaffee. »Wenn ihn niemand aus dem Sarg geholt hat, muß er meiner Meinung nach durch das Grab ...«

»Das ist ja nicht sicher«, warf Suko ein. »Wir wissen nicht, ob er in dem Sarg gelegen hat. Niemand von uns hat das gesehen. Wir müssen uns also auf die Aussagen der Dorfbewohner verlassen.«

»Und die stecken alle unter einer Decke«, knurrte Bill. Er zündete sich die nächste Zigarette an.

»Mal was anderes«, sagte Jane Collins. »Hat einer von euch vielleicht diesen Zarcadi schon einmal gesehen? Ich kenne ihn, und ich bin der Meinung, daß wir ihm mal auf den Pelz rücken sollten. Mit vereinten Kräften werden wir ihn schon schaffen.« Die beiden Männer fanden Janes Idee gut, nur Monja hatte Einwände. »Wenn ihr Zarcadi angreift, habt ihr das gesamte Dorf gegen euch. Die Einwohner halten zu ihm. Sie würden euch töten.«

Suko lächelte. »Es wird kaum jemand merken, daß wir uns um den großen Meister kümmern.«

»Als ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte, war er verschwunden«, gab Jane zu bedenken. »Er hat ja nun, was er wollte. John Sinclair. Er wird ihn in sein Reich geholt haben, und was er dort mit ihm anstellt, das könnt ihr euch vorstellen.« Ihre Stimme war zum Schluß immer leiser geworden. Suko legte Jane tröstend seine Hand auf die Schulter. »Noch ist John nicht verloren. Du mußtest ihn doch kennen. So leicht wirft den nichts aus der Bahn.«

»Aber wenn er sich wirklich in einer anderen Dimension befindet, ist er nur von Feinden umgeben.«

Jane Collins verstummte plötzlich. Ihre Wangenmuskeln zuckten, und ihr Gesicht nahm eine kalkweiße Farbe an.

»Hört ihr nicht?« flüsterte sie. »Hört ihr das Geigenspiel nicht? Zarcadi ist da..«

Die anderen nickten.

Da sprang Monja mit einem Schrei auf. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich vor Entsetzen. »Die Totenmelodie!« schrie sie. »Er spielt die Totenmelodie ...«

Bill packte das Mädchen an der Schulter und schüttelte es.

»Und? Was bedeutet das?«

»Daß jemand sterben wird«, schluchzte Monja ...

Die Flugechse riß mich höher, immer höher. Ich strampelte mit Armen und Beinen, merkte sehr schnell, daß es keinen Sinn hatte, und verhielt mich ruhig.

Der Flugwind pfiff mir um die Ohren, zerzauste mein Haar und trocknete den Schweiß auf meiner Stirn. Die anderen Flugechsen flogen neben mir. Ihre Flügel glitten auf und nieder. Ich sah die grünbraune, lederartige Haut, die mir so fest wie Stahl erschien. Als mein Blick weiterwanderte, erkannte ich auch den langen spitzen Schnabel, der wie eine Speerspitze aus dem flachen Schädel ragte.

Wir flogen bereits über den Berggraten, schienen einzutauchen in die Unendlichkeit des rotvioletten Himmels.

Das erste Angstgefühl hatte sich gelegt. Diese Flugdrachen wollten mich nicht töten. Wie es aussah, hatten sie einen bestimmten Auftrag zu erfüllen. Sie sollten mich irgendwohin bringen. Vielleicht an einen sicheren Ort?

Turbulenzen und Fallwinde herrschten hier oben. Die Flugdrachen ließen sich von den Luftströmungen tragen, hatten die Flügel angelegt und sahen jetzt aus wie lebende Raketen.

Dieser lächerliche Vergleich fiel mir ein. Er zeigte mir aber auch, daß die Angst nun doch nicht mehr so fest in meinem Inneren saß. Nein, sie war eher einer gespannten Erwartung gewichen.

Das Gebirge hatten wir überflogen. Ich warf einen Blick nach unten und erkannte eine riesige, mir unendlich erscheinende sandgelbe Ebene.

Eine Wüste?

Durchaus möglich. Es war beinahe damit zu rechnen, daß in den Dimensionen des Schreckens die toten und öden Landstriche überwogen.

Ich schloß die Augen, damit der Flugwind sie nicht entzünden konnte. Das passive Verhalten tat mir gut. Ich empfand den Flug beinahe als angenehm.

Hin und wieder stieß einer der Drachenvögel krächzende Laute aus. Sie erinnerten mich an das Schreien von Geiern. Was ich in dieser Schreckenswelt erlebte, das würde mir kein

Mensch glauben. Normalerweise war es für einen Sterblichen unmöglich, zwischen die Dimensionen zu gelangen, es sei denn, die Mächte der Finsternis hatten sich ihn als Opfer ausgesucht, dann konnte es passieren, daß der Unglückliche für immer verschwand.

Die meisten Menschen stritten die Existenz einer Dämonenwelt rundweg ab. Es konnte eben nicht geben, was es nicht geben durfte. So einfach war das.

Dabei wußten die Ignoranten nicht einmal, daß es mehrere Dämonenwelten gab. Diese lagen wie Schichten über- und untereinander, standen durch transzendentale Tore in Verbindung, die, wenn man sie durchschritt, die Zeit aufhoben. Und überall in diesen Welten gab es Risse, Spalten und Einstiege zur normalen sichtbaren Welt. Nur wußten die meisten Menschen nichts davon. Und die wenigen, die das Geheimnis kannten, hüteten sich, es auszuplaudern.

Ich war in einer dieser Welten gelandet. Welche es war, das wußte ich bis jetzt nicht. Aus alten Büchern und Erzählungen war mir jedoch bekannt, daß auch in den Dämonenwelten eine bestimmte Hierarchie herrschte, bei der sich die rangniederen Dämonen unterzuordnen hatten. Taten sie es nicht, dann wurden sie bestraft. Auf eine grausame, unbeschreibliche Weise, wie sie sich nur die Teufelsdiener persönlich ausdenken konnten.

Ich dachte wieder an den Schwarzen Tod, diese häßliche Horrorgestalt, die es sich in den Schädel gesetzt hatte, mich umzubringen. Die andere Seite mobilisierte wirklich ihre stärksten Kräfte. Ich konnte es sogar verstehen, denn ich hatte ihr bereits viele Niederlagen zugefügt. Asmodis, der oberste Höllenfürst, mußte toben. Er war der absolute Herrscher im Reich des Schreckens, und er persönlich hatte mich wohl auf die schwarze Liste gesetzt.

Ein verdammt mieses Gefühl. Auf der Erde kannte ich mich wenigstens aus, da war ich beweglicher, kannte zahlreiche Tricks und hatte meine eigenen Kampfpraktiken entwickelt.

Aber hier war ich nur ein Sandkorn im Meer, das von den haus-hohen feindlichen Wogen weggespült wurde.

Meine Gedanken zerfaserten. Ich öffnete die Augen spaltbreit und fand mich in der Realität wieder.

Die Landschaft unter mir hatte sich verändert. Der Flugdrachen war, ohne daß ich es bemerkt hatte, tiefer geflogen. Nichts war mehr von dem wüstenartigen Gelände zu sehen. Statt dessen sah ich zerfallene braune Türme, entdeckte haushohe Felsen, die von gebogenen Steinbrücken überspannt wurden und so miteinander in Verbindung standen. Die Türme wirkten wie abgebrochene Schornsteine, waren aber wesentlich breiter. Ich sah höhlenartige Öffnungen und an den Außenwänden Treppenstufen, die sich wendelartig nach oben wanden.

Die Drachen verloren an Höhe, Rasend schnell näherten wir uns jetzt dem Boden.

Mir wurde schwindlig. Ich schloß die Augen.

Und dann lösten sich die Krallen von meinem Rücken. Hart fiel ich zu Boden. Mein Körper schlug nach vorn, meine Lippen gerieten auf die Erde, und ich schmeckte Staub im Mund. Es knirschte zwischen den Zähnen.

Über mir rauschten die Flügel auf. Die Drachenechse stieg in die Luft und flog davon.

Ich drehte den Kopf zur Seite und blickte ihr nach. Sie gesellte sich zu ihren Artgenossen. Gemeinsam flogen sie auf den höchsten Turm zu und ließen sich auf dessen Rand nieder.

Wie Steindenkmäler blieben die Drachen auf dem Rand des Turms hocken. Dabei hielten sie ihre langen flachen Köpfe gesenkt und beobachteten mich.

Ich rappelte mich mühsam hoch und blickte mich um. Ich befand mich auf einer Art Straße, die durch eine Schlucht führte. Rechts und links zerklüftete Felswände. Aus ihnen heraus wuchsen die Türme. Ich sah breite, höhlenartige Eingänge, die wie Tunnel in die Felsen hineinführten.

Ich war in einer von Dämonen verlassenen Stadt gelandet. Gab es auch hier im Reich des Schreckens Geisterstädte? Ich konnte es einfach nicht glauben. Was hätte es für einen Sinn gehabt, mich hierher zu bringen?

Langsam schritt ich über den mit haarfeinen mehligen Staub

bedeckten Boden. Jeder Schritt ließ kleine Wolken hinter meinen Absätzen hochquirlen, die sich nur langsam wieder senkten. Rechts von mir lag der erste Höhleneingang. Er war ziemlich breit und hoch. Ich blieb stehen und schaute hinein.

Ein seltsames Zwielicht herrschte im Innern der Höhle. Es war nicht völlig finster, aber auch nicht so hell, daß ich Umrisse oder Konturen hätte erkennen können. Ich glaubte aber, etwas schimmern zu sehen, das mich an ein Augenpaar erinnerte.

Ich ging näher, Schritt für Schritt auf den Höhleneingang zu. Bald schon konnte ich besser sehen. Die Luft im Innern des Felsens schien mit winzigen hellen Partikelchen geladen zu sein. Sie flimmerten vor meinen Augen und zogen mich auf irgend-eine Weise an.

Und dann - nach genau drei Schritten - geschah es.

Ich hörte hinter mir ein Geräusch, warf mich herum, doch es war zu spät.

Mit Donnergetöse fiel ein Eisengitter vor den Eingang. Die Stäbe waren dicker als Männerarme, liefen unten spitz zu und bohrten sich in den Boden.

Ich war gefangen.

Trotzdem sprang ich vor, rüttelte an den Stäben und versuchte, sie aus dem Boden zu reißen.

Wer hatte dieses verdammte Gitter herunterfallen lassen?

Hatte ich vielleicht eine magische Sperre überschritten und damit den Kontakt ausgelöst? Oder aber gab es doch irgend-welche Dämonen, die im Verborgenen lauerten und nur darauf gewartet hatten, daß ich in die Falle lief?

Wie es auch war, ich konnte so oder so nicht mehr zurück. Ich saß fest und hatte nur noch die Möglichkeit, mich nach vorn zu orientieren.

Schritt für Schritt ging ich tiefer in die Höhle hinein. Meine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Ich sah, daß die Wände aus rauhem Gestein bestanden, und ich entdeckte Nischen, die in unregelmäßigen Abständen in den Fels gehauen worden waren. Die Nischen waren etwa so hoch wie ein ausge-wachsener Mann. Soviel ich erkennen konnte, waren sie leer.

Wie lang der Tunnel war, der in den Fels hineinführte, wußte ich nicht. Und ob es einen zweiten Ausgang gab, das war auch noch die große Frage.

Tiefer und tiefer schritt ich in den Tunnel. Ich konnte nicht sagen, ob die Luft schlechter wurde. Mein Körper hatte sich auf die gegebenen Verhältnisse eingestellt.

Der Gang wurde breiter, und ich vernahm plötzlich Stimmen. Wispernd und raunend.

»Da kommt Besuch!« flüsterte es.

»Ein Neuer.«

»Endlich.«

»Er kann sich freuen.«

»Sein Blut wird ihnen guttun.«

Ich hörte die Stimmen und hatte das Gefühl, Eiswasser würde durch meine Adern strömen. Kalt rann eine Gänsehaut über meinen Rücken. Diese Stimmen, die von überall heranwehten, flößten mir Angst ein.

Und dann sah ich die Gestalt.

Vor mir und nur in Umrissen.

Langsam näherte sie sich. Soviel ich jetzt schon erkennen konnte, war es eine Kreatur, die auf zwei Beinen ging.

Ein Mensch?

Ja, es war ein Mensch. Ein Mann. Schlurfend kam er näher. Er lachte leise und blieb einen Schritt vor mir stehen.

Es traf mich wie ein Schlag.

Es war ein Mann, den ich kannte. Inspektor Fenton, ein Kollege!

Aber wie hatte er sich verändert! Als ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, war er voller Energie gewesen. Er wollte die ganze Welt aus den Angeln heben. Doch jetzt war er ein alter Mann.

Ich kannte Fenton von einem früheren Fall. Dann hatte er einen mysteriösen Fall bearbeitet, von dem er nicht wiederkehrte. Er war einfach verschwunden, galt als vermisst.

Hier sah ich ihn also wieder!

Er stand gebeugt, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und blickte mich aus müden Augen an. Die Haut bestand

nur noch aus Falten, schien an seinen Knochen zu hängen und gar nicht mehr zum Körper zu gehören. Das Haar umrahmte strähnig den Schädel. Spitz stach die Nase aus dem Gesicht hervor.

»Oberinspektor Sinclair!« flüsterte mein Kollege. Er war ein Greis, völlig ausgelaugt. Leer, verbraucht ...

Er mußte durch eine Hölle gegangen sein, anders konnte ich mir seinen Zustand nicht erklären.

So etwas wie ein Lachen schimmerte auf seinem Gesicht.

»John Sinclair, der Geisterjäger«, flüsterte er. »Jetzt haben sie dich also auch. Ich hatte es mir gedacht. Sie holen jeden, der ihnen nicht paßt.«

»Wer ist sie?« wollte ich wissen.

»Die Wächter. Es sind grauenhafte Gestalten, die hier die Herrschaft ausüben. Sie alle sind die Diener des Schwarzen Tods, dem das Reich gehört. Er ist hier der unumschränkte Herrscher, ja, er ist der König im Land der toten Götter.«

»Wie kommt man auf diesen Namen?«

»Weil hier die Götter begraben sind. Tief unter dem Fels sind sie eingemauert. All die guten und strahlenden Helden der Sagenwelt. Sie haben tatsächlich gelebt, doch als es dem Schwarzen Tod zuviel wurde, hat er sie vernichtet. Töten konnte er sie nicht, aber er hat ihnen die Gräber für die Ewigkeit verschafft.«

»Und wie kommt man hier raus?«

»Wie kommst du hierher, Fenton?« fragte ich.

»Der letzte Fall, den ich bearbeitete. Dahinter steckte ein Dämon. Er entführte mich und brachte mich in diese Dimension des Schreckens.«

Fenton begann zu kichern. »Nie mehr, John. Nie mehr kommst du hier weg. Du bist ein Gefangener wie wir.«

»Aber der Schwarze Tod schafft es auch, auf die Erde zu gelangen.«

»Er ist ein Dämon.«

Ich ließ das Thema erst einmal und wies an Fenton vorbei.

»Wohin führt dieser Gang?«

»Zuerst in unsere Höhlen und dann ins Freie.«

Ich horchte auf, doch Fenton zerstörte meine Illusionen schon im nächsten Augenblick. »Das Preie ist eine Arena. Eine haus-hohe und glatte Mauer sperrt sie von den Terrassen ab. Es ist unmöglich, dort hinaufzugelangen. Und oben lauern die Drachen. Sie töten jeden, der die Terrassen erklimmen hat. Zwei Männer habe ich schon sterben sehen. Es war grausam.«

»Diese Wächter, von denen du gesprochen hast, sind es Dämonen oder auch Menschen?«

»Es sind Dämonen!«

»Wie sehen sie aus?«

»Wie der Schwarze Tod. Nur kleiner. Während der Schwarze Tod seine Gestalt verändern kann, bleibt sie bei ihnen gleich. Auch sind ihre magischen Kräfte nicht so groß, aber stärker als die der Fischgesichtigen.«

»Dann habe ich damit also auch noch zu rechnen.«

Fenton nickte. »Ja. Sie sind für die niederen Arbeiten zuständig. Sie bewachen die Gefangenen und schleppen sie hinterher in die Arena.«

»Und was geschieht dort mit ihnen?«

»Sie müssen kämpfen. Gewinnen sie, bleiben sie am Leben, das ist alles.«

»Wer sind ihre Gegner?« rief ich.

Fenton hob die rechte Hand. »Ich gebe dir keine konkrete Antwort. Du mußt es schon selbst herausfinden, vielleicht wirst du es auch bald sehen. Soviel ich weiß, muß sich heute abend wieder jemand zum Kampf stellen.«

»Und wer wird das sein?«

»Ich«, erwiderte Fenton mit rauher Stimme.

Monja Dunhill wollte zur Tür laufen, doch Suko hielt sie fest.

»Lassen Sie mich!« schrie das Mädchen. »Ich muß raus hier.

Das Geigenspiel, es macht mich verrückt.«

Suko drückte Monja zurück auf den Stuhl. »Du hast gesagt, jemand muß sterben. Wer muß sterben? Wer?«

Monja schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Das Spiel - es macht mich verrückt - verrückt!« Sie begann zu schreien, schlug nach dem Chinesen. Da klatschte Sukos Hand gegen ihre Wange.

Monja verstummte.

»Sorry«, sagte Suko, »aber es mußte sein.« Stumm blickte das Mädchen den Chinesen an. Doch es lag kein Vorwurf in seinem Blick. Wahrscheinlich hatte Monja verstanden.

Die Melodie der Teufelsgeige klang schrecklich. Die schaurigen Töne drangen an das Gehör der Menschen, umnebelten die Hirne und preßten ihnen die eigenen Gedanken aus dem Schädel. Grausam war die Melodie anzuhören, sie schien körperliche Schmerzen zu bereiten.

Jane Collins wand sich auf ihrem Stuhl. Sie hat den Mund aufgerissen und schnappte nach Luft.

Bill erging es nicht viel besser. Sein Gesicht war verzerrt, als kämpfe er gegen große Schmerzen an. Plötzlich sprang er von seinem Sitz hoch.

»Ich muß zu ihm!« brüllte Bill und rannte auf die Tür zu.

Suko sah die Gefahr. Mit einem wahren Panthersprung flog er von der Seite auf den Reporter zu, erreichte ihn kurz vor der Tür und riß ihn zu Boden. Der Chinese kannte die Melodie schon. Jetzt kämpfte er verbissen dagegen an. Er wollte sich nicht beeinflussen lassen; wenn er nachgab, waren sie alle verloren.

Bill Conolly wehrte sich. Suko mußte einen Faustschlag hinnehmen, der nicht von schlechten Eltern war. Sein Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen.

Bill wollte aufspringen, doch Suko stellte ihm ein Bein. Wieder fiel der Reporter zu Boden. Er brüllte auf, warf sich sofort herum, flog hoch und lief genau in Sukos Handkantenschlag hinein.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte er zu Boden und blieb bewußtlos liegen.

Suko hatte wohldosiert geschlagen. Für die nächsten fünfzehn Minuten war Bill Conolly außer Gefecht gesetzt.

Suko drehte sich.

Monja Dunhill hockte auf einem Stuhl, hatte die Hände gegen

die Ohren gepreßt und murmelte Gebete. Jane Collins lag mit dem Oberkörper auf dem Tisch und trommelte mit beiden Fäusten auf die Platte. Dabei stieß sie Laute aus, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Suko war als einziger ganz normal geblieben.

Schwere Schläge hämmerten gegen die Tür.

»Aufmachen! « brüllten mehrere Stimmen gleichzeitig.

Da hörte Suko einen Schrei.

Monja hatte ihn ausgestoßen. Sie sah ihren Vater zuerst, der, mit einem Messer bewaffnet, aus der Küche kam. Mit der Klinge konnte man eine Rindskeule zerteilen. Und das mit einem Schnitt.

Suko starre dem Mann in die Augen. Sie wirkten leer, tot, ohne Leben.

Die Melodie hatte bereits Früchte getragen.

Das Messer stoßbereit in der Hand, stampfte er auf Suko zu.

Der Chinese wich zur Seite aus. Er wollte den Wirt noch etwas näher kommen lassen, um ihn dann mit einem Karateschlag außer Gefecht zu setzen. Doch Dunhill spielte ihm einen Streich. Er sprang plötzlich nach rechts. Genau auf Jane Collins zu.

Obwohl alles blitzschnell ging, sah Suko das Geschehen wie in einer Zeitlupenaufnahme. Der Wirt hielt das Messer hoch und war bereit, es in der nächsten Sekunde in Jane Collins' Rücken zu rammen.

Suko tat das einzig richtige.

Er riß die Beretta hervor und feuerte.

Der Schuß bellte auf.

Die Kugel drang in die Achselhöhle des Wahnsinnigen und fuhr auf der anderen Seite wieder hinaus. Dunhill ließ das Messer fallen, Er preßte die linke Hand auf die getroffene Stelle und wankte zurück in das Hinterzimmer. Kein Laut drang aus seinem Mund.

Monja, die die Szene mit weit aufgerissenen Augen angesehen hatte, wollte hinter ihrem Vater her.

»Dad!« schrie sie. »Dad - ich ...«

»Bleib hier!« brüllte Suko. Mit zwei Sätzen hatte er das

Mädchen erreicht, riß es an der Schulter herum und fauchte: »Wo ist dein Zimmer? Wo?«

»Oben!«

»Können wir uns da verstecken?«

Monja nickte.

»Dann rauf. Geh vor. Ich folge dir, und dann verriegle ich die Tür.«

»Aber mein Vater. Er ist ...«

»Er wird daran bestimmt nicht sterben.«

Die Schläge gegen die Tür waren verstummt. Suko konnte sich nur einen Grund dafür denken. Der Schuß mußte die Leute irritiert und ihre Aktionen vorläufig gestoppt haben.

Dem Chinesen war das sehr recht. Er lief zu dem Bewusstlosen Bill Conolly, bückte sich und hievte den Reporter über seine linke Schulter.

Monja Dunhill stand am Hinterausgang und wußte nicht so recht, was sie tun sollte.

»Hilf Miss Collins!« rief Suko.

Das Mädchen nickte hastig und lief auf die Detektivin zu. Sie sprach Jane an, doch die reagierte nicht. Ihr Kopf pendelte von einer Seite zur anderen, sie murmelte unverständliche Worte.

»Zieh Miss Collins hoch!« verlangte Suko. Er stand jetzt ebenfalls in der Hintertür.

Monja versuchte es. Jane Collins folgte willenlos wie eine Puppe. Gehorsam setzte sie einen Fuß vor den anderen.

»Na also«, sagte Suko.

Das Geigenspiel war leiser geworden.

Als Suko durch die Fensterscheiben des Gastraumes blickte, erkannte er verschwommen die Umrisse von Gesichtern. Noch traute sich niemand, die Scheiben einzuschlagen, doch lange würde es sicherlich nicht mehr dauern.

Da flog auch schon der erste Stein.

Klirrend ging die Scheibe zu Bruch. Große Splitter fielen in den Gastraum.

Das Geräusch des splitternden Glases war noch nicht verhallt, als die nächste Scheibe zu Bruch ging.

»Jetzt aber nichts wie weg!« rief Suko. Er hatte sich den Plan genau überlegt und wußte, warum er in das Zimmer des Mädchens gehen wollte.

Dort konnte er besser die Stellung halten. Ein Ausbruch war mit dem Bewusstlosen Bill Conolly und der kaum noch zurechnungsfähigen Jane Collins nicht möglich. Die Einwohner hatten das Gasthaus umstellt. Sie würden keinen entkommen lassen. Es war für den Chinesen gar nicht so einfach, mit seiner Last auf der Schulter die schmale Stiege hochzuklettern. Er hatte das Mädchen vorgehen lassen. Unten im Gastraum tobten bereits die ersten Eindringlinge.

Monja riß die Zimmertür auf. »Schnell!« rief sie. »Schnell!« »Ein alter Mann ist doch kein Schnellzug!« keuchte Suko, drückte sich an Monja vorbei und ließ den Bewußtlosen auf das Bett des Mädchens fallen. Monja rammte die Tür zu. Aufatmend lehnte sie sich mit dem Rücken gegen das Holz.

Jane Collins saß auf einem einfachen Holzstuhl. Ihr Kinn war auf die Brust gesunken, die Arme baumelten am Körper herab. Sie schien sich in tiefer Trance zu befinden.

»Geh von der Tür weg!« befahl Suko.

Monja drückte sich zur Seite.

Suko deutete auf das Fenster. »Stell dich daneben und paß auf, was draußen geschieht.«

Monja gehorchte.

Suko selbst baute sich an der Tür auf. Er hörte Schritte die Treppe hochpoltern.

Der Chinese holte tief Luft. Dann brüllte er: »Okay, Freunde, der erste, der sich der Tür nähert, bekommt ein drittes Auge. Ist das in eure Hohlschädel hineingegangen, oder muß ich erst die Probe aufs Exempel machen?«

Schweigen. Dann eine Stimme: »Wir haben den längeren Atem. Zarcadi wird dich vernichten. Er hat die Todesmelodie gespielt..« »Ja, ja, schon gut«, rief Suko zurück.

Er hörte, wie sich die Leute wieder entfernten. Einigermaßen beruhigt wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Das war gerade noch einmal gutgegangen.

Monja löste sich vom Fenster und lief auf ihren schmalen Kleiderschrank zu. Suko beobachtete gespannt, wie sie ein Kreuz herausholte und es Jane Collins in die Hand drückte.

»Das wird ihr helfen«, sagte sie.

Suko lächelte. »Du bist 'ne Wucht!«

Die Kleine wurde tatsächlich noch rot. »Wie lange werden wir hier oben bleiben müssen?« fragte sie zaghaft.

Der Chinese hob die Schultern »Keine Ahnung. Aber bis zum Einbruch der Dunkelheit sicher.«

Monja erschrak. Sie wurde bleich.

»Was ist denn?« erkundigte sich Suko. »Ist dir nicht gut?«

»Sie - sie - haben doch die Todesmelodie gespielt.«

»Und?«

»Da wird nicht nur jemand sterben, sondern auch umgekehrt. Mein Vater hat mir mal erzählt, daß dann die Toten bei Anbruch der Dunkelheit aus ihren Gräbern steigen ...«

Jetzt mußte Suko schlucken. Und selbst ihm, der wirklich abgebrüht war, rann bei diesen Aussichten ein kalter Schauer über den Rücken ...

Ich zuckte unwillkürlich zurück. Fentons Antwort hatte mich getroffen. Dabei brauchte ich den Mann nur anzusehen, um zu erkennen, daß er den Kampf verlieren würde.

Er hatte meine Reaktion bemerkt und erwiderte mit müde klingender Stimme: »Es ist ganz einfach. Wenn ich sterbe, ist für Ersatz gesorgt. John Sinclair wird meinen Platz einnehmen.«

Er schwieg, machte aber mit beiden Armen eine zuckende Bewegung. »Hast du die Stimmen gehört?«

Ich nickte.

»Das sind die Seelen all der Männer, die den Kampf verloren haben. Niemals finden sie ihre Ruhe. Sie geistern durch die Höhlen und Hallen, sind verflucht, bis zum Ende aller Zeiten umherzuirren. Der Schwarze Tod läßt sie nicht aus den Klauen.«

»Wo ist der Schwarze Tod jetzt?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Er kann sich verstellen, nimmt oft eine andere

Gestalt an, und für ihn existieren keine zeitlichen Barrieren. Er kann sie überwinden, mit einem lächerlichen Fingerschnippen. So ist es.«

»Aber wie überwindet er die Zeitbarrieren?«

»Das weiß ich nicht. Es muß aber innerhalb des Labyrinths ein Tor geben, das wieder in die sichtbare Welt führt.«

Ich nickte heftig. »So ähnlich hatte ich mir das gedacht. Der Schwarze Tod und Zarcadi, der Geigenspieler, sind ein und dieselbe Person.«

»Wer ist Zarcadi?«

»Das erkläre ich dir später. Komm, laß uns gehen!«

Nebeneinander schritten wir tiefer in das Höhlenlabyrinth hinein.

Der Gang wurde breiter, die Decke höher, und bald wölbte sie sich wie die Kuppel eines Doms über uns.

Wir hatten eine Halle erreicht.

Beeindruckt blieb ich stehen. Die Halle hatte gewaltige Ausmaße. Ich selbst kam mir darin klein und verloren vor. Die Wände strahlten ein seltsames Licht aus. Es schimmerte tödlich, hatte jedoch einen Stich ins Grüne. Stufen waren in den Fels gehauen und wurden zu Treppen, die zu höhlenartigen Ausbuchtungen führten.

»Das sind unsere Behausungen«, sagte Fenton.

Die Stimmen, die uns begleitet hatten, waren verstummt. Eine nahezu gespenstische Stille lag über dieser Alptraumlandschaft. Ich fühlte die Beklemmung fast körperlich, und eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken.

Ich ging auf die von mir aus gesehen linke Felswand zu.

Das Gestein war nicht glatt. Es hatte Risse und Spalten. Ja, ich erkannte sogar canyonartige Einschnitte, die in das Felsmassiv führten, gerade so breit, um einem normalen Menschen Platz zu lassen.

»Wohin führen diese Wege?« erkundigte ich mich.

Fenton hob beide Hände. »Frag mich nicht danach. Wer diesen Weg beschreitet, geht in den Tod. Er führt in das Zentrum, in die Arena und zu den Wächtern der toten Götter.«

Ich grinste. »Das ist immerhin schon etwas. Dann will ich mir die Wächter mal ansehen.«

»Bist du verrückt? Sie töten dich!«

Ich verzog die Mundwinkel. »Lieber einen raschen Tod, als langsam dahinsiechen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Außerdem scheint der Schwarze Tod nicht in der Nähe zu sein.

Die Gelegenheit ist also günstig.«

»Du willst wirklich ...?« keuchte Fenton.

»Ja, mein Freund.«

Die anderen Gefangenen mußten unsere Unterhaltung gehört haben. In den Höhlen der Felswand standen sie. Das rote Licht ließ ihre Gesichter aussehen wie in Blut getaucht. Sie starrten mich an, hoben in beschwörenden Gesten ihre Hände und deuteten mir damit an, nicht zu gehen.

Es sah gespenstisch aus, wie sie kein einziges Wort dazu sprachen.

Ich aber ließ mich nicht von meinem Vorhaben abhalten.

»Viel Glück!« wünschte Fenton noch. Er hatte den Arm halb zum Gruß erhoben. Er hing in der Luft, wie von einem unsichtbaren Faden gehalten.

Ich betrat den schmalen canyonartigen Einschnitt. Er war gerade so breit, daß meine Schultern das Gestein an beiden Seiten nicht berührten.

Der Boden unter mir war ziemlich glatt. Nur hin und wieder sah ich kleinere Spalten und Risse.

Ich mußte all das, was ich gehört hatte, erst verdauen. Viel war in den letzten Minuten auf mich eingestürmt, und nach einigem Überlegen gelangte ich zu dem Schluß, daß ich als Einzelperson gegen den Schwarzen Tod und seine Gehilfen nichts ausrichten konnte. Diese Welt gehörte ihnen. Sie waren seit undenklicher Zeit die Herrscher in diesem Reich, und ein Normalsterblicher hatte nicht die geringste Chance, daran etwas zu verändern.

Vielleicht konnte ich einen Teilsieg erringen, wenn es mir gelang, den Weg in die normale Welt zurückzufinden. Vielleicht war ich in der Lage, Inspektor Fenton mitzunehmen. Die Position des Schwarzen Tods wäre geschwächt worden mit dieser

Niederlage. Bisher war es bekanntlich noch keinem gelungen, aus diesem Schreckensreich zu fliehen.

Das rötlich schimmernde Licht blieb hinter mir zurück. Jetzt hüllte mich die Dunkelheit ein, die wie schwarze Tinte über dem schmalen schlauchartigen Gang lag.

Ich kramte in meiner Hosentasche herum und fand tatsächlich die kleine Kugelschreiberlampe. An die hatte ich vorhin gar nicht gedacht. Ich mußte grinsen, als ich diese freudige Überraschung in der Hand hielt.

Ich schaltete die Lampe ein.

Der nadelfeine Strahl fiel auf meinen linken Handrücken. Die moderne Technik funktionierte also auch im Reich der Dämonen. Mich umgab eine drückende, schon beklemmend wirkende Stille. Nichts regte sich in diesem engen Gang, und wenn ich nach oben sah, verloren sich die Felsen in der Dunkelheit.

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich in solch einem Felslabyrinth befunden. Dieses Massiv war so gewaltig, daß ich nicht einmal erkennen konnte, ob sich ein Felsdach über den riesigen Steinen wölbte, oder ob der Weg dort vielleicht ins Freie führte. Eventuell sogar zu den Türmen, deren Geheimnisse ich auch gern ergründet hätte, falls es solche überhaupt gab.

Wieder einmal knipste ich die kleine Lampe an, leuchtete für ein paar Sekunden die Felswände im näheren Umkreis ab und blieb überrascht stehen.

Rechter Hand entdeckte ich einen nischenartigen Einschnitt, in dem sich eine Trittleiter befand. Sie war aus Holz und sah ziemlich stabil aus.

Meine Neugierde besiegte die Vorsicht. Ich begann damit, die Leiter hochzuklettern. Ein Handlauf war nicht vorhanden, und so mußte ich meine Hände auf die Stufen über mir legen, um mich abzustützen.

Das Holz bog sich zwar unter meinen Füßen, gab aber nicht nach. Yard um Yard kletterte ich höher. Einmal warf ich einen Blick zurück. Sehen konnte ich nichts. Nur die Finsternis ballte sich dort unten in dem schmalen Gang zusammen.

Und weiter kletterte ich. Schon bald brach mir der Schweiß aus, rann mir in die Augen, und ich schmeckte ihn salzig auf meinen Lippen.

Am Anfang hatte ich die Stufen gezählt, doch mittlerweile ließ ich es bleiben. Es waren einfach zu viele.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, die Dunkelheit würde sich lichten.

Ich legte den Kopf in den Nacken und glaubte den rotvioletten Himmel über mir schimmern zu sehen.

Sollte ich das Ende der Felswand bald erreicht haben?

Von dieser Hoffnung beflügelt, kletterte ich weiter, verschärfte dabei mein Tempo.

Die Dunkelheit wichen tatsächlich. Über mir gloste dieser farbige Himmel.

Ich hatte es tatsächlich geschafft, war im Freien.

Fast hätte ich vor Freude gejubelt. Doch das Gefühl verging sehr schnell.

Plötzlich tauchte ein Totenschädel über mir auf. Deutlich sah ich die weißen Augenhöhlen und den zu einem Grinsen verzogenen Mund.

Einer der Wächter des Schwarzen Tods war da.

Noch vier Stufen!

Da packten die skelettierten Finger zu, umklammerten die Leiter und drückten sie mit Gewalt aus der Verankerung.

Noch zwei Stufen ...

Die Leiter kippte.

Meine Hände versuchten, den oberen Rand der Felswand zu packen, um sich daran festzuhalten. Ich wollte nicht in die Tiefe fallen und mit zerschmetterten Gliedern liegenbleiben.

Ich schaffte es nicht mehr. Meine Finger rutschten ab. Die Leiter kippte. Ich würde mit dem Rücken vor die gegenüberliegende Felswand krachen und in den Abgrund stürzen ...

Im letzten Augenblick hatte ich die rettende Idee. Ich nutzte den Schwung der Leiter aus und drehte mich halb auf der Sprosse. Meine Arme schnellten vor, mit den Füßen stieß ich mich ab, und in der nächsten Sekunde umkrallten meine Finger den oberen Rand des Felsens.

Neben mir kippte die Leiter zur Seite und verschwand in der Tiefe. Ich hörte sie unten aufschlagen.

Wie ein Klammeraffe hing ich an der Felswand. Der rauhe Stein riß mir die Finger auf. Feucht und warm spürte ich das Blut und den ziehenden Schmerz, der bis in Höhe der Ellenbogen drang.

Mühsam zog ich mich hoch. Es wurde nur ein halber Klimmzug daraus, und ich mußte mit den Beinen nachhelfen, um mich endlich über den Rand des Felsens schwingen zu können.

Erschöpft blieb ich einige Sekunden liegen. Normalerweise hätte ich mich rasch erholt, aber bei dieser Luft war das schlecht möglich. Ich stemmte mich auf die Knie, blieb in der Haltung hocken und sah über die Schlucht hinweg auf die andere Seite des Felsens.

Dort stand der Wächter und starrte mich an.

Er trug ein knöchellanges Gewand aus schwarzem Stoff. In seinem ebenfalls dunklen Schädel fielen nur die hellen Augen auf. Drohend hob er die knochige Faust.

Da ritt mich der Teufel.

Ich sprang auf, lief einige Schritte zurück, bis ich einen genügenden Anlauf hatte, spurtete wieder vor und setzte dann mit einem gewaltigen Sprung über die schmale Schlucht.

Das Monster reagierte nicht schnell genug. Mit beiden Füßen zuerst rammte ich die Horrorgestalt. Der Knochenmann wurde zu Boden geschleudert, und ich fiel über ihn hinweg.

Mit der Schulter prallte ich auf, fing mich aber sofort und wirbelte herum.

Das Skelett sprang bereits auf mich zu. Es hatte das Maul aufgerissen und stieß wütende Laute aus.

Ich nahm wieder meine Füße zu Hilfe. Ein Karatetritt stoppte

die Angriffslust des Unheimlichen. Doch das Skelett war kein Mensch. Es empfand keine körperlichen Schmerzen. Ich würde stundenlang kämpfen können, ohne etwas zu erreichen.

Im nächsten Augenblick wurde mir auch klar, weshalb das Skelett so geschrien hatte.

Es hatte Verstärkung herbeigeholt!

Woher die Gestalten plötzlich kamen, wußte ich nicht. Ich sah nur, daß wir uns auf einem großen Plateau befanden, das zahlreiche Verstecke bieten mußte, aus denen die Unheimlichen entstiegen waren.

Und sie waren bewaffnet.

Ich sah in ihren Fäusten lange Keulen, die an den Spitzen röthlich schimmerten. Noch nie hatte ich solche Waffen gesehen, ahnte aber, daß sie höllisch gefährlich waren.

Aber auch ich hatte meine Waffe.

Der geweihte Silberdolch steckte noch immer in der Leder-scheide. Ich riß ihn heraus und war mit einem raubtierhaften Sprung bei meinem Gegner. Blitzschnell umfaßte ich das Skelett, riß es zu Boden und preßte ihm die Spitze des Dolchs gegen das rechte helle Auge. Dabei hielt ich den Unheimlichen so, daß er mich mit einem Teil seines Körpers gut deckte.

Da flog die erste Keule heran.

Ich sah nur einen Punkt, der sich rasend schnell näherte, zog den Kopf ein und spürte, wie etwas Heißes an meinem Schädel vorbeizischte. Die Keule krachte hinter mir gegen die Felswand. Etwas prasselte auf, und als ich hastig den Kopf drehte, sah ich, daß ein Stück von der Wand fehlte.

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Wenn mich solch ein Ding traf, dann paßte ich in eine Streichholzschachtel.

»Noch ein Angriff, und euer Freund stirbt!« brüllte ich. »Was ich in der Hand habe, ist ein geweihter Silberdolch, kapiert? Verschwindet jetzt!«

Ich hoffte nur, daß mich diese Horrorwesen verstanden hatten.

Und tatsächlich, sie hielten still, wagten sich keinen Schritt näher.

Ich atmete auf. Die erste Runde hatte ich gewonnen. Jetzt

mußte ich nur die Nerven behalten und durfte mir keine Blöße

geben. Diese verdammten Monster sollten mir helfen, aus diesem Land herauszukommen.

Meine Blicke schweiften über die Skelette hinweg. Ich konnte in der rötlich schimmernden Luft die Umrisse der Türme erkennen und sah auch die Brücken, durch die sie miteinander verbunden waren.

Die Skelette zögerten. Sie gingen nicht zurück, sondern blieben einfach stehen.

Ich zählte rasch.

Gegen zehn Monster hatte ich anzukämpfen. Ein verdammt ungleiches Verhältnis.

Fest hielt ich den Griff des Messers umklammert. Die Spitze, die ganz leicht das Auge des Skeletts berührte, zitterte nicht. Ein Zeichen, daß ich nicht nervös war. Und das war eine der Eigenschaften, auf die ich stolz bin. Innerliche Ruhe auch in gefährlichen Situationen. Vielleicht war ich deshalb noch am Leben. Ich riß meinen Gefangenen mit in die Höhe, umklammerte mit der linken Hand den knöchernen Hals, zog den knochigen Körper gegen mich und hielt auch weiterhin das Messer in der Hand.

»Sage ihnen, sie sollen verschwinden!« zischte ich.

Das Skelett stieß einige krächzende Laute aus.

Die anderen gehorchten.

Schritt für Schritt zogen sie sich zurück.

»Okay«, raunte ich scharf. »Und jetzt führe mich zu deinem Herrn und Meister. Zum Schwarzen Tod!«

Ich merkte, wie das Skelett zusammenzuckte. »Das - das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Er ist nicht hier.«

»Wo steckt er denn?«

»In der sichtbaren Welt.«

»Na, das ist doch wunderbar, dann brauchst du mir nur einen Weg zu zeigen, wie ich dorthin gelangen kann.«

»Ich kenne keinen.«

»Wirklich nicht?« Ich lachte leise. »Du glaubst doch nicht etwa,

daß ich Skrupel habe, dich zu töten? Und danach schnappe ich mir einen anderen von euch. Irgend jemand wird mir den Weg schon zeigen. Tu du es lieber. Es ist besser.«

»Wir müssen zum Brunnen der Träume«, erwiderte er nach einer Pause des Nachdenkens.

»Wo finde ich den?«

»In der Arena.«

»Gut. Was hat der Brunnen für eine Bedeutung? Rede, verdammt! Woher hat er seinen Namen?«

»Die Gefangenen, die zum Kampf geführt werden, müssen vorher in den Brunnen hineinsehen. Sie schauen in die reale Welt, sehen ihr Zuhause, ihre Freunde und Bilder aus ihrer Vergangenheit.«

»Also eine Folter«, stellte ich fest.

Darauf erwiderte das Skelett nichts.

Ich aber war froh, einen Ausweg gefunden zu haben. Allerdings fragte ich mich, warum mir Fenton nichts von dem Brunnen erzählt hatte. Aber wahrscheinlich wollte er keine unnötige Hoffnung in mir wecken.

»Dann gehen wir jetzt zu dieser Arena«, sagte ich. »Und wenn du Dummheiten machst, wirst du endgültig in der Dämonenhölle verschwinden.«

Ich war froh darüber, daß diese Wesen die menschliche Sprache verstanden. Zu meinem Glück schien es in den Zwischenreichen so etwas wie Verständigungsschwierigkeiten nicht zu geben.

Wir gingen über das Plateau. Ich fühlte mich verdammt unwohl dabei. Immer wieder blickte ich mich nach allen Seiten um, achtete auf Verfolger, auf Fallen, doch es riührte sich nichts. Die übrigen Skelette schienen tatsächlich verschwunden zu sein. In meinem Nacken spürte ich ein unangenehmes Kribbeln. Zu deutlich war noch die Erinnerung an die magische Keule in mir. Aus dem Hinterhalt geschleudert, konnte sie mich treffen wie ein Blitzschlag.

Ich konnte nicht erkennen, wie groß das Plateau war. Eine Begrenzung sah ich nicht. Das Plateau und der rotviolette Himmel schienen sich in der Ferne zu vereinen.

Das Plateau war eben. Kein Staub, keine Steine - nichts.

Blanker, dunkler Fels.

Weit vor uns stieg etwas Großes, Dunkles in die Luft, breitete die Schwingen aus und zog lautlos seine Kreise.

Ein Flugdrache.

Wenn der mich angriff, konnte ich einpacken.

Ich merkte, wie das Skelett zögerte. Auch das Horrorwesen mußte den Drachen gesehen haben, anscheinend rechnete es sich eine Chance aus.

»Wenn das Ungeheuer uns angreift, bist du auch hink zischte ich. »Kannst du dich mit diesem verdammten Geier da versän-digen?«

Das Skelett gab keine Antwort. Der Drache flog näher.

Ich blieb mit meinem Gefangenen stehen, um die Flugechse beobachten zu können.

Das Skelett sagte irgend etwas. Es schrie die Worte zu der Echse hinauf. Was für einen Sinn sie hatten, erfuhr ich in den nächsten Sekunden, denn die verdammte Echse griff an.

Pfeilschnell stieß sie auf uns nieder.

Sicher, ich hätte dem Skelett jetzt den Garaus machen können, tat es aber nicht, sondern stieß das Horrorwesen zur Seite und wartete den Angriff ab. Diesmal wollte ich mich nicht so leicht überrumpeln lassen.

Da war der Drache auch schon heran. Weit hielt er die Krallen ausgestreckt, wollte sie mir in den Körper rammen. Der lange Schnabel war geöffnet, für Bruchteile von Sekunden sah ich eine schmale, grünlich schimmernde Zunge hervorhuschen.

Im selben Augenblick warf ich mich zu Boden.

Haarscharf segelte das Flugmonster über mich hinweg, doch ich hatte bereits den Arm mit dem geweihten Dolch hochge-rissen.

Die Klinge drang in den Bauch wie in Butter. Glatt und sauber war der Stich. Es ging so leicht, als wäre die hornige, zähe Leder-haut gar nicht vorhanden.

Das Monster schlug mit seinen riesigen Flügeln um sich.

Neben mir klatschte die Lederhaut auf den Fels. Sekundenlang

zuckten die Flügel, trieben mir die Schläge den Angstschweiß auf die Stirn.

Dann lag der Drache still.

Er war zum Glück so weit vorgerutscht, daß ich ohne Behinderung aufstehen konnte. Drei Lidschläge später hatte ich das Skelett schon wieder gepackt. Es konnte nicht glauben, daß ich den Kampf gewonnen hatte.

Ich grinste. »Okay, Freund, weiter!«

Diesmal verzichtete ich darauf, dem Skelett das Messer gegen das Auge zu drücken. Die Demonstration vorhin mußte eigentlich gereicht haben.

Mein Optimismus wurde bestätigt. Das Skelett unternahm keine Anstalten zu fliehen. Beinahe brav trottete es vor mir her. Das wiederum erweckte mein Mißtrauen. So leicht - das wußte ich - gaben Dämonen nicht auf: Sie hatten meistens irgendeinen Trick auf Lager.

Weitere Flugechsen ließen sich nicht blicken. Ich hatte das Gefühl, die Türme wären näher gerückt, und wenn ich genau hinsah, erkannte ich, daß vier Türme praktisch die Ecken eines Quadrats bildeten. Die Türme standen allesamt durch die nach oben gebogenen Steinbrücken miteinander in Verbindung.

»Wie lange dauert es noch?« wollte ich von meinem Gefangen wissen.

»Wir sind bald da.«

»Und was erwartet uns in der Arena?«

Das Skelett schwieg.

»He, ich will eine Antwort!«

»Der Brunnen. Uns erwartet der Brunnen.«

Mehr war aus meinem Gefangenen wirklich nicht herauszubekommen. Ich verzichtete darauf, weitere Fragen zu stellen, und nach etwa einer halben Stunde erreichten wir das Ende des Plateaus.

Eine hüfthohe Steinmauer bildete die Begrenzung.

»Wir sind da«, sagte der Dämon.

Ich reckte den Hals und sah über die Mauer hinweg. Mein Blick fiel in die Arena.

Sie war ziemlich groß und quadratisch angelegt. Das Licht des Himmels übergoss sie mit seinem rötlichen Schleier, verwischte die Konturen, und doch erkannte ich den Brunnen. Er bildete den Mittelpunkt der Arena. Die Zuschauerränge, wenn ich sie mal so nennen darf, zogen sich terrassenförmig an allen vier Seiten der Arena hoch. Sie erinnerten mich an Weinberge ohne Rebstöcke. Zwischen den einzelnen Reihen führten wie mit dem Lineal gezogene Gänge nach unten, die allesamt vor einer Mauer endeten. Diese wiederum trennte die Arena von den Terrassen ab.

Uns gegenüber lag ein großes Tor, durch das wahrscheinlich die Kämpfer kamen. Soviel ich erkennen konnte, war es aus Eisen und vorläufig noch geschlossen.

Mein Blick wanderte weiter zu den Türmen hoch. Auf zwei von ihnen sah ich die Flugdrachen hocken. Ich hatte das Gefühl, als würden sie nur mich fixieren.

Einen dritten Flugdrachen entdeckte ich auf einer Brücke. Wie eine Statue saß er auf dem Geländer, breitete aber jetzt die Flügel aus und ließ sich auf einem noch freien Turm nieder.

Gern hätte ich noch das Innere der Türme erforscht, aber die Zeit drängte. Ich wollte möglichst rasch wieder in die sichtbare Welt zurückkehren.

»Geh vor!« befahl ich.

Gehorsam überkletterte das Skelett die Mauer. Ich folgte ihm, achtete immer darauf, daß es keinen Fluchtversuch unternahm. Wir stiegen die als Sitzgelegenheiten ausgebauten Stufen hinab. Niemand ließ sich blicken. Kein einziges Monster tauchte auf, und auch den Schwarzen Tod sah ich nicht.

Die Spannung in mir wuchs.

Würde ich es tatsächlich schaffen, wieder in meine Welt zurückzukehren?

Bis jetzt jedenfalls verstärkte sich die Hoffnung mit jeder Stufe, die wir weiter nach unten kletterten.

Noch immer herrschte Ruhe.

Schon konnte ich die Steinmauer am Rand der Arena deutlich sehen. Sie bestand aus großen Quadern, die in einer genauen Geometrie aufeinandergelegt worden waren.

Aufmerksam wurde ich durch das erbärmliche Quietschen des Tores. Langsam schwang es auf.  
Alarm!

Jetzt wurde es für mich Zeit, denn es ging um Sekunden.  
Das Skelett versuchte, die Gunst der Stunde zu nutzen, und sprang mich von der Seite her an.

Ich stach zu, traf genau, riß den Dolch wieder aus dem Auge, sah, wie das Skelett zusammenbrach

Dann sprang ich mit einem gewaltigen Satz über die Mauer hinweg in die Arena.

Der Aufprall war mörderisch. Meine Schuhe versanken im knöcheltiefen Staub.

Über mir hörte ich ein Rauschen.

Die Flugungeheuer hatten sich von ihren Päten gelöst und nahmen Kurs auf die Arena.

Das Tor war bereits aufgeschwungen, und die Wächter strömten hervor wie die Ameisen.

Zehn, zwanzig, nein, dreißig Skelette mit ihren flimmernden Wurfkeulen in den knochigen Fingern.

Ich rannte. Hetzte auf direktem Weg dem Brunnen zu. Doch die Gerippe erkannten meine Absicht und schnitten mir den Weg ab.

Die ersten Keulen flogen.

Ich streckte mich, hechtete zu Boden, schlug zweimal eine Rolle vorwärts, stand wieder auf den Füßen.

Hinter mir donnerten die Keulen in den Boden, prallten gegen die Mauer und rissen dort riesige Stücke heraus.

Es krachte und barst.

Sand überschüttete mich wie ein Platzregen.

Von der linken Seite her spurteten die Skelette ebenfalls auf den Brunnen zu.

Die ersten hatten den Brunnen schon erreicht, als ich noch zehn Schritte davon entfernt war. Die Dämonen riegelten meine letzte Rettung einfach ab.

Sie waren aber auch hinter und neben mir, kreisten mich ein, schwangen ihre Keulen, warfen sie aber nicht.  
Ich stoppte.  
Flügelschlagen über mir.  
Grinsende Totenschädel von allen Seiten.  
John, es ist aus, sagte ich mir. Und wie ferngesteuert ließ ich die Hand mit dem Dolch sinken ...

Die Luft in der Kammer war zum Schneiden dick. Bill Conolly bekämpfte seine Nervosität mit Zigaretten. Er hatte seit einiger Zeit seinen Normalzustand wieder erreicht, aber wesentlich später als Jane Collins. Das Kreuz in ihrer Hand half doch. Die Mächte des Guten strömten über und verdrängten das Böse. Monja Dunhill hockte neben Bill auf dem Bett. Sie hielt den Kopf gesenkt, hatte die Hände gefaltet und auf die zusammengepreßten Knie gelegt. Das Haar fiel wie ein Schleier über ihr Gesicht.

Suko stand am Fenster. Von seinem Platz aus konnte er einen Teil des Friedhofs sehen. Zwischen den Gräbern hatten sich einige Dorfbewohner eingefunden. Es waren Männer. Sie standen nur herum und erweckten den Eindruck, als warteten sie auf irgendein Ereignis.

Aber das hatte Monja bereits angekündigt. Die Todesmelodie war erklangen, ein Zeichen, daß die Toten aus den Gräbern steigen sollten, um ein Regiment des Schreckens zu errichten. Eine mehr als makabre Vorstellung.

Suko hatte Jane und Bill davon berichtet. Und jetzt grübelten die Freunde gemeinsam über einen Ausweg nach.

»Wir brauchen noch Waffen«, sagte Bill und drückte seine Zigarette aus. »Mit einer Pistole können wir nichts anfangen.« »Woher nehmen und nicht stehlen«, meinte Jane. Ihre Stimme klang bitter und deprimiert.

Suko wandte sich um. »Aus dem Zimmer können wir nicht. Darauf warten die Leute nur. Und uns mit dem Rest des Magazins den Weg freizuschießen, das ist nicht drin. Die

Menschen hier sind unschuldig. Sie können nichts dafür. Zarcadi hat sie in seine Gewalt gebracht. Sie handeln nicht aus freiem Entschluß.«

»Aber irgendwie müssen wir uns verteidigen«, sagte Bill.

»Wenn die Toten aus den Gräbern steigen, dann haben wir keine Menschen mehr vor uns. Du weißt selbst, Suko, mit Fäusten sind lebende Leichen nicht zu besiegen.«

Der Chinese nickte. »Ja, wir brauchen etwas, um uns verteidigen zu können. Unter Umständen müssen wir sogar einen Ausbruch wagen.«

Plötzlich hob Monja den Kopf. »Ich wüßte vielleicht einen Ausweg«, sagte sie leise.

Jane, Suko und Bill sahen das Mädchen gespannt an.

»Und?« fragte der Reporter.

»Auf dem Speicher liegen zwei alte Gewehre. Mein Vater hat sie einmal von einem Betrunkenen erhalten, weil der Mann die Zeche nicht bezahlen konnte. Das ist allerdings schon Jahre her, und ich weiß nicht, ob die Waffen noch funktionieren.«

»Hat Ihr Vater damit geschossen?« wollte Suko wissen.

Monja hob die Schultern.

»Um auf den Speicher zu gelangen, mußt du aber durch die Tür«, sagte Jane.

»Nein.« Monja deutete auf das Fenster. »Wenn jemand es schafft, dort durchzuklettern, kann er sich an der Dachrinne hochhangeln. Das Speicherfenster ist nur mit Pappe abgedeckt. Man kann sie mit der bloßen Faust einschlagen. Vater wollte das Fenster immer reparieren. Er hat es bisher vergessen.«

Suko war von der Idee fasziniert, und auch Bill Conolly hatte nichts dagegen.

Nur Jane Collins erklärte ihre Einwände. »Gesetzt den Fall, du schaffst es, die Gewehre zu holen, und sie funktionieren tatsächlich, so heißt das noch lange nicht, daß wir uns damit die Untoten vom Hals halten können. Mit normalen Kugeln kann man gegen lebende Leichen nichts ausrichten.«

»Das ist richtig«, gab Suko zu. »Töten können wir die damit nicht, aber dann schaffen wir es vielleicht, bis zu den Autos zu

gelangen. Wir können das Militär alarmieren oder größere Polizeieinheiten.«

»Warum versuchen wir jetzt keinen Ausbruch?« fragte Bill.

»Weil dann Unschuldige daran glauben müßten.«

»Hinterher nicht?«

»Dann besteht zumindest die Möglichkeit, daß die lebenden Leichen vorgeschnickt werden.«

Bill grinste säuerlich. »Okay, ihr habt mich überzeugt.«

Nach den Worten entstand eine Zeit des Schweigens. Schließlich sagte Jane Collins: »Denkt eigentlich einer von euch noch an John?«

Die Worte tropften in die Stille, doch keiner sprach aus, was vielleicht alle dachten.

Daß John Sinclair nicht mehr am Leben war!

»Ich gehe dann also«, sagte Suko.

Er trat ans Fenster, drückte den Griff nach unten und zog die rechte Fensterhälfte auf. Sie klemmte, und Suko mußte ein paar mal rucken. Dann strömte frische Luft in das kleine Zimmer, Sie wirbelte den Zigarettenrauch durcheinander.

Der Chinese beugte sich über die schmale Fensterbank. Er peilte nach draußen, drehte den Kopf.

»Ist die Luft rein?« erkundigte sich Bill hinter ihm.

»Im Augenblick ja. Direkt unter dem Fenster steht niemand.

Ich versuch's mal.«

»Viel Glück.«

Suko kletterte auf die Innenseite der Fensterbank. Er war gelenkig wie eine Katze, doch es bereitete selbst ihm Schwierigkeiten, sich durch die Fensterhälfte zu winden. Suko schraubte vorsichtig seinen Oberkörper in die Höhe. Die Hände glitten an der rauhen Holzfassade des Hauses hoch. Der Chinese streckte sich und ertastete den Rand der Dachrinne.

Er warf einen Blick nach unten und sah Bill Conollys Kopf in Höhe seiner Knie.

Fragend blickte der Reporter ihn an. »Hält die Dachrinne?«

»Ich hoffe es.«

Suko zog an dem Metall. Es war verrostet, und die Rinne

knirschte in der Verankerung. Wenn sie Sukos Gewicht wirklich hielt, dann grenzte das schon an ein Wunder.

Aber Suko vertraute auf sein Glück. Er holte noch einmal tief Atem und zog sich mit einem vorsichtigen Klimmzug hoch. Wie ein Artist schwang er zuerst das rechte Bein auf das Dach und zog das linke nach.

Der Chinese hatte es geschafft. Von der Rinne rieselte Rost nach unten. Vorher war sie einigermaßen waagerecht verlaufen, jetzt hing sie durch.

Flach lag Suko auf dem Schrägdach. Er war unbewaffnet. Die Beretta hatte er Bill Conolly überlassen.

Das Dach war nur zum Teil mit Ziegeln gedeckt. An zahlreichen Stellen schimmerte die graue Teerpappe durch, und auch die Holzverkleidung des schrägen Fensters sah mehr als morsch aus. Die imprägnierte Pappe war an einer Seite schon aufgerissen.

Der Chinese kroch auf das Fenster zu. Er hatte seine Füße zur Seite gedreht, so daß er etwas Halt finden konnte. Ohne abzurutschen, erreichte er sein Ziel.

Mit beiden Händen riß Suko die Pappe von dem Fenster weg. Dann streckte er seinen Kopf durch das Loch.

Auf dem Speicher war es finster. Das durch das Fenster fallende Licht reichte gerade aus, um ein verwaschenes Viereck auf dem Boden auszuleuchten. Fingerdick lag der Staub. Hier hatte wohl seit Jahrzehnten niemand mehr sauber gemacht.

Mit dem Kopf zuerst tauchte Suko durch das Fenster. Er streckte die Arme aus, erreichte mit den Handflächen den Boden und zog den Oberkörper nach.

Sekunden später stand er auf dem Speicher.

Der Chinese blickte sich um. Selten hatte er soviel Gerümpel auf einem Fleck gesehen.

Er sah verrostetes Werkzeug, Kästen mit Flaschen, das Unterteil eines Schranks, die Hälfte eines Bettgestells und leere Kartons. Nur die Gewehre entdeckte er nicht.

Suko schalt sich einen Dummkopf, daß er Monja nicht gefragt hatte, wo die Waffen lagen. Jetzt war es zu spät.

Der Chinese begann mit der Suche, Er wühlte die Kartons durcheinander, stieß auf eine alte Truhe und hob mit großem Kraftaufwand den schweren Deckel hoch.

In der Truhe lagen von Motten zerfressene Kleidungsstücke, aber keine Gewehre.

Dann riß Suko die beiden Türen des Schrankunterteils auf. Er bückte sich und wühlte in den Fächern herum. Außer einer Staubwolke quollen ihm noch leere Konservendosen entgegen, und sogar drei alte Schellack-Platten fielen zu Boden und zerbrachen.

Doch Suko gab nicht auf. Er wühlte weiter, ertastete die Rückwand und grinste plötzlich.

Was er da zwischen den Fingern fühlte, war der Lauf eines Gewehres. Suko zog die Waffe aus dem Schrank. Und auch das zweite Gewehr fiel ihm in die Hände.

Der Chinese grinste zufrieden. Er klemmte beide Waffen unter den Arm und näherte sich dem Fenster. Die Läufe waren verrostet und mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Suko blies den Staub weg und sah nach, ob die Waffen geladen waren.

Sie waren es tatsächlich. Jetzt mußten die Dinger nur noch schießen, dann war alles klar.

Der Chinese hängte sich die beiden Gewehre über die linke Schulter und wollte die ungastliche Stätte wieder verlassen.

Da flog die Tür des Speichers auf.

Suko wirbelte herum.

Zwei Männer stürmten auf den Speicher. Suko kannte sie beide nicht, er hatte sie nicht unter den Dorfbewohnern gesehen. Der linke war groß und ziemlich kräftig, der rechte etwas kleiner und jünger. Doch auch er zählte nicht gerade zu den Schwächsten.

Bewaffnet waren die Männer mit Knüppeln.

Sie sahen Suko und stürmten sofort auf ihn zu. Sie wollten ihn ohne ein Wort der Erklärung niederschlagen.

Suko ließ sie kommen.

Dem Hieb des Älteren wich er aus, hebelte ihm dann die Beine weg und prellte dem Jüngeren mit einem Handkantenschlag den Knüppel aus den Fingern.

Der Bursche guckte dumm. Er guckte noch dümmer, als Sukos Faust an seinem Kinn explodierte.

Ohne ein Wort zu sagen, legte sich der Knabe schlafen.

Dafür mußte Suko einen Schlag auf die linke Schulter hinnehmen. Der Knüppel traf ausgerechnet die Stelle zwischen Hals und Gewehr, die noch frei war.

Suko ging in die Knie. Die Waffen rutschten zu Boden. Wieder pfiff der Knüppel auf ihn zu.

Diesmal gelang es dem Chinesen, dem Schlag auszuweichen.

Sein Gegner wurde vom eigenen Schwung nach vorn geworfen, stolperte über Sukos vorgestrecktes Bein und fiel lang hin.

Ein Tupfer mit der Handkante schickte auch ihn ins Reich der Träume. Fauchend stand Suko auf. Er nahm die Gewehre, ging zur Tür und blickte in den Flur.

Sehen konnte er nichts, hörte jedoch Stimmen. Die Kerle standen im Haus und unterhielten sich.

Suko schloß behutsam die Tür.

Eigentlich war es gut, daß er auf die beiden Männer getroffen war. So wußte er wenigstens, daß es die Meute nicht nur mit einem Frontalangriff versuchen wollte, sondern auch noch andere Tricks in der Hinterhand hatte. Die Männer wären sicherlich über das Dach geklettert und dann durch das Fenster ins Zimmer gestürzt.

Davon konnten sie jetzt nur noch träumen.

Mit seinen erbeuteten Gewehren schob sich Suko wieder durch das Fenster auf das Hausdach. Vorsichtig näherte er sich der Rinne, peilte nach unten, sah, daß die Dorfbewohner einen dichten Ring um das Haus gezogen hatten.

Zum Glück hatten sie Suko noch nicht entdeckt. Er rutschte weiter vor, gelangte an den Dachrand und packte die Rinne.

Noch einmal mußte ein Wunder geschehen.

Suko hängte sich an die Dachrinne.

Hielt sie ...?

Ja.

Sie knirschte zwar häßlich in der Verankerung, doch sie riß auch nicht, als Sukos Beine vor dem Fenster baumelten. Bill

Conolly reagierte schnell. Er faßte Sukos Unterkörper und zog den Chinesen ins Zimmer, als bereits die ersten Steine flogen. Die Dorfbewohner hatten Sukos Aktion bemerkt. Schreiend liefen sie herbei. Ein Stein flog ins Zimmer und prallte gegen die Wand. Er traf zum Glück niemanden.

Lang fiel Suko zu Boden, und Bill Conolly rammte die Fensterhälfte zu.

Weitere Steine wurden nicht geworfen, dafür ertönte von draußen wütendes Gebrüll.

Suko richtete sich auf. Grinsend deutete er auf die beiden Gewehre. »Schätze, jetzt geht es uns etwas besser.«

Es gibt Situationen im Leben, da hört man einfach auf zu denken. So ähnlich erging es mir. Ich stand da, war eingekreist von meinen Gegnern und wartete auf das Ende.

Den Weg zum Brunnen deckte ein Wall von Skeletten ab. Ihre weißen Augen starrten mich an, schienen mich durchbohren zu wollen. Noch hielt ich den Dolch in der Rechten, fühlte das warme Metall, das die Weihe des Guten erhalten hat. Ich dachte auch an das Kreuz auf meiner Brust. Es half mir nicht. Nicht hier, in dieser schrecklichen Umgebung, in der Alpträume wahr wurden und das Grauen regierte.

Drei, vier Sekunden stand ich unbeweglich, wartete auf meinen Tod, und doch gab es eine Rettung.

Sie wurde urplötzlich und mit der Wucht eines Sommergewitters möglich.

Zuerst hörte ich die wilden und gellenden Schreie. Sie erreichten von den Terrassen her meine Ohren, und im nächsten Augenblick sah ich die ausgemergelten Gestalten, die die Stufen herabstürmten, über die Mauer hinweg in die Arena sprangen und sich wild und ungezügelt auf die Horrorwesen stürzten.

Ich reagierte automatisch und warf mich zu Boden.

Noch im Fallen schossen mir die Gedanken durch den Schädel und formierten sich zu einer Theorie.

Aus den Augenwinkeln hatte ich Inspektor Fenton erkannt. Er

war der Anführer der Männer, rannte an der Spitze in die Arena hinein und warf sich auf den Dämon, der ihm am nächsten stand. Fenton mußte die anderen Gefangenen mobilisiert haben, um mich befreien zu können. Eine andere Möglichkeit gab es meiner Meinung nach nicht. Die Unglücklichen waren über ihren eigenen Schatten gesprungen. Sie hatten längst mit ihrem Leben abgeschlossen, wußten, daß sie für ewig in dieser Hölle schmoren mußten, wollten es mir aber ermöglichen, die Flucht zu ergreifen.

Unfaßbar ...

Innerhalb von Sekunden war eine regelrechte Schlacht entbrannt. In der Arena herrschte das absolute Chaos. Ich hatte mich rechtzeitig genug zu Boden geworfen, die magischen Keulen wischten über meinen Kopf hinweg und lichteten die Reihen der Angreifer.

Auch die verdammten Drachen griffen in den Kampf ein.

Zwei von ihnen hackten mit den Schnäbeln nach den Angreifern, töteten sie auf der Stelle. Ein anderer Drache hatte einen ausgemergelten Körper gepackt und riß ihn in die Höhe. Wo er damit hinflog, konnte ich nicht sehen. Staub und Dreck nahmen mir die Sicht.

Ich rollte mich mehrmals um die eigene Achse, sprang dann auf und tötete ein Skelett mit meinem Dolch. Einem zweiten entriß ich die Keule, schleuderte sie wuchtig in eine Gruppe Skelette, die daraufhin wie vom Blitz getroffen auseinanderplatzten.

Haarscharf nur zischte eine weitere Keule an meiner Schulter vorbei. Ich ging auf Tauchstation und rannte dorthin, wo ich den Brunnen vermutete.

Zwei Dämonen stellten sich mir in den Weg.

Vehement sprang ich sie an. Ich spürte Knochenfinger an meinem Hals. Gnadenlos drückten sie zu.

Ich mußte mein Messer zu Hilfe nehmen. Der Druck lockerte sich. Auch noch ein drittes Skelett konnte ich erledigen. Dann sah ich durch die Staubwolke die Umrisse des Brunnens. Nur noch wenige Schritte, und ich hatte das rettende Ziel erreicht.

Plötzlich sah ich Inspektor Fenton. Er wich gerade einem harten Schlag aus, drückte selbst ein Skelett zu Boden, wurde aber von zwei anderen von hinten gepackt.

Ich änderte die Richtung und hechtete auf Fenton zu.

»Neiiinn!« brüllte er mir entgegen. »Nicht, John - in den Brunnen. Schnell! Mir kann keiner mehr - ahhh ...«

Eine Keule traf ihn in der Mitte des Körpers.

Es war grausam.

Ich wandte mich ab. Meine Helfer hatten es tatsächlich geschafft und mir den Weg zum Brunnen freigehalten. Lange konnte ich nicht mehr warten. Die Skelette hatten sich inzwischen formiert und räumten unter den Angreifern auf. Sie waren ihnen körperlich weit überlegen, und wieder wurde mir klar, mit welch einer Todesverachtung sich diese Leute für mich opferten.

Ich konnte meine Dankbarkeit kaum in Worte fassen.

Stolpernd, rennend und taumelnd näherte ich mich dem Brunnen. Doch da stand auf einmal ein Skelett vor mir. Weit holte es mit der Keule aus. Es konnte mich gar nicht verfehlten.

Im vollen Lauf schleuderte ich das Messer.

Die geweihte Waffe flirrte durch die Luft, bohrt sich wuchtig in den knöchernen Schädel des Dämons.

Wie ein Brett kippte das Skelett nach hinten und führte sich nicht mehr.

Endlich war der Weg frei.

Hart prallte ich gegen die Brunnenmauer, soviel Schwung hatte ich vom Lauf noch drauf. Ich verlor das Gleichgewicht, sah auf eine wie Quecksilber schimmernde Fläche, schaltete jeden Gedanken aus und stürzte mich kopfüber in den Brunnen.

Der Kampflärm blieb zurück - die Unendlichkeit nahm mich auf ...

Zarcadi triumphierte! Er hatte John Sinclair ausgeschaltet, hatte ihn in sein ureigenstes Reich geholt, in dem die Wächter seine Forderungen erfüllten und im Land der toten Götter Wache hielten. Bei ihm, dem Schwarzen Tod, liefen die Fäden zusammen. Er

war das Bindeglied zwischen dem Satan und der Menschheit. Augenblicklich trat er als Professor Zarcadi auf. Er konnte aber auch als Fußballspieler oder Wanderprediger durch die sichtbare Welt ziehen. Dem Schwarzen Tod waren da keinerlei Grenzen gesetzt.

Aber ihn faszinierte das Geigenspiel nun mal. Vor allem, wenn er dadurch in die Lage versetzt wurde, Menschen zu beeinflussen. Die Melodie, auf eine bestimmte Art gespielt, brachte Menschen in seine Abhängigkeit. Aber das war Zarcadi noch nicht genug. Er wollte mit seinem Geigenspiel den Tod überlisten, wollte die Toten in Lebende verwandeln. Nachts sollten sie aus ihren Gräbern steigen und wie eine Flut das ganze Land überschwemmen.

Panik, Chaos und Entsetzen waren Trumpf. Zarcadi malte sich aus, wie es sein würde, wenn Kinder ihrem Vater gegenüberstehen würden, der schon einige Jahre tot war. Der Schwarze Tod, alias Zarcadi, wollte die hochtechnisierte Welt in einem Brückenkopf des Teufels umfunktionieren.

Er hatte sein Landhaus verlassen, befand sich nun in Orlington, um alles für den großen Augenblick vorzubereiten. Die Bewohner waren in seiner Hand. Sie hatten keinen freien Willen mehr und würden ihm helfen, auch wenn es ihr eigenes Leben kostete.

Aber Zarcadi wußte auch, daß er Gegner hatte. John Sinclairs Freunde hatten sich in Orlington eingenistet. Als besonders gefährlich schätzte er diesen Chinesen ein, der sich vor nichts zu fürchten schien. Ihm und den beiden anderen sollte es zuerst an den Kragen gehen.

Zarcadis Landhaus lag leer und verlassen inmitten des Waldes. Er brauchte es vorläufig nicht mehr. Ebensowenig wie das Treibhaus, mit dem es eine ganz besondere Bewandtnis hatte. Es war die Quelle der Schwarzen Magie. Zahlreiche Menschen hatten es schon zu spüren bekommen, alle, die sich gegen Zarcadi gestellt hatten. Sie lebten weiter, jedoch nicht als Menschen, sondern als Pflanzen.

Nur Zarcadi wußte davon, nicht einmal Frank Scott, einer

seiner treuesten Diener. Und Scott, der sich von Sukos Niederschlag nur schwer erholt hatte, taumelte durch den Wald.

Immer wieder stöhnte er auf, hielt sich dabei seinen Kopf, der schmerzte, als wolle er auseinanderplatzen.

Er murmelte Flüche und Verwünschungen. In seiner Brust stieg das Gefühl der Rache und Vergeltung wie eine Flamme hoch. Er wollte es dem Chinesen zurückzahlen. Mit Zarcadis Hilfe mußte ihm das einfach gelingen.

Scott merkte nicht, daß er vom Weg abkam und auf das Treibhaus zusteuerete. Auf ein Treibhaus, das zu einer Brutsäte des Bösen geworden war. Zarcadi hatte es so gewollt. Er zog den schützenden Schirm zurück und überließ alles der natürlichen dämonischen Entwicklung. Sie paßte haargenau in sein Konzept. Die Toten stiegen aus den Gräbern, und die fleischfressenden Pflanzen sorgten für die nötige Rückendeckung.

Wahrlich teuflische Aussichten.

Langsam erholte sich Frank Scott. Er überwand die Nachwirkungen des Schlages und nahm sogar bewußt seine Umwelt wahr.

Durch das Laubdach der Bäume schimmerte ein grauweißer Himmel. Die Sonne war nicht zu sehen, aber es roch nach Schnee. Wenn Scott genau hinsah, konnte er bereits die ersten winzigen Flocken vom Himmel fallen sehen.

Der Schnee würde alles zudecken wie ein riesiges weißes Leichtentuch.

Schon sah Frank Scott die grauen Scheiben des Treibhauses zwischen den Bäumen schimmern. Dabei hatte er das Gefühl, hinter dem Glas würden sich Schatten bewegen. Scott wischte sich über die Augen, glaubte an eine Halluzination, doch die Bewegungen blieben.

Irgend jemand trieb sich im Treibhaus herum!

Aber wer? Scott glaubte nicht, daß dieser Unbekannte seinem Meister Zarcadi wohlgesonnen war. Und deshalb hatte Frank Scott vor, dem Eindringling die Suppe zu versalzen.

Vorsichtig und auf Zehenspitzen näherte er sich seinem Ziel. Niemand sollte ihn bemerken.

Scott erreichte die Eingangstür.

Er drückte die Klinke herunter und stellte mit Genugtuung fest, daß die Tür offen war.

Ein böses Grinsen huschte über seine Lippen. Mit einem heftigen Ruck stieß er die Tür auf, sprang über die Schwelle - und erstarrte vor Entsetzen ...

Es war ein lautloser Flug. Ein Schweben durch die Unendlichkeit des Alls.

Schwindel packte mich. Die Eindrücke wechselten von einem Moment zum anderen. Ich fühlte mich als Mittelpunkt in einer prächtigen Farbpalette, dann wieder im Zentrum eines grauenvollen Orkans. Gräßliche Fratzen tauchten vor meinen Augen auf. Unheimliche Gestalten, die ihre gierigen Hände nach mir ausstreckten und mich doch nicht packen konnten. Sie griffen immer wieder ins Leere.

Dann tauchte ein schreckliches, übergroßes Gesicht auf. Es füllte die gesamte Umgebung aus.

Das Gesicht stellte einen stilisierten Ziegenkopf dar. Mit Hörnern und einer spitzen Schnauze, aus der eine schwarze Zunge schnellte.

Die Augen waren übernatürlich groß und glühten in einem düsteren Rot. Obwohl ich zu einem Spielball fremder und unfaßbarer Kräfte geworden war, traf mich die Erkenntnis wie ein Schock.

Diese Fratze, der Schädel, die Hörner ...

Ich hatte den Teufel gesehen!

Das Bild verblaßte. Eine tiefe, unheimliche Schwärze saugte es auf wie ein Schwamm das Wasser.

Ich fiel, fiel ...

Plötzlich war alles vorbei. Es gab einen heftigen Ruck. Die Finsternis verschwand. Es wurde heller um mich herum. Ich riß die Augen weit auf und stellte fest, daß mich die Schwärze der Dimensionen entlassen hatte.

Ich lag auf schmutzigem Boden.

Aber wo?

Ächzend richtete ich mich auf. Schwüle Luft umgab mich. Sie erinnerte mich an das Land des Schreckens - und ...

Ich schüttelte den Kopf, versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Richtig, an ein Treibhaus.

Schlagartig war die Erinnerung da! Der Horror-Wald, das Treibhaus, der Sarg ...

Ich befand mich noch in kniender Stellung. Meine Finger wühlten in feuchtem Erdreich. Vor mir sah ich einen langen Gang. Er teilte das große Treibhausbeet in zwei Hälften. Über mir liefen die beiden Dachhälften schräg ab. Wo sie sich in der Mitte trafen, leuchteten in unregelmäßigen Abständen kleine, schmale Lampen.

Etwas irritierte mich. Ich hörte ein Schaben und Rascheln. Es schien von allen Seiten auf mich einzudringen und erfüllte mich auf eine unerklärliche Weise mit Angst.

Langsam stand ich auf.

Da sah ich die Ursache der Geräusche.

Die Pflanzen und Blumen in diesem Gewächshaus bewegten sich. Ihre langen Stengel wiegten sich zu einem unhörbaren Takt. Kleine, sonst normale Blüten verdrei- und vervierfachten ihr Volumen, wurden zu Mäulern und rachenartigen Gebilden, die verschlangen, was sich ihnen in den Weg stellte.

Verschlangen?

Auch mich!

Ich sah, wie sich mir ein glockenförmiger Blütenkelch entgegenbeugte, eine lange, klebrige Zunge wischte daraus hervor, zuckte auf mein Gesicht zu.

Ich sprang zur Seite.

Gerade noch rechtzeitig. Der verschlingende Kelch verfehlte mich.

Dafür spürte ich etwas Schleimiges an meinen Fußknöcheln. Ein Ruck - im letzten Moment konnte ich mich fangen, blickte nach unten, sah, daß sich zwei lianenartige Gewächse um mein rechtes Bein gewickelt hatten.

Ich riß sie mit Gewalt entzwei.

Grünschwarzer Saft tropfte zu Boden und bildet sofort neue fleischfressende Pflanzen.

Meine Angst steigerte sich ins Unermeßliche. Dadurch, daß ich ziemlich weit vom Ausgang entfernt wieder in die sichtbare Welt eingetaucht war, erschien es mir fast unmöglich, die rettende Tür zu erreichen. Die Pflanzen links und rechts des Ganges hatten sich allesamt verändert. Sie waren zu Monstern geworden und wuchsen von Sekunde zu Sekunde weiter. Die ersten hatten schon das Glasdach erreicht, drückten mit ihrer immensen Kraft dagegen.

Das Glas zerbarst.

Splitter regneten in die Pflanzenreihen hinein.

All das bemerkte ich am Rande, während ich verzweifelt versuchte, mir einen Weg zu bahnen.

Dann entdeckte ich den Spaten, der auf dem Boden lag. Fast wäre ich darüber gestolpert. So aber nahm ich ihn auf und hielt ihn als Waffe in der Hand. Das Eisen war zum Glück noch nicht verrostet.

Wie Schlangen krochen die grünlich schimmernden Pflanzen über den Boden, versuchten meine Füße zu umschlingen und mich zu Fall zu bringen.

Ich drosch mit dem Spaten zu. Die Schneide hackte die dünnen, aber kräftigen Arme entzwei. Ich kämpfte wie ein Berserker. Hatte ich ein Dutzend Arme entzweigeschlagen, wuchsen sofort doppelt so viele nach. Es war ein ungleicher Kampf.

Und doch gab ich nicht auf. Ich hatte bald so etwas wie Routine. Erwischte die würgenden Lianen in der Luft. Der Spaten war eine gute Waffe, ohne ihn wäre ich hilflos gewesen und sicher ein Opfer dieser grauenvollen Umgebung geworden. Längst war ich in Schweiß gebadet. Wie Bachwasser lief er mir über das Gesicht.

Die Hälfte der Strecke hatte ich etwa geschafft. Von beiden Seiten drangen die verdammten todbringenden Lianen auf mich ein. Eine überdimensionale Osterglocke versuchte, ihren Kelch über meinen Kopf zu stülpen. Ich konnte sogar die klebrige Masse erkennen, die die Innenseiten der Blüten bedeckte.

Mit einem wütenden Rundschlag fegte ich den Kelch vom Stengel. Er fiel hinter mir zu Boden. Durch diese Aktion hatte ich mir etwas Luft verschafft. Ich lief zwei Yards weiter.

Da flog die Tür des Treibhauses auf. Ich selbst hörte es nicht, da gleichzeitig eine Scheibe zersplitterte, so daß sich die Pflanzen weiter in die freie Natur schoben.

Dieses Treibhaus war den Kräften der Schwarzen Magie einfach überlassen worden. Niemand kontrollierte die Pflanzen, und nun wucherten sie aus. Wenn ihnen niemand Einhalt gebot, dann wuchsen sie weiter, nahmen bald den ganzen Wald ein und breiteten sich über das Land aus.

Eine grauenhafte Vorstellung.

Meine Gedanken wurden jedoch unterbrochen, als ich die Gestalt sah, die das Treibhaus betreten hatte.

Frank Scott!

Er sprang über die Schwelle. Schneeflocken umtanzten ihn. Er sah mich, sah die Pflanzen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Ich ahnte, was er vorhatte.

»Zurück!« schrie ich. »Bleib da!«

Scott hörte mich nicht, oder er wollte es nicht. Wahrscheinlich war sein Haß auf mich zu groß.

Blindlings stürzte er vorwärts.

Er schaffte genau drei Schritte. Aus einem der Beete schnellte eine schenkeldicke Liane vor, ringelte sich blitzartig um seine Hüfte, und ehe Scott ahnte, was mit ihm geschah, schwebte er schon über dem Boden.

Es war ein schreckliches Bild, dessen Einzelheiten ich in den mir endlos erscheinenden Sekunden erlebte.

Scott begann zu schreien.

»Aaaahhh ...!« gellte es mir entgegen und trieb mir einen Schauer über den Rücken. Der Mann, der mich hatte töten wollen, kämpfte jetzt verzweifelt um sein eigenes Leben.

Er verlor den ungleichen Kampf.

Es gelang ihm, den tentakelartigen Arm zu packen, doch er konnte ihn nicht von seiner Hüfte entfernen. Das Gewächs hatte sich festgesaugt. Eine zweite Liane wickelte sich um seinen Hals.

Scotts Schrei erstickte in einem Röcheln. Er schlug mit Armen und Beinen, versuchte alles, um die tödliche Umklammerung loszuwerden. Es hatte keinen Sinn.

Ich selbst wurde zur Maschine. Räumte mit dem Spaten auf. Zerschlug, zermalmte und zerhackte, was sich mir in den Weg stellte. Ich wollte Scott retten - und kam doch zu spät.

Die beiden Lianen zogen ihn über das Beet. Sekundenlang noch sah ich ihn in der Luft, dann verschwand Frank Scott zwischen den mordenden und würgenden Pflanzen.

Einmal noch tauchte sein Arm auf. Die Finger waren gestreckt, dann krümmten sie sich und verschwanden zur Faust geballt.

Nie in meinem Leben würde ich dieses Bild vergessen.

Falls es ein Weiterleben gab.

Ich kämpfte verbissen, näherte mich Yard für Yard dem Ausgang, trennte eine übergroße, schalenartige und blutrote Blüte von ihrem Stengel, ehe mich ihre klebrigen Blätter umschlingen konnten.

Dann warf ich mich mit einem letzten verzweifelten Sprung durch den Ausgang. Ich prallte auf den Waldboden, rollte mich mehrmals um die eigene Achse und sah zu, daß ich aus der unmittelbaren Gefahrenzone verschwand.

Das war gut so, denn die Fangarme glitten halbhoch über den Boden auf mich zu. Sie wollten mich noch nicht aus ihren verdamten Klauen lassen.

In einem Wutanfall trennte ich sie ab. Ich taumelte in den Wald. Schneeflocken umwirbelten mich. Die kalte Winterluft tat gut. Ich prallte gegen einen Baum, umfing mit beiden Händen den Stamm und blieb einfach stehen.

Meine Knie zitterten, die Lungen arbeiteten wie Blasebälge, die Wangenmuskeln zuckten, und der Wald drehte sich vor meinen Augen.

Minutenlang stand ich am Baumstamm gelehnt und ruhte mich aus. Jetzt erwies sich meine Bombenkondition als Vorteil. Obwohl mein Herz fast doppelt so schnell schlug wie normal, spürte ich doch, wie die alte Kraft in meinen geschundenen Körper zurückströmte.

Ein John Sinclair ist doch nicht so leicht totzukriegen! dachte ich mit Galgenhumor.

Aber noch war der Fall nicht abgeschlossen. Zarcadi lebte, und er befand sich in der sichtbaren Welt. Doch er hatte eine Teilniederlage einstecken müssen. Es war mir gelungen, aus seinem Reich zu entfliehen. Jetzt wollte ich ihn zum Kampf stellen.

Die Frage war: Wo steckte er?

In seinem Landhaus?

Ich beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen. Ehe ich mich jedoch auf den Weg begab, warf ich noch einen Blick auf das Treibhaus. Dort mußte sich Schreckliches abspielen. Die Pflanzen breiteten sich immer weiter aus. Scheiben platzten, als wären sie aus Papier. Wenn ich mich nicht beeilte, konnte es passieren, daß die verdammten Pflanzen den Wald eroberten und mich letzten Endes auch noch töteten.

Den Spaten, der mir so gute Dienste erwiesen hatte, nahm ich mit. Nach einem Fußmarsch von ungefähr einer Viertelstunde erreichte ich das Landhaus. Die Türen waren offen. Ich durchsuchte das Haus von oben bis unten, ich fand jedoch nicht ein einziges Lebewesen. Nicht einmal eine Fliege.

Also war Zarcadi in Orlington. Eine andere Alternative gab es für mich nicht.

Es schneite stärker. Auf den Bäumen lag eine dünne weiße Schicht. Das Bild wirkte romantisch. Aber dafür hatte ich jetzt keinen Blick. Ich wußte, daß die Stunde der Entscheidung dicht bevorstand. Es gab nur zwei Möglichkeiten.

Der Schwarze Tod oder ich!

Suko und Bill Conolly reinigten die Gewehre. Erfreut hatten die beiden festgestellt, daß die Magazine voll geladen waren.

Bill klopfte auf den Schaft. »Damit können wir uns schon einige Kameraden vom Leib halten.«

»Denk daran, es sind Menschen«, warnte Jane. Sie stand am Fenster und starre hinaus.

Die dicken Flocken segelten wie Federn vom grauen Himmel. Noch schmolzen sie, wenn sie die Erde berührten, aber der Schnee wurde von Minute zu Minute dichter. Nicht mehr lange, dann lag das Land unter einem weißen Teppich.

»Sie versammeln sich auf dem Friedhof«, meldete die blonde Detektivin.

»Das ist doch gut«, erwiderte Bill. »Dann rücken sie uns wenigstens nicht auf die Pelle.«

»Deinen Humor möchte ich haben«, meinte Jane.

»Der ist angeboren.«

»Fertig«, sagte Suko in diesem Moment und wog sein Gewehr in der Hand. »Ich glaube, wir können es bald riskieren.«

»Und was wird aus mir?« fragte Monja Dunhill leise.

Jane Collins strich ihr tröstend über das Haar. »Wir nehmen dich mit, Monja. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Das Girl nickte. Vertrauensvoll blickte es Jane Collins an.

Bill war ebenfalls fertig. Prüfend sah er auf das Gewehr. »Jetzt hoffe ich nur noch, daß die Knarre auch schießt. Die muß einiges gekostet haben. Selbstladekarabiner Unique Modell Combo, so heißt die alte Donnerbüchse.« Bill blickte gedankenverloren auf das Magazin. »Laß uns nur nicht im Stich.«

Jane Collins stand wieder am Fenster. »Es wundert mich nur, daß Zarcadi noch nicht aufgetaucht ist. Anscheinend ist er doch nicht so sehr an uns interessiert.«

»Warte es nur ab«, antwortete Suko. »Der schickt erst seine Vasallen vor. Zarcadi weiß doch genau, daß er sich mit uns ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat.«

Jane nickte. »Wenn ich nur wüßte, was mit John ist.« Ihre Stimme klang rauh und kratzig.

Die anderen merkten, daß Jane Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten.

»Er wird es schon geschafft haben«, meinte Bill. Die Antwort klang nicht gerade überzeugend.

Die drei Freunde hatten es nach Möglichkeit vermieden, über John Sinclair zu sprechen. Aber jeder dachte wohl an den Geisterjäger und dessen ungewisses Schicksal.

Doch Janes Aufmerksamkeit wurde von etwas anderem in Anspruch genommen.

»Sie rotten sich zusammen«, meldete sie.

»Wo?« Suko stand mit einem Schritt neben ihr.

Jane wies nach vorn. »Da, neben dem verfallenen Holzschuppen. Das gibt Ärger.«

Suko drückte die Detektivin vom Fenster weg. Dann riß er den Flügel auf.

»Was hast du vor?« fragte Bill.

»Wirst du schon sehen. Ehe die uns noch einmal mit Steinen bepflastern, jage ich ihnen eine Warnung vor die Füße.«

Der Chinese zählte etwa acht Männer, die das Haus aus ihrer Deckung beobachteten.

Zwei traten vor und hoben drohend die Fäuste.

Suko beugte sich aus dem Fenster. Den Gewehrkolben hatte er gegen die rechte Schulter gedrückt. Sein Zeigefinger lag am Abzug.

Der Chinese sah nicht, daß sich auf dem Dach über ihm etwas tat. Lautlos waren zwei Männer dort hinaufgeklettert. Einer hatte eine Henkerschlinge fachmännisch geknüpft. Als Sukos Kopf auftauchte, glitt ein böses Lächeln über sein Gesicht. Langsam ließ er die Schlinge nach unten gleiten, um sie im richtigen Augenblick blitzschnell um Sukos Hals zu werfen ...

Ich lief nicht auf direktem Weg ins Dorf, sondern nahm Nebenwege. Kurz vor den ersten Häusern schlug ich mich nach links ins Gelände. Die Schneeflocken umtanzten mich wie kleine wilde Teufel. Unter der weißen Pracht war der Acker nicht zu erkennen, und ehe ich mich versah, war ich bis zu den Kröcheln im Matsch eingesunken.

Den Fluch riß mir der Wind von den Lippen. Es war doch merklich kühler geworden. Meine ramponierte Kleidung trug auch nicht gerade dazu bei, mich vor der Kälte zu schützen.

Ich hatte mir schon einen Plan zurechtgelegt. Zuerst einmal wollte ich mir Waffen besorgen. Doch die lagen im Kofferraum

des Bentley. Zum Glück besaß ich noch die Autoschlüssel. Sie waren in der Schreckenswelt nicht verlorengegangen. Im Gegensatz zu meinem geweihten Dolch. Aber der hatte mir im letzten Augenblick noch das Leben gerettet. Ich besaß zum Glück noch einen zweiten Dolch. Er lag in meinen Einsatzkoffer, der so gesichert war, daß jeder Unbefugte damit sein blaues Wunder erlebte. Blitzschnell strömte durch eine verborgene Düse ein Betäubungsgas aus, das die betreffende Person auf der Stelle kampfunfähig machte.

Ich kletterte über Zäune und Absperrungen, lief an den Rückseiten der Gehöfte und Bauernhäuser vorbei und gelangte langsam, aber sicher in die Dorfmitte.

Bis jetzt hatte mich noch niemand entdeckt. Aber auch ich sah keinen Einwohner. Sollten sich die Leute in ihren Häusern verkrochen haben?

Im Flockenwirbel sah ich eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern. Meiner Schätzung nach mußte sie geradewegs auf die breitere Hauptstraße führen.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

An der Einmündung der Gasse blieb ich stehen und peilte über die Hauptstraße.

Und da sah ich die Menschen. In Gruppen standen sie beisammen. Stumm und merkwürdig verkrampt. Ich zählte drei kleine Gruppen. Auf Mäntel und Jacken hatte sich eine weiße zweite Haut aus Schnee gelegt.

Der Flockenwirbel tanzte über die Fahrbahn, so daß ich meinen Bentley kaum erkennen konnte, Aber dieses Schneetreiben hatte auch seine Vorteile. Es nahm den anderen ebenfalls die Sicht. Ich riskierte es einfach.

Vorsichtig löste ich mich aus meiner Deckung. Dicht an den Häusern entlang schlich ich die Straße hinauf, umtanzt von schneeweissen Flocken.

Ich passierte die alten verfallenen Fassaden. Die Fenster waren durch Klappen verdeckt. Niemand ließ sich blicken, und auch die Bewohner, die auf der Straße standen, nahmen von mir keine Notiz. Es schien, als warteten sie auf irgend etwas.

Längst schoben sich die Schatten der Dämmerung über das Land. Zusammen mit den dicken grauen Schneewolken brachte sie eine frühe Dunkelheit, die mir natürlich zugute kam.

Immer wieder hielt ich Ausschau nach Professor Zarcadi, doch dieser verdammt Dämon war nirgends zu sehen. Bestimmt lauerte er irgendwo im verborgenen, um seinen teuflischen Plan durchführen zu können.

Aber den Spaß wollte ich ihm verderben.

Auch von Suko und Jane Collins sah ich nichts. Ich hatte vorhin die vage Hoffnung gehabt, Jane in dem Landhaus zu finden, doch das hatte sich als Seifenblase erwiesen.

Plötzlich vernahm ich dicht vor mir ein Knarren. Dann wurde eine Tür aufgestoßen, und im nächsten Moment verließ ein bäriger Mann in mittleren Jahren das Haus.

Wir sahen uns gleichzeitig.

Die Augen des Mannes wurden groß, sein Mund öffnete sich zu einem Warnschrei...

Ich reagierte wie ein Automat, sprang vor und verschloß die Lippen des Mannes mit der flachen Hand. Dabei riß ich ihn herum und drückte ihn zurück in das Haus.

Er schlug um sich und versuchte zu treten. Seine Hacke streifte mein Schienbein, und ich mußte ihm die Beine wegtreten. Dann schlug ich die Tür zu.

Wir befanden uns in einem schmalen dunklen Flur. Ich konnte sehen, daß sich die Augen des Mannes vor Entsetzen weiteten. Er hatte mich wohl erkannt. Da er mich für tot hielt, brach für ihn sicherlich eine Welt zusammen.

»Bist du allein?« fragte ich.

Er nickte.

Ich merkte, wie der Mann zitterte. Mein Anblick mußte ihm wie ein Schock getroffen haben. »Tot!« ächzte er. »Du - du - bist tot. Du hast im Sarg gelegen ...«

Ich grinste. »Du siehst, daß ich noch lebe. Und jetzt erzähle mir eine hübsche Geschichte. Was hat Zarcadi vor? Ist er überhaupt noch hier im Ort?«

Der Mann schluckte. Ich sah, daß sein Adamsapfel auf und

nieder hüpfte. »Zarcadi ist stark. Er holt die Toten aus den Gräbern. Er wird auf der Geige spielen. Er ...« Das Gesicht des Mannes verzerrte sich, so, als würde er selbst unter unsäglichen Schmerzen leiden. Er warf sich auf dem Boden hin und her. Ich mußte all meine Kraft aufwenden, um ihn festzuhalten.

Mir war klar, wie er in diesen Zustand geraten war. Zarcadi hatte den Geist des Mannes mit einer magischen Sperre belegt, die ich nicht ohne weiteres durchbrechen konnte. Wollte ich sie aufheben, benötigte ich Hilfsmittel. Im Moment standen sie mir nicht zur Verfügung.

Mit einem gezielten Faustschlag schickte ich meinen Informanten ins Reich der Träume. Er würde mich in der nächsten Stunde nicht verraten.

Ich schlich wieder nach draußen. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, da tanzten bereits die Flocken in den Flur. Der Schnee fiel wie ein dichter weißer Vorhang vom Himmel. Die andere Straßenseite war kaum noch zu erkennen.

Ich zog den Kopf zwischen die Schultern und hastete los.

Ungesehen erreichte ich den Ausgang des Dorfes. Ich sah mich noch einmal sichernd um und huschte dann über die Straße.

Nicht nur mein Bentley stand dort, wo ich ihn verlassen hatte. Ein weiterer Wagen hatte sich hinzugesellt. Ein Porsche. Demnach war Bill Conolly in der Nähe. Sukos Harley entdeckte ich ebenfalls.-

Ich mußte lächeln. Mein chinesischer Freund hatte wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt und sogar Bill Conolly losgegeist.

Hinter dem Heck des Bentley tauchte ich in Deckung. Auf dem Wagen lag eine handhohe Schneeschicht. Nicht einmal die Fenster waren mehr zu sehen.

Ich peilte am linken Kotflügel des Wagens vorbei hinüber zum Friedhof. Dort flackerte in diesem Augenblick ein Feuerschein auf. Jemand mußte eine Fackel angezündet haben. Ganz schwach vermeinte ich auch, Stimmen zu hören. Es wurde Zeit.

Ich befreite das Schloß des Kofferraums vom Schnee, holte meinen Schlüssel hervor und schloß die Klappe auf.

Unbeschädigt lag mein Koffer im Licht der schwachen Innenbeleuchtung. Ich öffnete den Deckel. Eingelegt in rotem Samt lag meine Ersatz-Beretta. Daneben der zweite geweihte Dolch. Ferner die magische Kreide, eine gnostische Gemme und die Drucklufpistole, die angespitzte Eichenbolzen verschloß. Beide Schußwaffen steckte ich in den Hosenbund. Der silberne Dolch verschwand in der Lederscheide.

Behutsam klappte ich die Kofferraumhaube wieder zu. Niemand hatte mich gesehen. Die Spuren, die ich im Schnee hinterlassen hatte, waren längst wieder zugeschneit.

Ich fragte mich allerdings, wo Suko, Jane und Bill steckten. Hatte Zarcadi sie gefangengenommen und hielt sie hier im Dorf fest? Oder aber war mit ihnen das gleiche passiert wie mit mir? An die zweite Möglichkeit wagte ich gar nicht zu denken. Als ich mich umsah, entdeckte ich Schatten. Menschen kamen die Dorfstraße herauf. Gespenstisch tauchten sie aus dem tanzenden Schneewirbel auf. Ich hielt den Atem an. Wenn die Leute nicht völlig blind waren, dann mußten sie mich sehen. Zeit, in Deckung zu gehen, hatte ich nicht mehr. Ich legte meine rechte Hand auf den Griff der Beretta. Wenn es hart auf hart ging, dann mußte ich eben schießen. Und da hörte ich den Schuß!

Der Mann mit der Henkerschlinge war wie besessen. Er hockte dicht am Dachrand und beobachtete die Schlinge. Sie baumelte in Höhe des Fensters. Blitzschnell ließ der Mann die Schlinge nach unten fallen. Der Knoten drückte zu. Er legte sich würgend um Sukos Hals.

Der Kopf des Chinesen wurde in die Höhe gerissen. Sekundenlang war Suko überrascht. Er verlor die Übersicht, und das Gewehr rutschte ihm aus den Fingern. Der Henker lachte teuflisch auf. Mit aller Kraft zog er am Seil, wollte Suko strangulieren. Dann geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Suko, der sich

instinktiv wehrte, griff nach dem Seil, schloß beide Hände darum und zog es kraftvoll nach unten.

Mit dieser Gegenreaktion hatte der Mann auf dem Dach nicht gerechnet. Außerdem hatte er Sukos Kräften nichts entgegenzusetzen. Er ließ das Seil los, verlor durch den unerwarteten Schwung das Gleichgewicht und fiel schreiend vom Dach. Hart schlug er vor dem Fenster auf dem Boden auf.

Im nächsten Augenblick stand Bill neben dem Chinesen. Er riß Suko zurück.

Suko taumelte in das Zimmer und fiel hin. Sein Gesicht war bleich, er schnappte nach Luft. Der Knoten saß noch verdammt fest. Bill lockerte ihn mit zitternden Fingern. Suko selbst streifte sich die Schlinge über den Kopf.

Auch Jane Collins war aufgesprungen. Sie kümmerte sich um den am Boden liegenden Suko, während Bill Conolly zum Fenster hetzte.

Ein Schatten wischte an der Öffnung vorbei. Der zweite Mann war vom Dach gesprungen. Katzen gewandt kam er auf. Er fing seinen Sprung ab, rollte sich über den verschneiten Boden und riß gleichzeitig das Gewehr an sich. Neben dem leblosen Henker blieb er knien.

Der Mann war ungewöhnlich gelenkig, und er schien mit einem Gewehr umgehen zu können.

Eiskalt legte er auf das Fenster an.

Im Rahmen tauchte soeben Bill Conollys Oberkörper auf. Bill starnte nach draußen, sah durch den tanzenden Flockenwirbel den Kerl am Boden liegen - und die Mündung des Gewehrs, die sich auf ihn einpendelte.

Bill hielt die zweite Waffe noch in den Fäusten.

Er oder ich! schoß es ihm durch den Kopf.

Der Reporter feuerte.

Krachend entlud sich die Waffe. Das Bleistück fauchte aus dem langen Lauf, bohrte sich in die Schulter des Mannes und riß diesen herum.

Der Kerl ließ das Gewehr fallen, als sei es glühend heiß. Bill sah, wie sich der Schnee rot färbte. Der Mann schrie. Seine Hände

wühlten den Schnee auf, dann lag er plötzlich still. Bill nahm an, daß ihn eine gnädige Bewußtlosigkeit aufgenommen hatte.

»Verdammmt«, fluchte der Reporter. »Du hast es nicht anders gewollt.« Bill wandte sich um. Suko massierte seinen Hals, der deutliche Strangulierungsstreifen aufwies.

»Ist er tot?« fragte Suko.

Bill schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn an der Schulter getroffen. Er ist nur bewußtlos. Aber er braucht einen Arzt, sonst verblutet er.«

Suko sprang auf. »Gib mir die Beretta zurück!« wandte er sich an Jane Collins. »Wir versuchen auszubrechen!«

Die Dorfbewohner waren durch das knallende Geräusch ebenso irritiert wie ich.

Sie stoppten.

Fünf Köpfe drehten sich in die Richtung, aus der der Schuß gefallen war,

Ich war neben dem Bentley zu Boden gegangen, preßte mich auf die schneekalte Erde und wartete ab. Die Beretta hielt ich sicherheitshalber in der Rechten.

Die Dorfbewohner diskutierten noch miteinander. Was sie im einzelnen sagten, konnte ich nicht verstehen, entnahm aber ihren Gebärden eine gewisse Ratlosigkeit.

Auch drüben am Friedhof war der Schuß gehört worden. Drei Fackelträger schwangen sich über die Mauer und liefen durch den tiefen Schnee auf die erste Gruppe zu.

»Das war am Gasthaus!« hörte ich eine tiefe Stimme.

»Da sind doch die drei anderen!«

»Dann nichts wie hin.«

Die Menschen begannen zu rennen. Mich aber hatten die Worte aufgeschreckt. Vor allen Dingen die Bemerkung, daß dort im Gasthaus noch drei andere seien.

Von wem war da gesprochen worden? Vielleicht von Suko, Jane und Bill? Ich nahm es fast als sicher an.

Mir war selbst bekannt, wo dieses Gasthaus lag. Ich brauchte

nicht über die Hauptstraße zu laufen, sondern konnte eine Abkürzung nehmen.

Ich lief quer über die Straße, verschwand in einer schmalen Seitengasse, erreichte einen kleinen verschneiten Garten, durchquerte ihn und spurtete über ein Wiesengrundstück der Rückseite des Gasthauses zu.

Zum Feld hin deckten mich flache, schuppenartige Gebäude ab. Sie waren teilweise verfallen, so daß es in die zerstörten Buden hineinschneite.

Das Gasthaus war etwas länger als die normalen Häuser des Dorfes. Mit seinem Anbau ragte es über die hinteren Fassaden der anderen Behausungen hinaus.

Ich blieb stehen.

Schräg peitschte der Wind die Flocken auf mich zu. Klatschnäß war mein Gesicht. Auf dem Kopf trug ich schon eine weiße Haube. Die weiße Pracht klebte in meinen Augenbrauen, schmolz dort und lief an den Wangen hinab.

Vorsichtig ging ich weiter. Schon sah ich die Konturen des Gasthauses aus dem Schneetreiben auftauchen. In einem der oberen Fenster schimmerte fahles Licht. Ich sah, daß der Flügel offenstand.

Fast wäre ich über die reglosen Körper gestolpert. Im letzten Moment sah ich sie auf dem Boden liegen und sprang darüber hinweg. Rasch untersuchte ich die beiden.

Es waren zwei Männer. Einer von ihnen lebte nicht mehr. Sein Kopf war verdreht. Der Mann hatte sich das Genick gebrochen. Wahrscheinlich war er aus großer Höhe auf die Erde gefallen. Der andere Mann war verletzt und bewußtlos. Eine großkalibrige Kugel hatte seine linke Schulter aufgerissen, zum Glück jedoch keine Schlagader verletzt. Trotzdem rann das Blut ununterbrochen aus der Wunde.

Obwohl mir die Zeit im Nacken brannte, konnte ich den Mann nicht einfach so liegen lassen. Ich riß das Hemd des Toten in Streifen und legte dem Verletzten einen Notverband an.

Schreie und Flüche schreckten mich auf.

Dann erklang eine Stimme. »Zurück! Verdammst, geht zurück! «

Unter Tausenden hätte ich die Stimme erkannt. Sie gehörte meinem Freund Suko!

Er lebte. Und die anderen wahrscheinlich auch. Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Trotzdem verlor ich nicht die Übersicht. Ich schnappte mir das neben dem Toten liegende Gewehr, sprang auf und huschte auf die Hintertür des Gasthauses zu.

Wie ein wütender Tiger schoß ich in den schmalen, kaum erhellten Flur. Nach zwei Schritten hatten sie mich entdeckt. Ich hörte Geräusche über mir, riß den Kopf in den Nacken, sah, wie jemand über das Treppengeländer hechtete, und im nächsten Augenblick sprang ein Mann mit stoßbereitem Messer auf mich zu ...

Bill Conolly hatte die Spitze übernommen. Den Kolben des Gewehrs preßte er gegen seine rechte Hüfte. Nach Bill ging Jane Collins. Ihr folgte Monja, und den Schluß bildete Suko. Der Chinese spürte noch immer den Druck am Hals. Obwohl er die verdammte Schlinge nur einige Sekunden um den Hals gehabt hatte, waren die Zeichen doch nicht zu übersehen.

Monja zitterte vor Angst. Ihre Lippen murmelten leise Gebete. Jane Collins hatte dem Mädchen zur Beruhigung die rechte Hand auf die Schulter gelegt.

Möglichst lautlos versuchten sie, die Treppe hinunterzusteigen. Das war ein schwieriges Unterfangen, denn das alte Holzäschte und knarrte an allen Stellen.

Unbehelligt erreichten sie den ersten Absatz.

Aber damit hatte es sich auch schon.

Plötzlich vernahmen sie Stimmen aus dem Gastraum. Eine Tür flog auf, und Sekunden später drängten sich die Dorfbewohner in dem kleinen Flur.

Drei von ihnen hielten Fackeln in den Händen. Der rote Widerschein leuchtete das Treppenhaus aus, zuckte geisterhaft über die Wände und ließ die Gesichter aussehen wie mit Blut übergossen.

Bill Conolly sprang zwei Stufen vor. »Verschwindet!« brüllte er und nahm das Gewehr in Anschlag.

Stille.

Hinter Bill sog Jane Collins schnaufend den Atem ein. Monja begann leise zu weinen. Sie hatte unter den Männern ihren Vater erkannt. Er starrte nur sie an. In der rechten Hand hielt er eine Mistgabel.

Bill Conolly beschrieb mit der Waffenmündung einen Halbkreis. »Könnt ihr nicht - oder wollt ihr nicht?« bellte er. »Weg, gebt den Weg frei!«

Die Männer standen wie eine Mauer.

Sekunden vergingen.

Schließlich trat der Wirt vor. »Ihr habt keine Chance mehr«, sagte er. »Ihr könnt das Dorf nicht mehr verlassen. Zarcadi will eure Seelen haben. Begleitet uns freiwillig mit zum Friedhof, sonst ...«

»Was ist sonst?« höhnte Bill,

»Sonst werden wir euch totschlagen!«

Das war zuviel für den Reporter. Mit einem Schrei auf den Lippen sprang er vor, hinein in den Pulk der Menschenleiber. Bill schoß nicht, er benutzte das Gewehr wie eine Keule.

Bill Conolly war nicht mehr zu bremsen. Mit dem Lauf und mit dem Kolben schlug er zu. Er sah in verzerrte Gesichter, mußte selbst einiges einstecken, und einmal streifte die Flamme einer Fackel sein Gesicht.

Bill schrie auf. Jemand umklammerte von hinten seine Beine. Der Reporter fiel zu Boden. Das Gewehr wurde ihm aus den Händen gerissen.

Von oben sauste der Kolben auf ihn zu, hätte ihm den Schädel zerschmettert.

Da löste sich von der Treppe her eine Gestalt. Suko flog wie ein Wirbelsturm herbei. Er setzte den rechten Fuß in das Gesicht des Totschlägers, und der Mann kippte nach hinten.

Der Stoß mit dem Gewehrkolben verfehlte Bill Conolly und prallte einem anderen Dorfbewohner gegen die Hüfte.

Schreiend brach der Mann in die Knie.

Sukos Fäuste wirbelten wie die Trommelstöcke eines Drummers. Er räumte auf, wo er nur konnte. Selbst ein harter Schlag mit der Fackel konnte ihn nicht bremsen.

Dafür setzte er dem Kerl seine geballte Faust auf den Solarplexus.

Aber viele Jäger sind des Hasen Tod. Das bewahrheitete sich auch bei diesem Kampf. Außerdem hatte Suko nicht genügend Platz, sonst wäre er mit den Männern vielleicht noch fertig geworden.

Der Wirt war es, der ihn ins Stolpern brachte. Dann hämmerte ihm jemand einen Knüppel über den Kopf.

Suko brach zusammen. Er sah ein ganzes Weltall vor seinen Augen zerplatzen. Er merkte nicht mehr, wie ihn harte Fäuste hochhievten und in den Gastraum zerrten. Suko war erst einmal groggy.

Auch Bill wurde weggeschleift. Sein Gesicht war blutverschmiert. Ein Hieb hatte seine Nase getroffen. Bill versuchte sich noch immer zu wehren, doch gegen die Kraft von vier Männern konnte er nicht viel ausrichten.

Andere holten Jane und Monja. Die Detektivin kämpfte mit allen Tricks. Durch ihre Karateschläge holten sich einige Typen glasige Augen. Doch als jemand Monja mit einem Messer bedrohte, gab Jane Collins auf.

Suko wurde auf eine Bank geworfen. Bill Conolly warfen die Männer wie einen leeren Sack zu Boden.

Alle drängten jetzt in den Gastraum.

Der Wirt war am schlimmsten. Er sah seine Tochter, rannte auf sie zu und schüttelte sie durch. »Du verfluchtes Weib!« schrie er. »Du Miststück! Ich ...«

Suko hatte sich wieder einigermaßen erholt. Die Kerle hatten ihn zwar halb bewußtlos geschlagen, aber vergessen, ihm die Pistole wegzunehmen. Er ließ seine rechte Hand unter die Lederjacke gleiten.

Monja schrie und weinte. Die Hände ihres Vaters klatschten in ihr Gesicht. »Du wirst Zarcadi gehören, du wirst ...«

Auch andere wollten sich auf das Mädchen stürzen.

Da gellte Sukos Stimme auf. »Zurück! Verdammt, geht zurück!«

Die Stimme übertönte sogar den Lärm. Die Anwesenden erstarrten. Sekundenlang wurde es ruhig, bis Sukos Stimme die Stille unterbrach.

»Wenn du noch einmal Hand an das Mädchen legst, schieße ich, du Bastard!«

Der Wirt atmete mit offenem Mund. Seine Blicke wieselten zwischen dem am Boden liegenden Mädchen und dem Chinesen hin und her.

»Ich scherze nicht«, sagte Suko. »Geh von dem Mädchen weg!« Ehe der Wirt diesem Befehl Folge leisten konnte, geschah etwas, was den Ereignissen seinen Stempel aufdrückte.

Die Melodie der Teufelsgeige klang auf ...

Über groß sah ich die Messerklinge. Und dahinter ein haßentstelltes Gesicht, in dem zwei mordlüsterne Augen funkelten.

Der Kerl wollte mich abstechen, ohne Erbarmen.

Ich riß die Beuteflinke hoch. Es war die einzige Möglichkeit, mich zu wehren.

Der Kerl schrie, als ihn der Lauf in Höhe des Magens traf. Er kippte zur Seite weg, fiel auf den schmutzigen Boden, ließ aber das verdammte Messer nicht los.

Er war noch jung, viel zu jung zum Sterben.

Von oben drückte ich ihm den Lauf gegen die Brust, und er erstarrte.

»Okay, Junge, du hast deinen Spaß gehabt, jetzt habe ich meinen. Laß die Klinge fallen!«

Seine Finger öffneten sich. Die Klinge rutschte von seiner Handfläche. Noch immer verzerrte ein seltsames Grinsen sein Gesicht. Es konnte die Reaktion auf den Schmerz sein.

Es war aber ein Triumphgefühl, denn der Hundesohn hatte noch einen Komplizen. Der lauerte neben der Treppe, bewaffnet mit einem handlichen Totschläger. Woher er das Ding hatte, wußte der Teufel.

Aber das war mir egal, denn der Bursche wollte meinen Schädel zerschmettern. Aus der Drehung heraus schlug ich mit dem Gewehr zu. Der Lauf traf ihn am Hals.

Der heimtückische Angreifer verdrehte die Augen und krachte zu Boden. Wie ein plattgewalzter Käfer blieb er liegen.

Sein Kumpan witterte Morgenluft. Er trat nach mir, traf mein linkes Schienbein. Ein heißer Schmerz durchzuckte mich. Ich taumelte zurück.

Der Kerl sprang auf.

Besessen, wild.

Ich holte den Uppercut aus der Hüfte. Und diesen Hammer verdaute er nicht. Der hätte auch einen Grizzly flachgelegt.

Bis zur Wand wurde der Typ zurückgeschleudert, verdrehte die Augen und rutschte bewußtlos in sich zusammen.

Ich rieb mir über die Knöchel.

Und da hörte ich die Melodie.

Diese verdammten Noten, die der Teufel erfunden haben möchte, um die Menschen in seinen Bann zu ziehen.

Aber mich nicht mehr, das konnte ich schwören.

Ich wußte nur eins.

Zarcadi war nah ...

Es schien, als ginge ein Ruck durch die im Gastraum versammelten Menschen.

Die ersten Töne waren kaum aufgeklungen, da veränderten sich die Gesichter. Sie wurden maskenhaft starr, die Augen nahmen einen seltsam matten Glanz an. Wie auf ein geheimes Kommando hin drehten sich die Köpfe dem Ausgang zu.

Aber auch Suko, Bill und Jane blieben nicht verschont. Die dämonische Melodie riß sie mit, schaltete ihre Gedanken aus und ließ sie all das vergessen, was vorher geschehen war.

Schrill und ohrenbetäubend schwangen die höllischen Töne in die Hirne der Menschen. Wie Marionetten drehten sich die Versammelten um und näherten sich der Tür.

Schon wurde sie aufgezogen.

Schneeflocken wirbelten in den Gastraum; berührten die Holzdielen und schmolzen.

Hintereinander verließen die Männer das Gasthaus.

Suko, Jane und Bill folgten ihnen. Sie gehörten dazu. In ihren Köpfen waren jegliche Gedanken eliminiert.

Jedermann gehorchte nur den Klängen der Teufelsgeige, auf der Zarcadi so meisterlich spielte.

Suko kämpfte als einziger gegen den Zustand an. Sein Gesicht hatte sich verzogen, als litt er unter unsagbaren Schmerzen.

Aber auch er fand nicht die Kraft, dieser dämonischen Melodie zu widerstehen. Er schloß sich den anderen an.

Vor ihm ging Jane Collins. Sie hielt ihren Körper seltsam aufrecht, steif und ungelenk waren ihre Schritte.

Auch Suko geriet unter den direkten Einfluß des Teufelsgeigers.

Stumm, aber zielsicher schritt die Prozession ihrem Ziel entgegen! Alle wollten dabeisein, wenn Zarcadi zum großen Schlag ausholte.

Die Melodie schien jeden Winkel des Dorfes zu erfüllen. Sie schwang über die Straße, über die Häuser hinweg, legte sich wie eine Glocke über das Dorf und zog jeden in ihren Bann.

Jeden?

Nein! Eine fehlte. Das Mädchen Monja hatte sich erfolgreich gegen die Beeinflussung gewehrt.

Kaum war der erste Ton erklungen, preßte sie im ersten Impuls beide Hände gegen ihre Ohren. Dann griff sie rasch unter ihr Kleid. In einer versteckten Tasche trug sie einen Rosenkranz. Ihre Finger umfaßten die geweihten Perlen, die Lippen murmelten Gebete, und sie widerstand dem Drang des Bösen.

»Monja!« Die Stimme in ihrem Rücken ließ sie zusammenfahren. Hastig wandte sich das Mädchen um.

Vor ihr stand John Sinclair!

Ich lächelte, als ich Monja ansah, doch auch mein Anblick konnte ihre Angst nicht mindern.

»Tot«, flüsterte das Girl. »Sie sind tot - ich - ich ...« Hastig schlug sie ein Kreuzzeichen.

Ich ging auf sie zu. »Nein, Monja, ich lebe noch, wie du siehst«, erwiderte ich. »Das ist auch nicht mein Geist, der vor dir steht. Komm, faß mich an und überzeuge dich selbst.« Monja nickte.

Ich nahm das Mädchen in den Arm, spürte, wie es zitterte. »Wo sind die anderen?« fragte ich. »Auf dem Friedhof?«

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

»Dann werde ich Zarcadi dort stellen.«

Ich lauschte nach draußen. Das Geigenspiel klang nicht mehr so laut wie vorhin.

Ein paar Nachzügler gingen noch in Richtung Friedhof. Dann war die Straße leer.

Für mich wurde es Zeit.

»Laß uns einen anderen Weg nehmen«, schlug Monja vor, als wir inmitten des Schneetreibens auf der Straße standen.

Ich nickte. Vorsichtig sah ich mich um. Ich rechnete immer noch mit Nachzüglern, die unterwegs zum Friedhof waren, doch niemand ließ sich blicken.

Monja faßte nach meiner Hand und zog mich mit sich. Das Mädchen hatte es plötzlich eilig. Schließlich wußte es seinen Vater in den Fängen des Teufelsgeigers.

Wir näherten uns dem Totenacker von der Seite her. Die Musik wurde wieder lauter.

Ich umklammerte mit der linken Hand das Kreuz vor meiner Brust, und die Rechte preßte ich gegen meine Stirn.

Monja merkte wohl, daß mit mir etwas nicht stimmte. Fest drückte sie meinen Arm. »Sie dürfen nicht hinhören, Mr. Sinclair. Hören Sie weg, konzentrieren Sie sich auf das Gute.«

Ich nickte.

»Weiter!« flüsterte Monja.

»Nein!« Ich schüttelte den Kopf. »Von hier aus habe ich einen besseren Überblick.«

Professor Zarcadi stand auf einem Grabstein. Er drehte mir das Profil zu. Ich sah das hagere, eingefallene Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen. Zarcadi trug wieder seine dunkle Kleidung. Die schwarze halblange Jacke und die ebenfalls schwarze Hose. Vor ihm standen drei Fackelträger. Der rotgelbe Schein leuchtete den Dämon an und ließ ihn noch schrecklicher aussehen.

Die anderen Menschen hatten einen Halbkreis gebildet. Ihre Blicke klebten an Professor Zarcadi, der die Geige zwischen Kinn und linke Schulter gepreßt hatte und mit dem Bogen über die Saiten strich.

Er entlockte dem teuflischen Instrument die gräßlichsten Töne. Dämonische Musik, die über den Totenacker schwebte und die Leichen aus ihren Gräbern holen sollte.

Das Gewehr hatte ich im Gasthaus liegenlassen. Ich trug nur die beiden Pistolen und den Silberdolch bei mir. Die Beretta nahm ich in die rechte Hand. Den Rosenkranz, den mir Monja gegeben hatte, hängte ich mir um den Hals.

Meine Blicke irrten von den Versammelten ab, glitten über die eingefallenen Gräber mit den umgestürzten Grabsteinen. Dicht neben einem solchen Grab sah ich Suko, Jane Collins und Bill Conolly stehen.

Meine drei Freunde starrten Zarcadi an, als würde von ihm und seiner Melodie ihre Seligkeit abhängen.

»Bald ist es soweit«, flüsterte Monja neben mir. »Dann werden sich die Gräber öffnen ...«

Ich hielt den Atem an.

Monja hatte mit ihrer Prophezeiung recht.

Auf dem Grab, neben dem meine drei Freunde standen, bewegte sich die Erde. Suko, Jane und Bill bemerkten davon nichts. Ich wollte sie warnen, doch in meiner Kehle steckte plötzlich ein dicker Kloß.

Wie gebannt starre ich auf das Grab.

Der Mond schien sein Licht jetzt nur noch auf dieses eine Grab

zu konzentrieren, Deutlich sah ich die Finger einer Hand, wie sie sich aus dem Erdreich wühlten und sich anklagend in die Höhe streckten.

Die Hand gehörte einem Skelett!

Scharf sog ich den Atem ein.

Mein Entschluß stand fest. Ich mußte eingreifen. Mit einem Satz flankte ich über die Mauer ...

Weich landete ich auf der lehmigen nassen Friedhofserde. Ich befand mich hinter Zarcadis Rücken. Er konnte mich nicht sehen. Noch immer fuhr der Bogen über die Saiten. Wilder, ungezügelter als vorher.

Zarcadi stand dicht vor seinem Triumph.

Aber nur dicht.

Die Hand hatte sich jetzt bis zum Gelenk hin aus der feuchten Erde geschoben. Die Finger bewegten sich, wurden zur Faust, die drohend auf die Menschen wies.

Alles setzte ich auf eine Karte.

Ich riß die Beretta herum, zielte und schoß zweimal.

Meine geweihten Kugeln zerfetzten die Knochenhand. Die Schußdetonationen übertönten sogar die Musik.

Von einem Augenblick zum anderen brach das Spiel ab.

Zarcadi hatte bemerkt, was los war.

Da stand ich jedoch schon vor ihm und ließ ihn in die Mündung der Beretta blicken.

»Sinclair!« heulte er voller Wut.

»Ja«, knirschte ich. »Ich bin es!«

Wir starrten uns in die Augen.

Zarcadi und ich.

Zwei Todfeinde!

Plötzlich begann Zarcadi zu lachen. »Du hast es also geschafft«, sagte er. »Ich gratuliere dir. Noch nie ist jemand aus meiner Welt entkommen. Das heißt jedoch noch lange nicht, daß du auch hier gewonnen hast. Mit deinen Kugeln erschreckst du mich nicht.

Du weißt, daß ich mächtiger bin.«

»Stimmt«, erwiderte ich und hatte dabei Mühe, meine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Dich kann ich mit einer Silberkugel nicht besiegen, aber deine verdammte Teufelsgeige!«

Ich hatte die Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als ich auch schon abdrückte. Ich jagte drei geweihte Kugeln in die Geige und begleitete jeden Schuß mit einem Schrei.

Und ich hatte Erfolg.

Die nächsten Szenen sah ich wie in einem Zeitlupenfilm.

Die Geige flog auseinander, als wäre eine Bombe in ihr explodiert. Professor Zarcadi wich zurück. Sein Gesicht zeigte einen entsetzten Ausdruck. Die Saiten und die einzelnen Geigenteile standen in Flammen. Wie glühende Kohlenstücke zischten sie durch die Luft, fielen zu Boden und erloschen.

Zarcadi aber schleuderte mir einen gräßlichen Fluch entgegen. Aber das war nicht mehr er selbst. Die skelettierte Fratze des Schwarzen Tods starrte mich an. Weiß leuchteten die Augen in dem Totenschädel.

Ich stürzte mich auf ihn, jagte noch die letzte Kugel aus dem Magazin, aber es war schon zu spät.

Die Erde tat sich auf, und in einen feurigen, blutroten Schweif gehüllt verschwand der Schwarze Tod vor meinen Augen.

Nur seine Drohung hörte ich noch. »Ich komme wieder, John Sinclair! Ich komme wieder ...«

Dann war die Stimme verhallt.

Dafür hörte ich Rufe, Schreie, und ich sah Jane Collins. Sie flog auf mich zu, umarmte und küßte mich, daß ich gar nicht wußte, wie mir geschah.

»John!« stammelte sie immer wieder. »John ...«

In diesen Worten lag alles, was Jane Collins für mich empfand. Aber auch eine ungeheure Erleichterung, daß ich es doch noch geschafft hatte.

Noch in derselben Nacht fuhren wir zu Zarcadis Landhaus. Wir, das waren Jane Collins, Suko, Bill Conolly und ich. Und dort erwartete uns eine Überraschung.

Zarcadis Landsitz war zusammengebrochen. Wir standen vor einem Trümmerhaufen. Das gleiche war mit dem Treibhaus geschehen. Auch die Horror-Pflanzen gab es nicht mehr. Wir sahen nur noch verkohlte Reste. Mit Zarcadis Vernichtung waren sie auch vergangen.

Langsam ging ich durch das Treibhaus. Von Frank Scott entdeckte ich keine Spur mehr. Die Kräfte, mit denen er paktiert hatte, forderten ihren Tribut. Sie hatten ihn verschlungen.

Die Bewohner von Orlington wußten nicht, was mit ihnen geschehen war. Völlig ratlos standen sie sich gegenüber.

Bevor wir wieder fuhren, ging ich noch einmal auf den Friedhof. Mein Sarg stand noch immer im Grab. Lange starrte ich in die Grube hinab. Und ich dankte dem Schöpfer, daß ich noch einmal davongekommen war.

Plötzlich war Jane Collins hinter mir. Ich fühlte ihre Hand in der meinen.

»Komm«, sagte sie leise. »Suko und Bill warten ...«

ENDE